

Julien Bobineau,
Julius Goldmann,
Stefanie Goldschmitt,
Robert Hesselbach,
Gabriella-Maria Lambrecht (edd.)

Zentrum und Peripherie

Beiträge zum 32. Forum Junge
Romanistik in Würzburg (16.–19. März 2016)



Forum Junge Romanistik 23

**Herausgegeben von
Marina Ortrud Hertrampf
und Harald Völker**



FJR 2016

32. FORUM

JUNGE ROMANISTIK

16.-19.03.2016

ZENTRUM UND PERIPHERIE

Julien Bobineau,
Julius Goldmann,
Stefanie Goldschmitt,
Robert Hesselbach,
Gabriella-Maria Lambrecht (edd.)

Zentrum und Peripherie

Beiträge zum 32. Forum Junge
Romanistik in Würzburg (16.–19. März 2016)



Die HerausgeberInnen lehren und forschen am Institut für Romanistik der Julius-Maximilians-Universität in Würzburg.
Julien Bobineau, Julius Goldmann und Gabriella-Maria Lambrecht sind Wissenschaftliche Mitarbeiter am Lehrstuhl für Französische und Italienische Literaturwissenschaft.
Stefanie Goldschmitt ist Lektorin für Spanisch im Fachbereich Sprachpraktische Ausbildung und Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Romanische Sprachwissenschaft.
Robert Hesselbach ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Romanische Sprachwissenschaft.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

AVM - Akademische Verlagsgemeinschaft München 2019
© Thomas Martin Verlagsgesellschaft, München

Umschlagabbildung: © shutterstock

Dieses Werk ist als Open-Access-Publikation unter einer Creative Commons-Lizenz Namensnennung - Nicht kommerziell - Keine Bearbeitung 4.0 International lizenziert und unter dem DOI 10.23780/9783960914990 abzurufen. Jede Verwertung außerhalb dieser Lizenz bedarf der schriftlichen Genehmigung durch den Verlag. Die Lizenzen sind einsehbar unter <https://creativecommons.org/licenses/>

Alle Informationen in diesem Buch wurden mit größter Sorgfalt erarbeitet und geprüft. Weder Herausgeber, Autoren noch Verlag können jedoch für Schäden haftbar gemacht werden, die in Zusammenhang mit der Verwendung dieses Buches stehen.

e-ISBN (ePDF) 978-3-96091-499-0
ISBN (Print) 978-3-95477-082-3
ISSN 2194-959X

Verlagsverzeichnis schickt gern:
AVM - Akademische Verlagsgemeinschaft München
Schwanthalerstr. 81
D-80336 München

www.avm-verlag.de

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
<i>Thomas Klinkert</i> Gedanken zur Romanistik oder: die Zentralität des Peripheren	11
<i>Bettina Book</i> Auf dem Weg aus der Peripherie: die Kreolsprache Papiamentu	21
<i>Sarah Bürk</i> Zentrum und Peripherie in der Funktionalität der altfranzösischen Demonstrativa	37
<i>Debora Francione</i> Zentrum und Peripherie bei Pier Paolo Pasolini: Die Vorhersage einer transkulturellen Realität	57
<i>Alba Nalleli García Agüero</i> Prototipicidad, periferia y categorización: El mestizo y el indígena en libros escolares mexicanos	67
<i>Evelyn Hertenberger</i> Weibliche Raum- und Identitätskonstruktion in der <i>Peripherie der Peripherie</i> . Lyrik aus Patagonien von Graciela Cros und Anahí Lazzaroni	87
<i>Sandra Issel-Dombert</i> Der Vorabend der Französischen Revolution von 1789 zwischen Zentrum und Peripherie	101
<i>Kerstin Kloster</i> De Montréal à Paris – voyage et imagination dans <i>Des nouvelles d'Édouard</i> de Michel Tremblay	115
<i>Christian Koch</i> Zentrum und Peripherie der romanischen Silbe aus typologischer Sicht	129
<i>Melina Riegel</i> Zentrum und Peripherie in lateinamerikanischen Fußballerzählungen: Eduardo Sacheris „Esperándolo a Tito“ (2000) und Eduardo Galeanos <i>El fútbol a sol y sombra</i> (1995, 2015)	145

Julia Sánchez Rodríguez

La internacionalización de lo local a través de los documentales sobre el 15-M: *Vers Madrid: The burning bright* de Sylvain George e *Idas y vueltas entre las primaveras* de Sarah Mauriaucourt 161

Corina Schmauser

Zentrum vs. *Peripherie* in italienischen Grammatiken der Frühen Neuzeit: Toskanisches Ideal und sprachliche Abweichungen 175

Michael Schmitz

livre als texte und als *tome*: Perspektiven auf Peripherie und Zentrum einer Mehrdeutigkeit 189

Kai Schöpe

Gender, Grenze und Gewalt: Édouard Louis' *En finir avec Eddy Bellegueule* und Abdellah Taïas *Un pays pour mourir* 203

Emanuele Ventura

Periferia cittadina e periferia linguistica: il romanesco di oggi tra Zerocalcare e la *La Scienza coatta* 217

Anna Isabell Wörsdörfer

Europäisches Zentrum und seine Peripherien in zwei Reisenovellen Prosper Mérimées: Interkulturelle Begegnungen eines gelehrten Erzählers mit einer *femme fatale* (*Carmen*) und einem Bärenmenschen (*Lokis*) 233

Hiba Zamzami

Grenzen und ihre (Un)überwindbarkeit: Hybride Identitätswürfe in Colette Fellous' *Avenue de France* 247

Die Autorinnen und Autoren dieses Bandes 261

Vorwort

Das 32. Forum Junge Romanistik fand vom 16. bis 19. September 2016 zum ersten Mal an der Julius-Maximilians-Universität in Würzburg statt und führte Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler aus ganz Europa zusammen, die ihre Forschungen zum Tagungsthema „Zentrum und Peripherie“ vorstellten. Die Begriffe *Zentrum* und *Peripherie* waren für dieses Nachwuchskolloquium in mehrfacher Hinsicht von Bedeutung. Zum einen rückt es den wissenschaftlichen Nachwuchs und seine Forschungsaktivitäten ins Zentrum der Aufmerksamkeit und bietet dabei die Möglichkeit zum fachlichen wie persönlichen Austausch. Zum anderen wäre eine Romanistik ohne die Zentrum-Peripherie-Dichotomie schlicht undenkbar: Es waren ja gerade die romanisierten bzw. latinisierten peripheren Bereiche des Römischen Reiches, in denen sich die unterschiedlichen romanischen Sprachen (und Kulturen) entwickelten und konsolidierten. Durch die Kolonialisierung entstanden periphere Sprachgebiete und ehemals periphere Idiome, wie etwa das Französische, Spanische oder Portugiesische bilden nun selbst das Zentrum.

Dieser Verschiebung wird durch die Breite der in diesem Band versammelten Beiträge Rechnung getragen: Junge Forscherinnen und Forscher sorgen durch ihre Untersuchungen dafür, dass die Romanistik in Rückbesinnung auf ihren ursprünglichen Kern in Bewegung bleibt. Sie liefern Forschungsimpulse, die das traditionelle Zentrum des Fachs erweitern und somit eigene Peripherien eröffnen.

In der Literaturwissenschaft wird diese Dichotomie dabei im geographischen Sinne verstanden, wenn es etwa um die Grenzverschiebung zwischen den frankophonen Metropolen Paris und Montreal (Kerstin Kloster) oder die Reisenovellen eines gelehrten Erzählers geht, der sich aus einem europäischen Zentrum hinausbewegt (Anna Isabell Wörsdörfer). Besondere Betrachtung findet das ursprünglich naturalistische Spannungsverhältnis von individueller Identität und sozialem Milieu, das sich auch bei den beiden zeitgenössischen Autoren Édouard Louis und Abdellah Taïas widerspiegelt (Kai Schöpe). Postkoloniale *Zentren* und *Peripherien*, die sich insbesondere in Weiblichkeitskonstruktionen von Autorinnen und weiblichen Figuren ausdrücken, stehen in mehreren Beiträgen im Fokus: Während Patagonien und die dortige Lyrik aus eurozentrischer Perspektive naturgemäß marginalisiert erscheint (Evelyn Hertenberger), zieht die maghrebinische Autorin Colette Fellous postkoloniale Grenzen der Weiblichkeit in ihrem Roman *Avenue de France* (Hiba Zamzami). Die dichoto-

me Einteilung der Welt des zentralen Italiens und der peripheren *Dritten Welt* bei Pier Paola Pasolini ist ebenfalls Thema der Analyse (Debora Francione). Die spontanen Proteste im krisengeschüttelten Spanien, die als *Bewegung 15-M* bekannt geworden sind, finden durch eine Reihe an filmischen Dokumentationen von S. Mariaucourt und S. George ihren Weg von der Peripherie der Zivilgesellschaft zum Zentrum der Macht (Julia Sánchez Rodríguez). Eine kulturwissenschaftliche Betrachtung des *Massensports Fußball* in der lateinamerikanischen Literatur erweitert das Begriffspaar *Zentrum vs. Peripherie* um ein popkulturelles Phänomen, das kulturelle Grenzen aufzubrechen versucht.

In der sprachwissenschaftlichen Betrachtung der Begriffe *Zentrum* und *Peripherie* spielen zunächst auch räumliche Konzeptionen eine wichtige Rolle: So wird der Ausbau des Papiamentu als romanisch-basierte Kreolsprache in der Karibik, und damit sein Weg aus der Peripherie ins Zentrum, auf Grundlage einer Analyse von Satzverknüpfungstechniken thematisiert (Bettina Book). In einem Beitrag zu den *cahiers de doléances* werden die Unterschiede am Vorabend der Französischen Revolution zwischen dem Zentrum Reims und seinen ländlichen Peripherien anhand einer Topos-Analyse herausgearbeitet (Sandra Issel-Dombert). Abweichungen von einem toskanischen Ideal sind das Thema des Beitrags zur frühen Grammatikographie des Italienischen (Corina Schmauser). Auch dem Bereich der Semantik und der Frage nach zentraler und peripherer Bedeutung widmen sich Artikel: Auf der einen Seite wird das französische Lexem *livre* in seiner physischen Bedeutung als *tome* und nicht-physischen Verwendung als *texte* näher beleuchtet (Michael Schmitz). Ein prototypensemantischer Ansatz wird bei der Beschreibung der Kategorisierung von *Mexikanern* bzw. *Indigenen* in mexikanischen Schulbüchern der 1960er Jahre gewählt (Alba Nalleli García Agüero). Der Beschreibung des sprachlichen Systems nehmen sich mehrere Beiträge an: Zum einen wird die Funktionalität altfranzösischer Demonstrativa anhand der Zentrum-Peripherie-Dichotomie aufgearbeitet (Sarah Bürk), zum anderen werden beide Begriffe für eine Typologie romanischer Silbenstrukturen herangezogen (Christian Koch). Anhand der Sprache von Comiczeichnungen und einer Facebook-Seite wird zudem das Italienische Roms in Bezug auf phonetische, morphologische und lexikalische Eigenschaften untersucht (Emanuele Ventura).

Die Heterogenität der Artikel zeigt, wie vielfältig romanistische Forschung heutzutage ist. Darauf verweist auch Thomas Klinkert, der als Erster Vorsitzender des Deutschen Romanistenverbandes bei der Eröffnung der Tagung gesprochen hat. In seinem Beitrag, der am Beginn dieses Bandes steht, macht er deutlich, dass gerade diese Vielfältigkeit synchroner wie diachroner Themen

äußerst interessante Forschungsperspektiven eröffnet, die junge Romanistinnen und Romanisten als Chance sehen und wahrnehmen sollten.

Eine Veranstaltung wie das Forum Junge Romanistik – und dies schließt die Publikation der Tagungsakten mit ein – wäre ohne die Unterstützung vieler Organisationen nicht denkbar. Wir danken zunächst dem Würzburger Institut für Romanistik und all unseren Kollegen für ihren ideellen wie finanziellen Beitrag. Unseren Kolleginnen Ester Belmonte und Gabriella de Rossi sowie Dr. Martine Guille danken wir in diesem Zusammenhang für das Redigieren der fremdsprachlichen Texte. Ganz besonderen Dank sagen wir den einzelnen romanistischen Fachverbänden, die dieses Projekt ermöglicht haben, namentlich dem Deutschen Romanistenverband, dem Deutschen Hispanistenverband, dem Frankoromanistenverband, dem Deutschen Katalanistenverband, dem Deutschen Lusitanistenverband, dem Deutschen Italianistenverband sowie dem Balkanromanistenverband. Besonders gefreut hat uns die Bereitschaft zweier Würzburger Initiativen, uns zu unterstützen: Dabei danken wir besonders der Deutsch-Französischen Gesellschaft Würzburg für ihre großzügige Zuwendung. Dem Verein *promptus e.V.*, der sich die Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses der Romanistik auf die Fahnen geschrieben hat, sind wir ebenfalls für die Unterstützung dankbar. Auch den Fachverlagen sei an dieser Stelle gedankt, zu unseren Unterstützern zählen der AVM Verlag München, der Klett Verlag, der Universitätsverlag Winter, der Erich Schmidt Verlag, der Verlag Frank und Timme sowie der Narr Verlag. Ebenso gefreut hat uns die Förderung durch das Italienische Kulturinstitut in München sowie dem dort ansässigen Generalkonsulat.

Wir wünschen Ihnen eine interessante Lektüre!

Würzburg, im September 2017

Julien Bobineau, Julius Goldmann, Stefanie Goldschmitt, Robert Hesselbach
und Gabriella Lambrecht

Thomas Klinkert

Gedanken zur Romanistik oder: die Zentralität des Peripheren

1. Was bedeuten die Begriffe *Zentrum* und *Peripherie*? Wir können sie im geographischen und politischen Sinne verwenden. Für uns Romanisten liegt in diesem Fall das Beispiel Frankreich besonders nahe, wo der Gegensatz zwischen dem Zentrum Paris und dem Rest des Landes als Peripherie dieses Zentrums – oder wie es in Frankreich mit häufig leicht abwertendem Beiklang heißt: *la province* – eine kulturell fundamentale, ja identitätsbildende Rolle spielt. Das Beispiel unseres Nachbarlandes zeigt uns im Übrigen, dass in einem zentralistischen Staatssystem die Gefahr besteht, dass das Zentrum übermächtig wird, dass also das Gleichgewicht zwischen Zentrum und Peripherie verloren gehen kann. Ein Indiz hierfür ist ex negativo die in Frankreich seit einigen Jahrzehnten zu beobachtende Gegenbewegung der *décentralisation*, die die Peripherie zu Lasten des Zentrums stärken soll, etwa indem die *École Normale Supérieure* von Paris nach Lyon verlagert wird. Allerdings zeigt sich, dass die Attraktionskraft des Zentrums Paris insofern ungebrochen ist, als häufig diejenigen, die zur Funktionselite des Landes gehören, ihren Wohnsitz in Paris haben und zu ihrem in der Peripherie gelegenen Arbeitsplatz pendeln. Auch die Ämterhäufung (*cumul des mandats*), die es Politikern lange Zeit ungehindert ermöglichte, zugleich Abgeordnete in der Nationalversammlung und Amtsträger in der Provinz, z. B. Bürgermeister zu sein, und die man erst seit wenigen Jahren durch Gesetze einzudämmen versucht, ist ein Indiz dafür, dass auch die Dezentralisierung meist noch zentralistisch gesteuert und vollzogen wurde und wird.

Grundsätzlich kann man die Frage stellen, was denn wichtiger sei: das Zentrum oder die Peripherie? Die dialektische Antwort müsste wohl lauten, dass beide wechselseitig aufeinander angewiesen sind, ja, dass sie sich gegenseitig definieren; keine Peripherie ohne Zentrum, kein Zentrum ohne Peripherie. In diesem Sinne spreche ich von der Zentralität des Peripheren, die etwa in einem Staat wie Deutschland besonders gut erkennbar wird. Hier ist zwar seit der Wiederherstellung der staatlichen Einheit nach dem Ende des Kalten Krieges die wieder zusammenwachsende Metropole Berlin als gesamtdeutsche Hauptstadt in den letzten zwei Jahrzehnten nicht nur zum Zentrum der politischen Macht geworden, sondern hat sich darüber hinaus auch zu einem kulturellen Zentrum auf nationaler und internationaler Ebene entwickelt. Neben Berlin gibt es aber

in Deutschland aufgrund seiner historisch gewachsenen föderalistischen Organisation andere (wirtschaftliche, kulturelle, politische) Zentren wie München, Hamburg, Köln, Frankfurt am Main oder auch Leipzig und Dresden. Die Frage: *Was ist Zentrum, was Peripherie?* ist für Deutschland somit schwieriger zu beantworten als für Frankreich. Hier erhebt das Periphere auf politischer und kultureller Ebene durchaus einen begründeten Anspruch auf Zentralität.

Noch schwieriger wird es, wenn man sich auf die supranationale Ebene begibt und fragt: Wo ist das Zentrum Europas, wo seine Peripherie? Sind die großen Metropolen wie Paris, London, Rom, Madrid, Stockholm oder Brüssel das Zentrum Europas? Dann müsste man den Begriff *Zentrum* wohl eher in den Plural setzen. Oder sind das Zentrum Europas bestimmte Länder wie Frankreich und Deutschland? Hier merkt man, dass das Begriffspaar eine etwas andere, weniger konkrete Bedeutung annimmt. Es geht überhaupt bei dieser Begrifflichkeit immer auch um eine bestimmte Perspektive, einen Beobachterstandpunkt, von dem aus man sie verwendet. Man imaginiert sich gewissermaßen als Teil eines kulturellen Systems, das man in räumliche Termini übersetzt und innerhalb dessen man sich und sein Verhältnis zur Umwelt im wörtlichen Sinn *verortet*. Besonders wichtig erscheint mir das eben schon kurz erwähnte komplementäre Verhältnis zwischen Zentrum und Peripherie, welches impliziert, dass beide wechselseitig voneinander abhängen und ohne den jeweiligen Gegenbegriff gar keinen Sinn haben können. Wenn ein System ein Zentrum aufweist, dann muss es auch Bereiche innerhalb des Systems geben, die nicht mit dem Zentrum identisch sind, die also außen an diesem Zentrum angelagert sind, d. h. sich in der Peripherie des Systems befinden. Und wenn es in einem System eine Peripherie gibt, dann impliziert das automatisch die Existenz eines Zentrums, auf das sich die Peripherie hin orientiert oder zumindest in Differenz zu welchem es gerechtfertigt ist, sie als Peripherie zu bezeichnen. Auch in dieser Hinsicht kann man also von der Zentralität des Peripheren sprechen.

2. Was lässt sich aus diesen einleitenden Überlegungen schlussfolgern im Hinblick auf das Forum Junge Romanistik, das heute, am 16. März 2016, in Würzburg beginnt, und im Hinblick auf seine Teilnehmerinnen und Teilnehmer? Was die wissenschaftlichen Inhalte der Tagung betrifft, so sehe ich anhand des Programms, dass sich das Rahmenthema als besonders fruchtbar erwiesen hat, denn es hat die teilnehmenden Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, es hat Sie, meine sehr verehrten Damen und Herren, zu einer breiten Palette von spezifischen Fragestellungen angeregt, deren Spektrum von den Kreolsprachen in der Karibik über die Ästhetik des Peripheren in der aktuellen Literatur Neapels bis hin zu performativen Gender- und Identitätskonstruktionen bei Abdel-

lah Taïa, von hispanistischen Tief- und Hochlandtheorien über Zentrum und Peripherie aus sprachtypologischer Sicht bis hin zur Ästhetik von Zentrum und Peripherie bei Montaigne reicht. Geographisch und historisch haben wir es also mit den romanistiktypischen weiten Feldern zu tun, und das ist auch gut so, wie ich als Erster Vorsitzender des Deutschen Romanistenverbandes erfreut feststelle. Denn es zeichnet die Romanistik aus und ist aus meiner Sicht ihr großer Vorteil, dass ihr Gegenstandsbereich historisch, geographisch und kulturell durch Breite, Vielfalt und Heterogenität gekennzeichnet ist. Anders als bei unseren Nachbardisziplinen, etwa der Germanistik, Anglistik oder Slavistik, reicht bei uns Romanisten die sprachgeschichtliche Perspektive bis in die Antike zurück. Die Ausdifferenzierung der romanischen Sprachen aus dem Lateinischen ist ein Prozess, der sich über viele Jahrhunderte erstreckt und den wir einigermaßen gut beobachten können, weil die Ausgangssprache verschriftlicht wurde. Zwar gibt es zwischen dem Lateinischen der Antike und den romanischen Sprachen des Mittelalters zahlreiche nicht dokumentierte Übergangsstufen. Diese konnten jedoch von den Sprachhistorikern dank der Tatsache, dass es von der Ausgangssprache eine kodifizierte Variante gibt, relativ gut erschlossen werden. Die Entwicklung vom Lateinischen zu den romanischen Volkssprachen ist somit ein Modellfall von gut beobachtbarem bzw. rekonstruierbarem Sprachwandel, der den Forschern, die sich heute etwa mit Kreolsprachen und ihrer Entstehung beschäftigen, wichtige Anregungen und Beschreibungskategorien an die Hand gibt, woraus sich ein strategischer Vorteil für die Sprachwissenschaft insgesamt ergibt.

Wenn man nun bedenkt, dass sich die Entstehung der romanischen Sprachen als ein Prozess beschreiben lässt, in dem die Relation zwischen Zentrum (Rom) und Peripherie (den romanisierten Provinzen) eine wichtige Rolle spielt, und wenn man außerdem bedenkt, dass die Romanistik ein universitäres Fach ist, welches im 19. Jh. in Deutschland entstand, also in der Peripherie der Romania, dann kann man vielleicht die Hypothese aufstellen, dass die Romanistik sowohl auf der Ebene ihres Gegenstandsbereiches als auch auf der Ebene ihres disziplinären Status durch das Verhältnis zwischen Zentrum und Peripherie ganz wesentlich geprägt worden ist und wird.

Ich darf ein wenig aus meiner eigenen, mittlerweile über 30-jährigen Erfahrung berichten, um zu verdeutlichen, was ich meine, wenn ich sage, dass das Fach Romanistik im heutigen Universitätsbetrieb nicht gerade im absoluten Zentrum steht. Dies gilt in mehrerlei Hinsicht. Vergleicht man etwa die Studierendenzahlen, so wird man tendenziell fast überall ein mehr oder weniger deutliches Übergewicht der Germanistik feststellen. Als ich mich im Herbst 1985 an der Münchener Ludwig-Maximilians-Universität für ein Lehramtsstudium

mit den Fächern Deutsch und Französisch immatrikulierte, kursierten meiner Erinnerung nach folgende Zahlen: Am Institut für Germanistik seien es etwa 6000 Studienfälle; dagegen seien am Institut für Romanistik nur etwa 2000 Studienfälle registriert. Aus meiner studentischen Sicht war allein schon aufgrund dieser Zahlen die Germanistik ein zentrales Fach. Diese Zentralität erschien dadurch als gerechtfertigt, dass das Fach sich mit Aspekten des Eigenen, der deutschen Sprache und Literatur, beschäftigte. Andererseits war die Germanistik auch ein Massenfach: In manchen Seminaren gab es 60 bis 80, manchmal sogar 100 Teilnehmer. Wenn man nicht mindestens eine Viertelstunde vor Beginn im Hörsaal war, dann riskierte man, in Vorlesungen keinen Sitzplatz mehr zu bekommen. Die Romanistik dagegen war ein kleineres, überschaubareres, auch ein exklusiveres Fach, denn man musste ja erst einmal ein bestimmtes Mindestniveau in den Fremdsprachen Französisch, Italienisch oder Spanisch erreicht haben, um wissenschaftliche Veranstaltungen belegen zu dürfen. Die Zugangsvoraussetzungen zu dem tendenziell peripheren Fach Romanistik waren also strenger und selektiver als in der Germanistik und mithin erschien es mir als eine besondere Herausforderung, dieses Fach zu studieren. In meinem persönlichen Lebensweg wurde auf diese Weise das Periphere zum Zentrum.

Nicht nur in Bezug auf die Studierendenzahlen, sondern auch hinsichtlich der institutionellen Wertigkeit ist die Romanistik an deutschen Universitäten in der Regel eher ein peripheres Fach. An den Universitäten gibt es meist drei, vier oder in seltenen Fällen sechs Professuren, die die gesamte Breite des Faches in Sprach-, Literatur- und Kulturwissenschaft abzudecken haben, und dies in mindestens drei, manchmal sogar vier oder fünf Sprachräumen. Meist sind es an den Universitäten ebenso viele Professuren, die einzig und allein für Neuere deutsche Literaturgeschichte zur Verfügung stehen. Diese institutionelle Dominanz der Germanistik gegenüber der Romanistik wirkt sich häufig auch dahingehend aus, dass die wissenschaftlichen Erkenntnisse des einen Faches sehr viel stärker von der Öffentlichkeit wahrgenommen werden als die des anderen. So wie in den Feuilletons der überregionalen Zeitungen die deutschsprachige Literatur sehr viel deutlicher in Erscheinung tritt als die aus romanischen Sprachen übersetzte Literatur, ist auch die Expertise von Spezialisten für deutschsprachige Literatur stärker nachgefragt als die von Romanisten. Ruft man sich die Namen von Wissenschaftlern ins Gedächtnis, die über die Grenzen der Fachwelt hinaus bekannt sind, dann fallen einem auf Anhieb einige Namen von Germanisten ein, wie etwa Sigrid Weigel, Norbert Miller, Gerhard Neumann, Joseph Vogl, Heinrich Detering, Albrecht Koschorke, Jochen Hörisch, um einige der bekanntesten zu nennen. Aus der Romanistik kennt man Namen wie Karlheinz Stierle, Hans Ulrich Gumbrecht oder Harald Weinrich, die es aufgrund ihrer

seit vielen Jahrzehnten andauernden Produktivität zu einiger Bekanntheit gebracht haben, wobei man nicht vergessen darf, dass Weinrich zwar Romanist ist, aber jahrzehntelang einen Lehrstuhl für Deutsch als Fremdsprache an der LMU München inne hatte. Und Gumbrecht ist vor allem als Kulturwissenschaftler bekannt, nicht als Romanist. Die Dominanz der Germanistik manifestiert sich nicht zuletzt auch darin, dass dieses Fach aufgrund der vergleichsweise guten Ausstattung mit Lehrstühlen es sich leisten kann, immer wieder den einen oder anderen Vertreter in langfristige institutionelle Engagements zu entlassen. Die Universitäten Freiburg i. Br., Konstanz und Bonn sowie die FU Berlin wurden oder werden von Germanisten geleitet. Die DFG hatte mit Wolfgang Frühwald und Peter Strohschneider innerhalb der letzten 25 Jahre zweimal einen Germanisten als Präsidenten, wobei Strohschneider vor seiner Wahl zum aktuellen DFG-Präsidenten bereits einige Jahre als Präsident des Wissenschaftsrates fungiert hatte. Dass es in Mannheim ein Institut für deutsche Sprache gibt, an dem über 100 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter die deutsche Sprache erforschen, ist ein weiteres Indiz für die Bedeutung der Germanistik, welcher die Romanistik nur wenig entgegenzusetzen hat. Daran zeigt sich, dass die Germanistik gegenüber der Romanistik institutionell die Position des Zentrums besetzt, während die Romanistik in der Peripherie angesiedelt ist.

Man kann hinzufügen, dass sich die Geisteswissenschaften insgesamt in einer Zentrums-Peripherie-Relation befinden. Dies kommt sehr deutlich in folgender Zahlenrelation zum Ausdruck: An deutschen Universitäten haben die Geisteswissenschaften etwa 15% aller Stellen, müssen damit aber ca. 25% aller Studierenden versorgen. Mit anderen Worten: Es fließen sehr viel mehr Ressourcen in Fächer, die nicht zu den Geisteswissenschaften gehören, und dies nicht etwa, weil die Geisteswissenschaften nicht gebraucht würden, sondern weil diejenigen, die über die Ressourcenzuteilung entscheiden, ganz offenbar der Auffassung sind, dass geisteswissenschaftliche Forschung und Lehre billiger sein müssen als Forschung und Lehre in den Bereichen der MINT-Fächer (Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften und Technik).

Allerdings kann das Hierarchieverhältnis von Zentrum und Peripherie ins Wanken geraten. Auch hier möchte ich wieder mit einem Beispiel aus meiner eigenen Lebensgeschichte aufwarten. Ich war einige Jahre Professor an der Universität Mannheim und konnte dort hautnah miterleben, wie sich die Machtverhältnisse als Verteilungskämpfe innerhalb der Universitätshierarchie auswirkten. Zwischen 2004 und 2007 war ich Dekan der Philosophischen Fakultät dieser Universität. Als ich mein Amt antrat, hatte ich die optimistische Vorstellung, dass man mit den Vertretern der dort angesiedelten hegemonialen Fächer (BWL, VWL und Sozialwissenschaften) auf Augenhöhe kommunizieren

könne, weil man ja ein gemeinsames Interesse an einer erfolgreichen Gesamtuniversität habe. Tatsächlich war es dann aber so, dass einige Vertreter der hegemonialen Fächer Pläne entwickelten, die darauf abzielten, die ohnehin schon auf die Minimalgröße einer Fakultät eingeschrumpften Geisteswissenschaften noch stärker zu reduzieren, um die eigenen Ressourcen zu vergrößern. Dies führte im Herbst 2006 zu einer heftigen politischen Auseinandersetzung, bei der sich die hegemonialen Fächer der Universität auf der einen Seite und die peripheren Fächer (Geisteswissenschaften und – standortspezifisch – Mathematik/ Informatik) gegenüberstanden. Als Dekan der Philosophischen Fakultät konnte und wollte ich es nicht hinnehmen, dass man meine Fakultät um drei Professuren zu verkleinern drohte, und ich habe dies auch in den öffentlichen Auseinandersetzungen immer wieder deutlich gesagt. In jenem ‚heißen Herbst‘ des Jahres 2006 gab es einige durchaus witzige Interventionen, als etwa Studierende auf dem Ortsschild von Mannheim das Wort „Universitätsstadt“ durchstrichen. Eine Universität ohne eine Philosophische Fakultät, so lautete die Botschaft, sei keine richtige Universität mehr. Diese Aktion hat den damaligen Rektor der Universität Mannheim besonders erbost, während sie unserer Sache Auftrieb verlieh, denn genau das war unser Argument: Macht uns nicht kaputt, denn damit schadet ihr euch selbst. Nun bin ich zwar kein Märchenerzähler, aber in dieser Sache gab es tatsächlich so etwas wie ein *happy end*, das ich selbstverständlich keinesfalls meinen Interventionen zuschreiben möchte, denn universitäre Entscheidungen sind immer komplex und keineswegs kann ein einzelner für sich beanspruchen, diese Entscheidungen ganz allein herbeigeführt zu haben. In jedem Fall ist festzuhalten, dass die sehr heftigen Auseinandersetzungen dadurch beendet wurden, dass zwischen den beteiligten Parteien eine Art Burgfrieden geschlossen wurde, der zur Folge hatte, dass die Philosophische Fakultät nicht wie eigentlich geplant aufgelöst wurde, sondern weiterbestehen konnte. Einige Jahre nach meinem Weggang von der Universität Mannheim übrigens wurde dann sogar an der Philosophischen Fakultät die Anzahl der Professuren noch vergrößert, weil in den Lehramtsfächern aufgrund des doppelten Abiturjahrgangs wieder mehr Studierende immatrikuliert waren.

Vielleicht war es eine Mischung aus Realpolitik und höherer Einsicht, die zu diesem Ergebnis geführt hat. In jedem Fall ist es meine persönliche Überzeugung, dass bei aller Notwendigkeit und Legitimität einer sogenannten Profilbildung, wie sie an der Universität Mannheim – mit durchaus nachvollziehbaren Gründen – idealtypisch vorgenommen wurde und wird, neben den zentralen auch die peripheren Fächer eine wichtige Rolle spielen müssen. Bestimmte Studienfachkombinationen, die es an der Universität Mannheim schon seit Jahrzehnten gibt, sind ein weiterer Beleg für diese Zentralität des Peripheren; ich

meine die Kombination von philologischen Fächern mit Wirtschaftswissenschaften, genannt „Bachelor Kultur und Wirtschaft“. Wenn ein Fach den eigenen Stellenwert richtig einschätzt und die Chancen, die sich aus der eigenen Situation jeweils ergeben können, erkennt und zu nutzen versteht, dann kann der vermeintliche Makel der Marginalität oder des Peripheren in einen Vorteil umgemünzt werden. Genau das haben die Mannheimer Vertreter der Geisteswissenschaften in kluger Weise getan, und zwar schon lange vor meiner Zeit und auch danach.

3. Kommen wir zurück zur Romanistik. Wie vorhin schon erwähnt, hat dieses Fach ja im Bereich der Sprachgeschichtsschreibung einen Sonderstatus, weil sich eine Kontinuität vom Lateinischen der Antike bis hin zu den romanischen Einzelsprachen der Gegenwart beobachten lässt. Ein weiteres Merkmal der Romanistik ist die sehr große geographische Verbreitung der romanischen Sprachen, die nicht nur in Europa, sondern auch in Nord- und Südamerika, in Afrika und teilweise auch auf anderen Kontinenten gesprochen werden. Neben dem Englischen haben nur die romanischen Sprachen eine ähnliche globale Verbreitung gefunden. Wie im Fall des Englischen gibt es auch bei den romanischen Sprachen Kreolsprachen, etwa in Afrika oder in der Karibik, sowie allerlei Formen des Sprachkontakts, sowohl innerhalb der Romania als auch an den Grenzen zwischen romanischsprachigen und nicht romanischsprachigen Gebieten. Mithin lässt sich eine Untersuchung der Globalisierung aus kultureller und sprachlicher Perspektive überhaupt nicht denken ohne die Beteiligung der Romanistik. Häufig stellt sich hierbei auch das Problem des Verhältnisses zwischen der jeweiligen romanischen Sprache und dem Englischen. Auch dies ist wiederum eine Variante des Verhältnisses von Zentrum und Peripherie.

Kommen wir aber nun zu dem Bereich, für den ich eigentlich kompetent bin, nämlich dem der Literatur. Hier muss jedermann anerkennen, dass einige der bedeutendsten literarischen Leistungen aller Epochen und aller Sprachgebiete in den romanischen Ländern entstanden sind und dass diese Leistungen auch sehr stark rezipiert worden sind. Ich nenne nur einige Namen bzw. Werke: Der Artusroman, wie ihn Chrétien de Troyes im 12. Jh. geprägt hat, die höfische Liebeslyrik, die von den Provenzalen hervorgebracht wurde, die Literatur des italienischen 14. Jh.s mit den *Tre Corone fiorentine* Dante Alighieri, Francesco Petrarca und Giovanni Boccaccio, die Literatur der italienischen Renaissance mit Autoren wie Sannazaro, Castiglione, Machiavelli, Ariosto, Tasso, die Literatur des spanischen *Siglo de oro* mit Miguel de Cervantes, Calderón, Lope de Vega, die Literatur der französischen Klassik (Corneille, Molière, Racine, Madame de Lafayette), die französischen Aufklärer Montesquieu, Voltaire, Rous-

seau und Diderot, die Romantiker Madame de Staël, Chateaubriand, Leopardi, die ‚Erfinder der Moderne‘ Flaubert und Baudelaire in der Mitte des 19. Jh.s, die großen Autoren des 20. Jh.s (Pirandello, Proust, Unamuno, Pessoa, Beckett, Nathalie Sarraute), ohne die bedeutenden Schriftsteller aus Lateinamerika zu vergessen, etwa Julio Cortázar, Jorge Luis Borges, Gabriel García Márquez usw. Was wäre die europäische Literatur, ja was wäre die Weltliteratur, wenn man die genannten Autoren und ihre Texte nicht hätte? Wie könnte man sich eine deutsche Literatur vorstellen, ohne die vielfachen Anregungen, die sie von den romanischen Nachbarliteraturen erhalten und produktiv aufgenommen hat? Viele Gattungen wurden zuerst von Autoren romanischer Sprache gepflegt, etwa die Canzone, das Sonett, die Novelle, die neuzeitliche Komödie, der Schäferroman usw. Aus diesem Grund benötigt man bei der Rekonstruktion literarhistorischer Zusammenhänge immer auch den Beitrag der Romanistik.

Man sieht an diesen Zusammenhängen sehr deutlich, dass sich Zentrum und Peripherie in wechselnder Konstellation zueinander befinden. Historisch gesehen waren die romanischen Kulturen insbesondere Italiens und Frankreichs häufig früher entwickelt und besaßen aufgrund dessen eine kulturelle Ausstrahlung, die sich in Form von europaweiten Rezeptionsbeziehungen manifestierte. Solche Rezeptionsbeziehungen gibt es bekanntlich nicht nur in der Literatur, sondern auch im Bereich der bildenden Kunst und der Architektur: Man denke an die zahlreichen italienischen Baumeister, die im Mittelalter und der frühen Neuzeit nach Deutschland kamen, oder an die gotischen Kathedralen, deren Baustil von Frankreich übernommen wurde. Lange Zeit also war es so, dass Deutschland kulturell zur Peripherie gehörte, während die romanischen Länder das Zentrum besetzten. Aber dieses Verhältnis hat sich seit dem 18. Jh. historisch verändert und verschoben.

Dass innerhalb der deutschen Universitäten ein besonderes Augenmerk auf die eigene Kultur gerichtet wird, ist nachvollziehbar. Dadurch erklärt und rechtfertigt sich der zentrale Status der Germanistik im Vergleich zur eher peripheren Romanistik. Gerade daraus aber erwächst der Romanistik auch ein Spielraum, denn sie ist in gewisser Weise freier und offener als die Germanistik, und diese Offenheit, diese Neugierde, diese Experimentierfreude haben auch immer wieder zu bedeutenden wissenschaftlichen Leistungen Anlass gegeben, wenn man etwa an die großen Romanisten der Vergangenheit denkt, die sich in der Auseinandersetzung mit den bedeutendsten literarischen Werken aus der Romania als wichtige Anreger für Literaturwissenschaft überhaupt erwiesen haben. Heute noch liest man ja beispielsweise Untersuchungen von Karl Vossler, Erich Auerbach, Leo Spitzer, Hugo Friedrich, Ernst Robert Curtius, Erich Köhler, Hans Robert Jauss und anderen. Diese Autoren waren häufig metho-

dologisch innovativ, sie haben neue Paradigmen der Literaturwissenschaft geprägt, und diese Tradition lebt bis heute weiter.

Ein weiterer Vorteil der romanistischen Perspektive beruht auf der für Romanisten typischen Möglichkeit, Texte in verschiedenen Sprachen zur Kenntnis zu nehmen, sowohl im Bereich der Primärtexte als auch im Bereich der Forschungsliteratur. Damit verbindet sich eine auch häufig institutionell sichtbar werdende Weltoffenheit und Internationalität; man denke nur an einen der bedeutendsten Sprachwissenschaftler des 20. Jh.s, den aus Rumänien stammenden Tübinger Romanisten Eugenio Coseriu, der, bevor er nach Deutschland kam, lange Zeit in Lateinamerika gelebt und gewirkt hatte. Obwohl die Romanistik eine deutsche Erfindung des 19. Jh.s ist und in dieser Form auch nur im deutschen Sprachraum institutionell existiert, haben wir doch unter den Lehrstuhlinhabern an deutschen Universitäten eine Reihe von Kolleginnen und Kollegen, die ursprünglich aus romanischsprachigen Ländern stammen, etwa Vittoria Borsò, Charles Grivel (der 2015 verstarb), Alfonso de Toro, Edoardo Costadura, Christian Rivoletti, Dina de Rentiis, Véronique Porra.

Die Zentralität des Peripheren, die nach meiner Überzeugung für die Situation der Romanistik insgesamt charakteristisch ist, manifestiert sich also in vielerlei Hinsicht: auf der Ebene der Untersuchungsbereiche ohnehin, auf der Ebene der Methoden, aber auch in Form von Mehrsprachigkeit, Offenheit, Internationalität. All diese Merkmale sind erklärtermaßen in der heutigen Universitätslandschaft besonders wichtig; sie werden häufig als Sollzustand geradezu vehement eingefordert. Die Universitäten sollen sich internationalisieren, sie sollen mehrsprachig funktionieren, sie sollen sich vernetzen mit Universitäten verschiedener Länder usw. All dies leistet die Romanistik per se aufgrund des Zuschnitts dieses Faches und aufgrund der damit zwangsläufig verbundenen Arbeitsbedingungen und Anforderungen. In solchen Zusammenhängen kann die Romanistik also aus ihrer peripheren Situation heraus ins Zentrum vorstoßen und die Kolleginnen und Kollegen der anderen Fächer wie auch die Institution insgesamt von ihrer Nützlichkeit, ja ihrer Unverzichtbarkeit überzeugen.

Das gleiche gilt für jeden einzelnen von uns, ob wir nun innerhalb oder außerhalb der universitären Institution angesiedelt sind. Nicht jeder, der nach einem erfolgreich absolvierten Studium den Wunsch hat, Wissenschaftler zu werden, und sich auf das häufig wagnisreiche Abenteuer einer Dissertation einlässt, wird am Ende mit einer Professur belohnt. Das bedeutet aber nicht, dass es sinnlos wäre, eine wissenschaftliche Ausbildung zu durchlaufen und diese mit einer Promotion abzuschließen, denn die Fähigkeiten, die wir Romanisten aus den genannten Gründen erwerben, sind auch außerhalb der Universität äußerst nützlich. Wer als Nachwuchswissenschaftler gelernt hat, sich in italienischen

Bibliotheken oder Archiven zurechtzufinden, in den Anden von Sprechern des Quechua Sprachaufnahmen zu machen oder einen schwierigen und herausfordernden literarischen Text wie etwa Carlo Emilio Gaddas *Quer pasticciaccio brutto de via Merulana* oder Georges Perecs *La vie mode d'emploi* nicht nur zu lesen, sondern auch wissenschaftlich Innovatives über ihn herauszufinden, der ist für sehr viele berufliche Herausforderungen bestens gerüstet.

Insofern ist mein Plädoyer, meine Damen und Herren, welches ich an Sie alle richten möchte, dass Sie die Chancen, die sich Ihnen durch Ihre wissenschaftliche Ausbildung bieten, als solche auch begreifen. Genießen Sie zum einen die Zeit, die Ihnen jetzt zur Verfügung steht und in der Sie den von Ihnen ausgewählten Forschungsgegenstand immer besser kennenlernen und nach geeigneten wissenschaftlichen Beschreibungs- und Lösungswegen suchen, und seien Sie auf der anderen Seite durchaus optimistisch hinsichtlich der Möglichkeiten, die sich Ihnen nach Ihrer universitären Ausbildung in den unterschiedlichsten beruflichen Feldern zweifellos bieten werden. Seien Sie stolz, dass Sie Romanistinnen und Romanisten sind. Versuchen Sie nicht, Ihre Wissenschaft als eine hegemoniale zu begreifen, eingedenk der Erkenntnis, dass Zentrum und Peripherie stets dialektisch aufeinander bezogen sind. Nutzen Sie die Chancen der Romanistik!

Bettina Book

Auf dem Weg aus der Peripherie: die Kreolsprache Papiamentu

El presente artículo trata de demostrar que la lengua criolla Papiamentu, comparada con *Ausbausprachen*, no es una lengua de la periferia, sino que sigue desarrollándose y llegará a ser una lengua con un centro propio. Se observa que, como consecuencia de esta elaboración, el Papiamentu se ve obligado a enfrentarse con requisitos de la escritura, en el sentido concepcional y medial (cf. Koch/Oesterreicher 1985, ²2011), especialmente en la sintaxis. En esto, el análisis de técnicas de conexión de frases, fundamentada por hechos históricos, sirve como base de argumentación.

1. Die Kreolsprache Papiamentu als Phänomen der Peripherie?

Kreolsprachen nehmen in der sprachwissenschaftlichen Forschung in gewisser Weise eine Sonderstellung ein. Durch ihren Entstehungskontext von Kolonialisierung, Sklaverei und erzwungener Migration sehen sie sich verschiedenen Faktoren gegenüber, welche ihre Entwicklung einschränken können. In der Tat liegt in dieser besonderen Situation auch eine Chance, was sich daran zeigt, dass einige Kreolsprachen ihre Reduktion auf private medial mündliche Kommunikation und ihre Stigmatisierung als *low variety* überwinden und sich aus der Abhängigkeit zu ihren Lexifiersprachen lösen.¹

1.1. Historischer Exkurs

Das Papiamentu zählt zu den Kreolsprachen, die sowohl verschriftet als auch verschriftlicht sind. Diachron gesehen kristallisiert sich diese Entwicklung sehr früh heraus. Der älteste schriftliche Beleg des Papiamentu datiert bereits aus dem Jahr 1775. Es handelt sich dabei um den Brief eines sephardischen Juden an seine Geliebte (Salomon 1982). Dies scheint besonders interessant, da es sich bei den Sepharden um migrierte Bewohner der Insel Curaçao handelt, die letztendlich große Teile der Elite stellten (Eckkrammer 1999, 60). Somit wird deutlich, dass das Papiamentu nicht nur bereits sehr früh, nämlich in den ersten

¹ Zu diesen zählen beispielsweise das Kreol der Kapverden, das Haitianische Kreol und das Seychellenkreol.

hundert Jahren seiner Entwicklung, verschriftet wurde, sondern dass es darüber hinaus nicht an eine ethnische Gruppe gebunden war und zu einem ‚frühen‘ Zeitpunkt bereits für private Korrespondenz in höheren Kreisen diente, also seine soziale Konnotation verlor (Kramer 2005, 78).

Greift man einige Eckdaten zur Verschriftung des Papiamentu heraus, entsteht ein Gesamtbild der weiteren Entwicklung der Kreolsprache. Dabei erscheint besonders die Arbeit der Missionare als Katalysator für das Papiamentu als Schrift- und Literatursprache (Eckkammer 1997, 97). So ist für das Jahr 1833 der älteste gedruckte Text belegt. Dabei handelt es sich um den Text eines apostolischen Präfekten an die Christen in seinem Missionsgebiet, der auf Papiamentu verfasst ist. Weiterhin druckt im Jahr 1853 ein Missionar im Eigenverlag ein erstes Papiamentu – Niederländisch Wörter- und Konversationsbuch. Zu Publikationen im außerreligiösen Bereich kommt es in dieser Zeit kaum. Allerdings lässt sich die erste Zeitung, die auf Papiamentu erscheint auf das Jahr 1871 datieren.

Während literarische Werke zuerst noch in spanischer, niederländischer und englischer Sprache publiziert werden (ibid.), gewinnt das Papiamentu in der zweiten Hälfte des 19. Jh.s an Einfluss, sodass im 20. Jh. auch Unterhaltungsliteratur in der Kreolsprache erscheint. Dabei dominieren vor allem Übersetzungen aus anderen Sprachen; es finden sich jedoch auch niedergeschriebene traditionelle Geschichten (cf. *Spinne Nanzi*, Eckkammer 1993, 144).

Im Zuge der zunehmenden Schriftlichkeit kommt es konsequenterweise zu Standardisierungsbestrebungen. Dabei strebt man nach einem übergreifenden Standard, wobei unterschiedliche Vorstellungen und Diskrepanzen den Prozess nicht nur behindern, sondern letztendlich z. B. dazu führen, dass sich zwei unterschiedliche Orthographien etablieren: Aruba erlässt eine etymologisch ausgerichtete Schreibweise, während Bonaire und Curaçao gemeinschaftlich die verabschiedete *Römer-Maduro-Jonis-Schreibweise* verankern (id, 147). Darin spiegelt sich natürlich auch der *status aparte* Arubas wider, der 1986 den Inselverbund beschäftigt. Auch wenn die Inseln außenpolitisch verbunden bleiben, wirkt sich diese Sezession auf die Sprachpolitik- und Sprachplanung aus, da die interinsuläre Standardisierungskommission „in der zweiten Hälfte der 1990er Jahre ihre Arbeit auf[gibt], so dass Standardisierung ab diesem Zeitpunkt nur mehr *bottom-up* stattfindet“ (Eckkammer 2012, 250).

Während das Papiamentu in den Medien ab Mitte des 20. Jh.s alle wichtigen Bereiche, wie Print, Radio und TV, gut abdeckt (Eckkammer 1993, 144), erlebt die Kreolsprache im Bildungswesen wechselhafte Zeiten, in denen sie sich zwar immer mehr behaupten kann, oft jedoch auch Rückschritte verzeichnen muss, sodass das Papiamentu erst im Jahre 2001 an weiterführenden Schulen als Fach

eingeführt wird, während es bereits 1986 als Schulfach in den Grundschulen eingeführt worden war (Eckkrammer 2002, 104; Dijkhoff/Pereira 2010, 246). Im Rahmen einer eingeführten Schulreform wird schließlich im Jahre 2004 komplett zum Papiamentu als Unterrichtssprache übergegangen (Kramer 2008, 62). Dennoch erweist sich die flächendeckende und einheitliche Handhabung des Papiamentu als Schul- und/oder Unterrichtssprache weiterhin als Herausforderung. Nachdem die Niederländischen Antillen am 10.10.2010 aufgelöst werden und Curaçao unabhängig wird, ist es ein Ziel, nicht „hinter die Errungenschaften von 2007“ (Eckkrammer 2012, 250) zurückzugehen, als der Kreolsprache „kooffizieller Status“ (id., 243) und damit höheres Prestige zugestanden wurde.²

1.2. Papiamentu im Ausbau: Status Quo

Betrachtet man die Entwicklung, die Standardisierung und den Ausbau des Papiamentu bis heute, können die Ausbaustufen nach Haugen (1983) und der Ausbaugrad nach Kloss (²1978) dazu dienen, Aussagen über den Ausbaugrad des Papiamentu zu treffen. Gemäß Haugen durchläuft eine Sprache im Rahmen der Standardisierung vier Phasen; dabei differenziert er den Status einer Sprache in der Gesellschaft von der Sprachplanung in der Sprache selbst. In einem ersten Schritt ist hier die Auswahl einer Norm notwendig, wenn ein sogenanntes „language problem“ aufgrund von „conflicting norms“ (1983, 270) vorliegt. Wie in Abbildung 1 deutlich wird, fallen in diese Entwicklungsstufe sowohl der im vorherigen Kapitel bereits diskutierte Orthographiestreit des Papiamentu, der sozusagen im Herausbilden zweier Normen gipfelt, jedoch auch interinsuläre Phänomene.

² Zur weiteren sprachpolitischen Entwicklung nach der Auflösung der Niederländischen Antillen cf. Eckkrammer 2012.

	Form („Sprachpolitik“)	Funktion („Sprachkultivierung“)
Gesellschaft (Statusplanung)	1. Selektion A-Orthographienorm (auf Aruba) BC-Orthographienorm (auf Curaçao und Bonaire) Neutraler interinsularer Standard	3. Implementierung Papiamentu als Unterrichtssprache in Grundschulen; weiterführende Schulen auf Niederländisch oder Englisch (jede Schule eigenes System)
Sprache (Korpusplanung)	2. Kodifizierung Festgelegte Orthographien für beide Normen Verschiedene Wörterbücher (leider nicht einheitlich)	4. Ausbau Im Ausbau begriffen

Abb. 1: Ausbaustufen des Papiamentu, eigene Darstellung, in Anlehnung an Haugen (1983); Lämmle (2014, 27)³

Die tatsächliche Verschriftung sowie die Kodifizierung der festgelegten Norm, also genaue Festlegung von Orthographie, Grammatik, Wörterbüchern etc. ist in Phase 2⁴ zu verorten.⁵ Dabei ist entscheidend, dass die Kodifizierung durch die Sprecher selbst und nicht von außen erfolgt. Betrachtet man z. B. die Zusammensetzung der Standardisierungskomitees o. Ä., ist dies für das Papiamentu seit jeher gewährleistet.

Die Phase der Implementierung umfasst den sprachlichen Institutionalierungsprozess. Sie deckt also sowohl die Festlegung als Amtssprache als auch die Einführung als Schulfach/Schulsprache und den Gebrauch in den Medien ab. Diese Aspekte wurden im historischen Exkurs bereits thematisiert und sind zudem in verschiedenen Publikationen erschöpfend zu recherchieren.⁶

Als letzte Entwicklungsphase führt Haugen die Elaboration an, die er selbst bereits mit dem Ausbaubegriff von Kloss gleichsetzt sowie als „continued implementation of a norm“ bezeichnet (1983, 273). Daher dient diese Stufe als idealer Anknüpfungspunkt für die Einordnung des Ausbaugrades nach Kloss.

Kloss konzentriert sich in seiner Ausbaubeschreibung vornehmlich auf die sprachliche Eroberung verschiedener Bereiche der Kommunikation. Auch

³ Übersetzungen der Terminologie durch die Verfasserin.

⁴ Die Verfasserin ist sich der Kritik an Haugens Phasenbegriff und der damit verbundenen Diskussion um Alternativbegriffe bewusst. Da diese Problematik für den vorliegenden Artikel vernachlässigt werden kann, verzichtet die Autorin auf eine abweichende Verwendung.

⁵ Haugens Phasen müssen dabei nicht zwingend nacheinander ablaufen. Es kann durchaus zu Überlappungen oder Abweichungen kommen.

⁶ Cf. z. B. Eckkrammer (1999), (2012); Dijkhoff/Pereira (2010); Lämmle (2014).

wenn in seiner Terminologie von *Texten* gesprochen wird, ist dies in der vorliegenden Darstellung mit *Diskurs* gleichzusetzen, sodass nicht nur medial⁷ schriftliche Texte einbezogen werden.

Nichtsdestotrotz ist die Bedeutung von Schriftlichkeit für den Ausbau hervorzuheben: „[...] it is well-known that the transition of a language community from oral to written culture triggers the development of new syntactic devices“ (Raible 1992b, 300–301). Dies gilt nicht nur für die Verschriftung, sondern ebenfalls für die Verschriftlichung, sodass der Ausbau und die zunehmende Komplexität einer Sprache, vor allem in ihren syntaktischen Strukturen, unweigerlich miteinander verbunden sind. Die von Kloss vorgenommene Einteilung baut demnach in logischer Weise aufeinander auf, sodass der Ausbaugrad sich in seinen Entfaltungsstufen von der Jedermannsprosa (V), über die Zweckprosa (G), hin zur wissenschaftlichen oder Forscherprosa (F) entwickelt. Dabei werden in den Anwendungsbereichen erst eigenbezogene Themen aus dem eigenen Lebensbereich (E) versprachlicht, während in späteren Schritten kulturkundliche Fächer, also Geisteswissenschaften (K) und Naturwissenschaften bzw. Technologie (N) betroffen sind (Kloss ²1978, 47s.). Dabei betont Kloss, dass die letzte große Hürde der folgende Ausbaustatus ist: „Diese Scheidelinie bezieht auf der Stufe der volkstümlichen Prosa alle drei Bereiche ein, hingegen auf der gehobenen Prosa nur E und K, und auf der der wissenschaftlichen Prosa nur E.“ (id., 48).

Betrachtet man das Papiamentu, können beinahe alle relevanten Bereiche als *erschlossen* betrachtet werden. Die Jedermannsprosa ist in allen Anwendungsbereichen abgedeckt. Prosa, Lyrik und Sachtexte zu verschiedenen Themen sind ebenso zu finden wie wissenschaftliche Texte, z. B. zur Sprachwissenschaft oder Einführungstexte zur Rechtswissenschaft für die Bevölkerung. Auch wenn im Bereich der Jurisprudenz noch nicht konsequent alles auf Papiamentu versprachlicht wird, kann eine konstante Zunahme kreolischer Texte verzeichnet werden (cf. Lämmle 2014, 30). Zudem zeigt sich, dass „wesentlich konsequenter dreisprachig (Niederländisch, Englisch und Papiamentu) agiert [wird]“ (cf. Eckkrammer 2012, 251).

Papiamentu kann also nicht als reine Peripherie zu seinen Lexifiersprachen gesehen werden, sondern befindet sich auf dem Weg zu einem eigenen Zentrum. Da bereits Bossong argumentierte, dass die Komplexität einer Sprache bzw. deren Ausbau besonders im Bereich der Syntax zu beobachten sei (cf. 1979,

⁷ Im vorliegenden Artikel basieren die Unterscheidungen *medial/konzeptionell mündlich/schriftlich* sowie die Konzepte der *Nähe* und *Distanz* auf Koch/Oesterreicher (1985) und (²2011 [1990]).

181–182), soll im Folgenden die Betrachtung verschiedener Satzverknüpfungen dazu dienen, den Ausbau des Papiamentu und damit seine eigene *zentral-orientierte* Entwicklung zu belegen.

2. Komplexe Satzverknüpfungen einer Kreolsprache

„Schriftlichkeit gehorcht anderen funktionalen Anforderungen als Mündlichkeit, das heißt sie macht sich andere Versprachlichungstechniken zunutze. Ist aber – wie im Fall des Kreols – der Gebrauch einer Sprache traditionellerweise auf informelle, mündliche Situationen beschränkt, so muss Verschriftlichung zu Umstrukturierungen des ganzen Sprachsystems führen“ (Ludwig 1996, 17).

Die von Ludwig angesprochenen Umstrukturierungen manifestieren sich selbstverständlich ebenfalls im Bereich der Satzverknüpfungen. Es ist also zu erwarten, dass deutliche Unterschiede in verschiedenen konzeptionellen Abstufungen auftreten und sich ein komplexes Satzverknüpfungsinventar des Papiamentu präsentiert.

2.1. Ebenen der Satzverknüpfung

Zur Kategorisierung der Satzverknüpfungen wird die Junktionstheorie von Raible (1992a) herangezogen. Diese beinhaltet acht Ebenen von Junktionstechniken, die von einer reinen Aneinanderreihung von Parataxen zu komplexen Hypotaxen, sowie Aktantenrollen reichen. Definiert also Ebene I noch eine parataktische Verbindung, bei der die inhaltliche Relation zwischen beiden durch den Hörer vorgenommen werden muss (1), zeigt Ebene II bereits eine eindeutige Verknüpfung mittels eines Junktors, der die beiden Einheiten verknüpft (2). Während auf dieser Ebene der Junktor Teil eines Satzes ist, bezeichnet Raible die Techniken auf Ebene III als „explizit verknüpfte Hauptsätze“ (1992a, Faltblatt), die sich durch eine andere Art der Verknüpfung auszeichnen, welche eine „liaison beaucoup plus directe“ (Koch 1995, 16) vornimmt (3).

- (1) Peter ist krank. Er geht nicht in die Schule. (Raible 1992a, 14)
- (2) Peter ist krank. *Deshalb* geht er nicht in die Schule. (id., 15, Hervorhebung durch Vf.)
- (3) [[par là il perd un peu en majesté] *mais* [il gagne en sympathie affectueuse]] (Koch 1995, 16)

Die Techniken der Ebene IV subsumiert Raible als subordinierende Konstruktionen; für das Papiamentu erscheint es jedoch angemessener eine Erweiterung um Relativkonstruktionen vorzunehmen. Somit ergibt sich eine zweigeteilte

Ebene IV – Ebene IVa mit subordinierenden Verknüpfungen und Ebene IVb, welche Relativanschlüsse umfasst.⁸

(4) [il y a des endroits [*qui* sont bons encore]] (id., 17)

(5) [l'Allemagne de l'Est paye les étudiants français [*pour* aller chez elle]] (ibid.)

Auf Ebene V finden sich Gerundial- und Partizipialkonstruktionen (6), während die Ebene VI präpositionale Gruppen umfasst, die Infinitiv- oder Nominalkonstruktionen regieren. Somit handelt es sich dabei um den entscheidenden Wendepunkt in Raibles Schema, da durch den Verlust des finiten Verbs eine neue Stufe der Integration erreicht wird (7).

(6) *Paseando* por el bosque, vieron unos jabalías. (Lämmle 2014, 49)

(7) *avant de partir* il régla ses comptes (Infinitivkonstruktion)
oder

avant son départ il a réglé ses affaires (Nominalkonstruktion) (Raible 1992a, 19)

Mit einfachen Präpositionen, Kasusmorphemen (Ebene VII) und Aktantenrollen (Ebene VIII) schließt Raibles Kategorisierung der Junktionstechniken schließlich ab (cf. id., 14–15).⁹

Bei Betrachtung der Junktionsebenen lohnt ein Blick auf die Verbindung *Mündlichkeit/Schriftlichkeit – Aggregation/Integration* (Ludwig 1986; Raible 1992a; Koch/Oesterreicher ²2011). Geht man vom Primat der Mündlichkeit aus und setzt sprachökonomische Überlegungen an, kann eine deutliche Verknüpfung von Mündlichkeit und aggregativen Satzverknüpfungstechniken, wie z. B. reiner Juxtaposition erkannt werden. Differenziert man die Mündlichkeit weiter in medial und konzeptionell und spannt ein Kontinuum zur medial und konzeptionellen Schriftlichkeit, ergibt sich ein komplexes System von Verknüpfungstechniken.

2.2. Satzverknüpfungsinventar des Papiamentu

Die Analyse des Satzverknüpfungsinventars des Papiamentu erfolgte anhand eines Korpus aus 300.000 Wörtern, genauer mehr als 15.000 Sätzen. Dabei wurde eine Klassifizierung nach 16 Textsorten vorgenommen, die auf dem Mündlichkeit-Schriftlichkeit-Kontinuum nach Koch/Oesterreicher (1985;

⁸ Cf. hierzu auch Koch (1995), der diese Erweiterung der Raible'schen Kategorien ebenfalls vornimmt, sowie Renwick Campos (1998).

⁹ Eine Veranschaulichung durch Beispiele für die relevanten Ebenen erfolgt in Kapitel 2.2., das sich genauer mit dem Satzverknüpfungsinventar des Papiamentu auseinandersetzt.

²2011) angeordnet wurden. Zur besseren Darstellung der Ergebnisse diente die anschließende Clusterung der Textsorten in vier Gruppen.¹⁰ Nach einer Bestandsaufnahme der im Korpus vorhandenen Verknüpfungstechniken anhand der Ebenen von Raible (1992a) und der Relativjunktoren nach Weinrich (1982), erfolgte eine korrelierende Auswertung von Mündlichkeit/Schriftlichkeit – Textsorte – und Junktionstechniken. Die dabei ermittelten Ergebnisse sollen als Grundlage für weitere detaillierte Untersuchungen dienen und können im vorliegenden Artikel nur exemplarisch und komprimiert vorgestellt werden. Betrachtet man die vier analysierten Cluster, die sich aus den Extrempolen des Mündlichkeit-Schriftlichkeit-Kontinuums ergeben, zeigen sich folgende Ergebnisse:

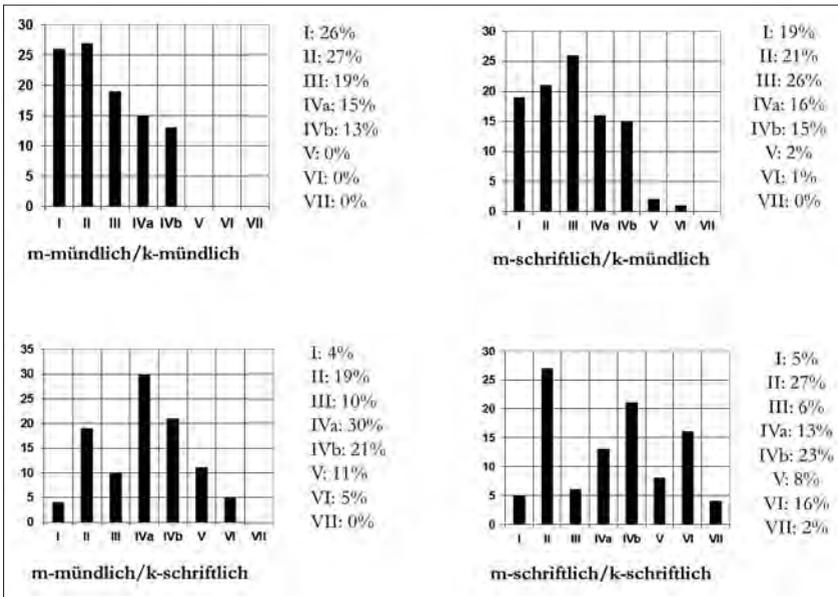


Abb. 2: Ebenenverteilung im Papiamentu-Korpus¹¹

Selbstverständlich stellen diese Verteilungen nur den Status quo für das analysierte Korpus dar. Aus den Ergebnissen der verschiedenen Cluster werden für

¹⁰ Für ausführliche Informationen zu Analyse, Ergebnissen etc. cf. Lämmle (2014).

¹¹ Wie aus den Diagrammen ersichtlich, sind für das vorliegende Korpus nur die Ebenen I–VII belegt. Für detailliertere Ausführungen und weitere Beispiele siehe Lämmle (2014).

den vorliegenden Artikel die dominantesten Ebenen exemplarisch belegt, um die Bandbreite der Satzverknüpfungstechniken abzubilden.

Im Cluster der medial mündlichen/konzeptionell mündlichen (*m-mündlich/k-mündlich*) Textsorten, wie z. B. persönlichen Gesprächen unter Freunden, überwiegen die Techniken der Ebene I–III, was aufgrund der angenommenen Nähe von aggregativen Junktionen und Mündlichkeit nicht überrascht. Vor allem Ebene II dominiert in diesem Cluster besonders. Dazu gehören Verknüpfungstechniken, bei denen ein Junktor im zweiten Satz zur eindeutigen Verbindung dient:

- (8) E ta bai pone examen-nan na Papiamentu. *Esei* tambe
 Man PRS gehen stellen Prüfung-PL auf Papiamentu. *Dies*-JUN auch
 dese -o pa e futuro di Papiamentu [...].
 wünschen-PRS-1SG für DET Zukunft von Papiamentu (GF1_1)¹²

‘Man stellt die Prüfungen auf Papiamentu. *Dies* wünsche ich mir auch für die Zukunft des Papiamentu [...].’

Auch wenn hier parataktisch zwei Sätze aneinandergereiht werden, erfolgt die Verknüpfung inhaltlich über einen Junktor zu Beginn des zweiten Satzes, der sich auf den Inhalt des vorhergehenden Satzes bezieht und somit die beiden Teile verbindet. Trotz der Dominanz aggregativer Ebenen finden sich in diesen Daten auch bereits integrativere Strukturen.

Bleibt man im konzeptionell mündlichen Bereich und betrachtet medial schriftliche Beispiele (*m-schriftlich/k-mündlich*), kann eine Verschiebung in Richtung der integrativeren Ebenen beobachtet werden. So dominiert hier nicht nur die Technik der Ebene III, sondern es lassen sich auch erstmals Beispiele für die Ebenen V und VI finden. Raible benennt die Ebene III, wie bereits erwähnt, als Ebene der „explizit verknüpften Hauptsätze“ (1992a, Faltblatt). Darunter fallen Beispiele wie das Folgende:

- (9) E ganja mi mes, ya ok fine. *Peró* lo mi no
 Er lügen mich selbst, ja ok fein. *Aber*-JUN FUT ich nicht
 por soportá ku mi ta bibando kun’é
 können ertragen COMP ich sein-PRS leben-GER mit ihm

¹² Die Notation in Klammern bezieht sich bei allen Beispielen auf das Gesamtkorpus des Projektes. Für genauere Informationen cf. Lämmle (2014). Beim vorliegenden Beispiel handelt es sich um Daten aus einem Gespräch unter Freunden.

anto e ta ganja mi. (GF2, 266)¹³
und er PRS betrügen mich

‘Auch wenn er mich anlügt, ist das ok, fein. *Aber* ich werde es nicht ertragen können, dass ich mit ihm lebe und er mich betrügt.’

Bei dem hier angeführten Junktor handelt es sich um eine koordinierende Konjunktion, die beide Sätze explizit miteinander verknüpft, sodass der Bezug für den Hörer deutlich wird. Auch wenn also medial schriftliche Daten vorliegen, dominiert doch der Einfluss der Konzeption und es lassen sich daher weiterhin vermehrt aggregativere Konstruktionen finden.

Aufgrund dieses Einflusses der Konzeption und der von Ludwig (1996) angesprochenen Anforderungen der Schriftlichkeit, die sich ebenfalls auf konzeptionelle Unterschiede der Versprachlichung beziehen lassen, soll im nächsten Schritt das Cluster der medialen Mündlichkeit/konzeptionellen Schriftlichkeit (*m-mündlich/k-schriftlich*) beleuchtet werden. In diesem Cluster wurden z. B. Predigten oder Radioprogramme eingeordnet, die zwar medial mündlich realisiert werden, jedoch vorher schriftlich konzipiert werden und aufgrund der anzusetzenden Kommunikationsbedingungen¹⁴ eher der konzeptionellen Schriftlichkeit zuzuordnen sind. Dabei lässt sich in den Ergebnissen eine deutliche Verschiebung in Richtung der integrativeren Strukturen erkennen. Hier dominieren integrativere Ebenen, wie z. B. die der subordinierenden Konstruktionen (Ebene IVa):

- (10) *Ora* pone -nan tras di un palabra sempre esei ta
Wenn-JUN setzen -PL hinter von ein Wort immer dies PRS
nifiká ku ta trata di mas ku ún ehemplar di
bedeuten COMP PRS handeln um mehr als ein Exemplar von
loke e palabra ta referí n’e. (RP, 8)
REL DET Wort PRS referieren auf es

‘Wenn man -nan hinter ein Wort setzt, bedeutet dies immer, dass es sich um mehr als ein Exemplar dessen handelt, auf das das Wort referiert.’

Durch den subordinierenden Junktor *ora* ‘wenn’ wird in diesem Beispiel aus einem Radioprogramm zur korrekten Verwendung der Kreolsprache Papiamentu eine Relation der Bedingung zwischen den beiden Satzteilen hergestellt. Die integrativere Struktur wird allein durch die Einbettung des zweiten Satzes deutlich.

¹³ Dieses Beispiel aus dem Projektkorpus entstammt einer Gruppendiskussion eines größeren Freundeskreises über Beziehungen und Enthaltbarkeit vor der Ehe.

¹⁴ Für eine genaue Erläuterung der Kommunikationsbedingungen im Zusammenhang mit der Predigt und dem Radioprogramm cf. Lämmle (2014, 85–87).

Das letzte Cluster entspricht dem Extrempol des Kontinuums, an dessen Ende Daten aus dem Bereich der medialen und konzeptionellen Schriftlichkeit (*m-schriftlich/k-schriftlich*) anzusiedeln sind. Auch wenn die Ergebnisse die zu erwartende deutliche Verschiebung zu und Präsenz von integrativen Verknüpfungstechniken durchaus widerspiegeln, lassen sich dennoch auch eher aggregative Strukturen finden, vor allem die der Ebene II. Da es sich aber dabei um Konstruktionen handelt, bei denen explizit auf den vorhergehenden Sachverhalt Bezug genommen wird, ist dies nicht verwunderlich, finden sich doch in diesem Cluster vermehrt Texte aus dem Bereich der Wissenschaft oder der Berichterstattung. Insgesamt verteilen sich die Ergebnisse jedoch recht breit auf die verschiedenen Ebenen, was eine deutliche Zunahme an integrativen Junktionstechniken und eine Abnahme der aggregativen Verknüpfungen belegt. Dabei sticht besonders hervor, dass vor allem die Ebene VI (11) und VII (12) in diesem Cluster deutlich zahlreicher vertreten sind als in den anderen Clustern, in denen sie nur marginal oder überhaupt nicht nachzuweisen waren.

- (11) E kantamentu ta polifóniko i liber, *di manera ku*
 DET Gesang sein polyphonisch und frei *von Art dass*-JUN
 e kantadónan por improvisá denter di struktura
 DET Sänger können improvisieren innerhalb von Struktur
 di variashon-nan. (WA, 47, 1348)
 von Variation -PL

‘Der Gesang ist polyphonisch und frei, *so dass* die Sänger innerhalb der Struktur der Variationen improvisieren können.’

- (12) E benesolano Dominguez ta di opinion ku tambú
 DET Venezolaner Dominguez sein von Meinung COMP Tambú
 ta un baila di guera òf baila ritual di e luangu-nan
 sein ein Tanz des Krieg oder Tanz rituell von DET Luangu-PL
 di Afrika. *Segun e,* a trese tambú Kòrsou den su
 aus Afrika. *Nach ihm*-JUN PRF bringen Tambú Curaçao in sein
 estado original. (WA, 35, 1048)¹⁵
 Zustand ursprünglich

‘Der Venezolaner Dominguez ist der Meinung, dass der Tambú ein Kriegstanz oder ein ritueller Tanz der Luangu/Loango aus Afrika ist. *Ihm zufolge* haben sie den Tambú in seiner ursprünglichen Form nach Curaçao gebracht.’

¹⁵ Beispiel (11) und (12) stammen aus einer wissenschaftlichen Abhandlung, genauer einer Dissertation innerhalb des Projektkorpus, die sich mit dem kulturellen Aspekt des Tambú auseinandersetzt.

Beispiel (11) liefert den Beleg für einen Junktor der Ebene VI, der an dem bereits erwähnten Übergang vom verbalen zum nominalen Bereich anzusiedeln ist. Dabei kann die Junktionsform sowohl als Folge-Relation, als auch als Mittel/Instrument-Beziehung definiert werden. So kann die Freiheit des Sängers als Folge des Gesangsmerkmals gesehen werden; ebenso ist es jedoch möglich die Charakterisierung der Art und Weise anzusetzen, da der Sänger mittels der Variation innerhalb der Struktur frei in seiner künstlerischen Darbietung ist.

Auch das Beispiel (12) spiegelt die Besonderheit der dadurch belegten Ebene VII wider. Eine einfache Präposition dient als Junktor zwischen den Sachverhalten. Die Okkurrenzen dieser Ebene in diesem letzten Cluster, das durch konzeptionelle und mediale Schriftlichkeit definiert wird, dienen als weiteres Argument für den fortgeschrittenen Ausbaugrad des Papiamentu und die Variation innerhalb dieser Kreolsprache.

3. Vergleich „Peripherie – Zentrum“ und Fazit

Um den fortgeschrittenen und stetig fortschreitenden Ausbaugrad des Papiamentu weiter zu belegen, bietet es sich an einen Vergleich zwischen den Junktions-techniken der Kreolsprache und Verknüpfungsstrategien einer voll ausgebauten Sprache vorzunehmen. Hierbei wird auf eine der Lexifiersprachen des Papiamentu zurückgegriffen, um die Weiterentwicklung aus der Peripherie selbiger hin zum eigenen Zentrum deutlich hervorzuheben. Da vor allem konzeptionell schriftliche Anforderungen andere Versprachlichungsstrategien und Umstrukturierungen erfordern¹⁶ wurde dabei auf Texte aus dem Cluster der konzeptionellen und medialen Schriftlichkeit zurückgegriffen, nämlich auf Leitartikel aus der spanischen Tageszeitung *El País* und der Tageszeitung *La Prensa*, die auf Papiamentu verlegt wird. Selbstverständlich lag dabei ein besonderes Augenmerk auf der Vergleichbarkeit, sodass der Umfang des Korpus und die ausgewählten Daten aufeinander abgestimmt wurden. Um dem Rahmen dieses Artikels gerecht zu werden, werden die Ergebnisse hier nur komprimiert wiedergegeben.¹⁷

So finden sich in beiden Korpora die Ebenen I–VI vertreten. Zudem lässt sich eine ähnliche Verteilung feststellen: Während die Ebenen I und II als eher aggregative Techniken sowohl im Spanischen als auch im Papiamentu mit $\leq 10\%$ auftreten, lässt sich eine Ballung auf den Ebenen III–IVb feststellen:

¹⁶ Cf. das in Kapitel 2. angeführte Zitat von Ludwig (1996).

¹⁷ Für eine detaillierte Analyse cf. Lämmle (2014, 167–174).

Ebenen	Spanisch – <i>El País</i>	Papiamentu – <i>La Prensa</i>
Ebene I	2 %	2 %
Ebene II	3 %	10 %
Ebene III	30 %	26 %
Ebene IVa	23 %	10 %
Ebene IVb	28 %	33 %
Ebene V	6 %	4 %
Ebene VI	8 %	15 %

Abb. 3: Ebenenvergleich Spanisch – Papiamentu; Ausschnitt aus cf. Lämmle (2014, 172–173)

Die Ebenen V und VI sind, mit Spanisch 6 % und 8 %, sowie Papiamentu 4 % und 15 %, weniger häufig vorzufinden. Beide Sprachen unterscheiden sich demnach nicht im generellen Einsatz der Ebenen und zeigen keine drastischen Abweichungen auf.

Zusammenfassend kann folglich festgehalten werden:

1. Die Verschriftlichung des Papiamentu und der damit verbundene immer weiter fortschreitende Ausbaugrad bewegt sich in Umfang und Komplexität in der Nähe voll ausgebaute Sprachen, wie anhand der Modelle nach Haugen (1983) und Kloss (²1978) gezeigt werden konnte.
2. Von allen möglichen Verknüpfungstechnikebenen I–VIII nach Raible (1992a) wurden für das Papiamentu die Ebenen I–VII nachgewiesen.
3. Damit verbunden ist die Variation zwischen konzeptionell/medial mündlich und konzeptionell/medial schriftlichen Junktionsstrategien zu konstatieren, welche eine einseitige Reduktion auf das Merkmal *Kreolsprache* = *Mündlichkeit* = *Aggregation* nicht zulässt.
4. Vergleicht man das Papiamentu mit dem Spanischen als voll ausgebaute Sprache, wird deutlich, dass die Kreolsprache sogar im konzeptionell schriftsprachlichen Bereich eine ähnliche Verteilung der Junktions Ebenen wie die Lexifiersprache aufweist.

Besinnt man sich also nochmals zurück auf die hypothetische bzw. veraltete Überlegung, welche das Papiamentu in der Peripherie des Spanischen verankern könnte, wird deutlich, dass eine derartige Schlussfolgerung aufgrund der eben ausgeführten Punkte nicht haltbar ist. Vielmehr bleibt festzuhalten, dass das Papiamentu sich auf dem Weg zu einer voll ausgebaute Sprache befindet und somit von der angenommenen Peripherie in ein eigenes Zentrum rückt.

4. Abkürzungen

PRS	= Präsenz/Präsenzmarker
PL	= Plural/Pluralmarker
JUN	= Junktor
DET	= Determinierer/Artikel
1	= erste Person
Sg	= Singular
FUT	= Futur/Futurmarker
PRF	= Perfekt/Perfektmarker
REL	= Relativjunktor
COMP	= Komplementierer

Bibliografie

- Bosson, Georg (1979): *Probleme der Übersetzung wissenschaftlicher Werke aus dem Arabischen in das Altspanische zur Zeit Alfons des Weisen*, Tübingen, Niemeyer [Beihefte zur Zeitschrift für romanische Philologie 169].
- Dijkhoff, Martha/Pereira, Joyce (2010): „Language and education in Aruba, Bonaire and Curaçao“, in: Migge, Bettina (ed.): *Creoles in education: An appraisal of current programs and projects*, Amsterdam/Philadelphia, Benjamins [Creole Language Library 36], 237–272.
- Eckkrammer, Eva Martha (2012): „*Divide et impera* oder eine sprachpolitische Chance? Überlegungen zum Sprachausbau des Papiamentu/o nach der Auflösung der Niederländischen Antillen“, in: Dahmen, Wolfgang et al. (edd.): *America Romana*. Romanistisches Kolloquium XXVI, Tübingen, Narr [Tübinger Beiträge zur Linguistik 535], 237–255.
- Eckkrammer, Eva Martha (2002): „Kreolische ‚Grauzonen‘ gestern und heute: Das Studium des Papiamentu/o von den Anfängen der Kreolistik zu den Ergebnissen komputergestützter Korpusanalyse“, in: *Neue Romania* 25, 103–138.
- Eckkrammer, Eva Martha (1999): „The Standardisation of Papiamentu: New Trends, Problems and Perspectives“, in: Dazzi Gross, Anna-Alice/Mondada, Lorenza (edd.): *Les langues minoritaires en contexte. Minderheitensprachen im Kontext – Les langues minoritaires entre diversité et standardisation. Minderheitensprachen zwischen Vielfalt und Standardisierung*, vol. 1, Neuchâtel, Institut de linguistique de l’Université de Neuchâtel [Bulletin suisse de linguistique appliquée 69/1], 59–74.

- Eckkammer, Eva Martha (1997): „Na kaminda pa haña un identidad kompletu – Wirkungsperspektiven der literarischen Übersetzung im Sprachausbauprozess des Papiamentu“, in: Kattenbusch, Dieter (ed.): *Ethnos. Kulturkontakt und Sprachkonflikt in der Romania*, Wien, Braumüller, 95–109.
- Eckkammer, Eva Martha (1993): „Papiamentu: Eine Kreolsprache, die man auch schreiben kann“, in: *Moderne Sprachen* 37/3, 133–159.
- Haugen, Einar (1983): „The Implementation of Corpus Planning: Theory and Practice“, in: Cobarrubias, Juan (ed.): *Progress in Language Planning. International Perspectives*, Berlin, Mouton, 269–289.
- Kloss, Heinz (²1978): *Die Entwicklung neuer germanischer Kultursprachen seit 1800*, Düsseldorf, Schwann [Sprache und Gegenwart 37].
- Koch, Peter (1995): „Subordination, intégration syntaxique et ‚oralité‘“, in: *Études romanes* 34, 13–42.
- Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf ([¹1990] ²2011): *Gesprochene Sprache in der Romania. Französisch, Italienisch, Spanisch*, Tübingen, Niemeyer [Romanistische Arbeitshefte 31].
- Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf (1985): „Sprache der Nähe – Sprache der Distanz“, in: *Romanistisches Jahrbuch* 36, 15–43.
- Kramer, Johannes (2008): „Papiamentu zwischen Spanisch und Niederländisch in der Geschichte des Schulunterrichts von Curaçao und Aruba“, in: Frings, Michael/Vetter, Eva (edd.): *Mehrsprachigkeit als Schlüsselkompetenz: Theorie und Praxis in Lehr- und Lernkontexten*, Stuttgart, ibidem, 53–67.
- Kramer, Johannes (2005): „Die Entstehung des Papiamentu aus spanisch-portugiesischer Konvergenz in niederländischem Munde“, in: Endruschat, Annette/Schönberger, Axel (edd.): *Portugiesische Kreolsprachen. Entstehung, Entwicklung, Ausbau und Verwendung*, Frankfurt a. M., Domus Editoria Europea, 57–81.
- Lämmle, Bettina (2014): *Mi ta bisa – mi ta kirbi? – Komplexe Satzstrukturen einer Kreolsprache im Ausbau. Satzverknüpfungstechniken des Papiamentu auf Curaçao*, Berlin/Frankfurt a. M., Peter Lang.
- Ludwig, Ralph (1996): *Kreolsprachen zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit. Zur Syntax und Pragmatik atlantischer Kreolsprachen auf französischer Basis*, Tübingen, Narr [ScriptOralia 86].
- Ludwig, Ralph (1986): „Mündlichkeit und Schriftlichkeit“, in: *Romanistisches Jahrbuch* 37, 15–45.

- Raible, Wolfgang (1992a): *Junktion. Eine Dimension der Sprache und ihre Realisierungsformen zwischen Aggregation und Integration. Vorgetragen am 4. Juli 1987*, Heidelberg, Winter.
- Raible, Wolfgang (1992b): „The Pitfalls of Subordination. Subject and Object Clauses between Latin and Romance“, in: Brogyanyi, Bela/Lipp, Reiner (edd.): *Historical Philology. Greek, Latin, and Romance. Papers in Honor of Oswald Szemerényi II*, Amsterdam/Philadelphia, John Benjamins, 299–337.
- Renwick Campos, Ricardo (1998): „Recursos de integración sintáctica en la Relación de Pedro de Monguía“, in: Oesterreicher, Wulf/Stoll, Eva/Wesch, Andreas (edd.): *Competencia escrita, tradiciones discursivas y variedades lingüísticas. Aspectos del español europeo y americano en los siglos XVI y XVII*, Tübingen, Narr [ScriptOralia 112], 269–292.
- Salomon, Herman Prins (1982): „The earliest known document in Papiamentu contextually“, in: *Neophilologus* 66, 367–376.
- Weinrich, Harald (1982): *Textgrammatik der französischen Sprache*, Stuttgart, Klett.

Sarah Bürk

Zentrum und Peripherie in der Funktionalität der altfranzösischen Demonstrativa

Cette étude se propose d'analyser l'emploi des déterminants démonstratifs en ancien français s'appuyant sur la dichotomie entre *centre* et *périphérie* comme outil d'analyse sémantique. Les différents niveaux d'analyse se dérivent de la propre structure de la phrase déterminative : d'abord, la dimension de l'ancrage référentiel, représentée par le déterminant, puis, la dimension ontologique de l'objet de référence, représentée par le groupe nominal attaché au déterminant.

1. Einleitung

Die Zentrum-Peripherie-Dichotomie erweist sich nicht nur im Bereich der Syntax, sondern auch im Bereich der Analyse deiktischer Ausdrücke als sinnvolles Analysemodell. Marmaridou (2000, 96–97) zufolge stellt die Differenzierung zwischen Zentrum und Peripherie sogar das zentrale Strukturprinzip der deiktischen Bezugnahme dar. Die Schlüsselrolle, die der Zentrum-Peripherie-Dichotomie bei der Konstruktion deiktischer Referenz zukommt, ergibt sich nach Lakoff (1987, 274) und Marmaridou (2000, 97; 100–101) sowohl aus der menschlichen Körpererfahrung als auch aus der prototypischen Erfahrungssituation deiktischen Verhaltens.

So weist der menschliche Körper eine übergreifende anatomische Gliederung nach Zentren und Peripherien auf, die sich um ein jeweiliges Zentrum herum aufbauen, *Kopf*, *Arme* und *Beine* als Peripherie zum Zentrum *Rumpf* oder *Haare* und *Ohren* als Peripherie zum Zentrum ‚Kopf‘. Basierend auf dem physischen Erleben wird die Unterscheidung nach Zentrum und Peripherie als Ordnungsprinzip kognitiver Strukturierung auf weitere Erfahrungsbereiche übertragen, so auch auf die für diese Untersuchung zentrale Erfahrungsgestalt der Deixis.

Die Erfahrungsgestalt der Deixis ist als mentale Repräsentation einer prototypischen deiktischen Verhaltenssituation zu verstehen, in der alle Merkmale subsumiert werden, die sowohl verbales als auch nonverbales deiktisches Verhalten motivieren. Deiktisches Verhalten findet im Wesentlichen dann statt, wenn ein Sprecher versucht, die Aufmerksamkeit eines Hörers auf ein Objekt innerhalb des gemeinsamen Wahrnehmungsraums auszurichten, das sich bereits im Wahrnehmungsfokus des Sprechers, aber nicht in dem des Hörers befindet (cf. Ehlich 2007, 19–20).

Deiktisches Verhalten besteht somit in einer Zeigehandlung, die vom Sprecher als einem intentionalen Subjekt ausgeführt wird, auf den Hörer als Adressaten ausgerichtet ist und ein Zeigeobjekt als gemeinsamen Aufmerksamkeitsfokus intendiert. Als Zeigehandlung kann sich deiktisches Verhalten sowohl nicht-sprachlich, mittels des Einsatzes von Zeigegesten, als auch sprachlich ereignen, mittels des Gebrauchs von deiktischen Ausdrücken, die physische Zeigegesten ersetzen oder erweitern können.

Deiktische Ausdrücke erschaffen so einen Verweisraum, der ausgehend von der Sprecher-Origo als Zentrum der sprachlichen Interaktion und somit als perspektivischem Mittelpunkt strukturiert und ausgewertet wird. Als zentraler Bezugsort innerhalb des deiktischen Verweisraums konstituiert die Sprecher-Origo so ein deiktisches Zentrum, von dem ausgehend ein deiktischer Peripheriebereich konstruiert wird, der sich um das deiktische Zentrum herum aufbaut.

Durch die Zentrum-Peripherie-Gliederung entsteht gleichzeitig eine räumliche Modellierung der lokalen Dimension des deiktischen Raumes, die das deiktische Zentrum als Nähebereich und die deiktische Peripherie als Fernebereich konzeptualisiert. Die räumliche Nähe-Ferne-Struktur der Lokaldeixis bildet sich vor dem Hintergrund der metaphorischen Schemata *Zeit ist Raum* und *Text ist Raum*, so Marmaridou (2000, 103), wiederum auf die Ebene der Temporaldeixis und der Textdeixis ab, cf. Abb. 1.

DEIXIS	Zentrum <i>origo-inklusiv</i>	Peripherie <i>origo-exklusiv</i>
PERSONALDEIXIS	1. Person, 2. Person	3. Person
LOKALDEIXIS	räumliche Nähe	räumliche Ferne
TEMPORALDEIXIS	zeitliche Nähe	zeitliche Ferne
TEXTDEIXIS	Nähe im Text	Ferne im Text

Abb. 1: Zentrum-Peripherie-Gliederung der Deixis (nach Fricke 2007, 99; Marmaridou 2000, 103)

Demonstrativa sind objektdeiktische Zeichen (cf. Ehlich 2007, 26; Fricke 2007, 83). Als solche dienen sie nicht dazu, an der deiktischen Interaktion direkt beteiligte Entitäten aufzurufen, wie die französischen Personendeiktika *je* und *moi* für den Sprecher oder *tu* und *toi* für den Hörer, sondern Entitäten, die außerhalb der Interaktion zwischen Sprecher und Hörer liegen und demzufolge der Dritte-Person-Welt angehören (cf. Diewald 1991, 227). Infolge ihrer Zugehörigkeit zur Dritte-Person-Welt werden die Referenzobjekte von Demonstrativa unabhängig von ihrer tatsächlichen Position im Raum in Relation zur Sprecher-Origo automatisch in der deiktischen, da interaktionellen Peripherie verortet.

Die Zentrum-Peripherie-Dichotomie stellt schließlich sowohl auf makrostruktureller als auch auf mikrostruktureller Ebene ein grundlegendes Strukturmoment des deiktischen Verweisraumes dar. Infolgedessen kann sie als theoretisches Analysemodell eine gewinnbringende Perspektive eröffnen, wenn es darum geht, das grammatische Verhalten deiktischer Ausdrücke zu erfassen, im Besonderen, wenn diese in mehrgliedrige Systeme integriert sind. Aus diesem Grund soll im Folgenden das Demonstrativsystem des Altfranzösischen, das eine mehrgliedrige Struktur mit semantisch differenzierten Formenparadigmen aufweist, vor dem Hintergrund der Zentrum-Peripherie-Struktur des deiktischen Raumes beleuchtet werden.

Dazu werde ich in Punkt 2 zunächst die Struktur des altfranzösischen Demonstrativsystems skizzieren und frühere Analysen der funktionalen Opposition der Formenparadigmen diskutieren. Anschließend werde ich in Punkt 3 anhand einer empirischen Untersuchung zeigen, dass die Verteilung der altfranzösischen Formenparadigmen hinsichtlich der ontologischen Profilierung der Referenzobjekte divergiert und die entsprechenden Verteilungspräferenzen mit dem Modell der Zentrum-Peripherie-Dichotomie erfasst werden können. Punkt 4 schließt mit einer Konklusion der Ergebnisse.

2. Demonstrativa im Altfranzösischen

Das altfranzösische Demonstrativsystem des frühen 12. Jh.s besteht aus zwei semantisch komplementären Formenparadigmen, dem *cist*-Paradigma und dem *cil*-Paradigma (cf. Foulet ³1982, 168). Beide weisen insgesamt sieben nach Genus, Kasus und Numerus spezifizierte Einzelformen auf, wie in Abb. 2 zu sehen ist, die sowohl als Determinierer wie auch als Pronomen fungieren können. Innerhalb der *cist*-Gruppe und *cil*-Gruppe treten Synkretismen im Bereich der Numerus- und der Kasusmarkierungen auf. Die maskulinen Rektusformen *cist* und *cil* sind sowohl als Singular als auch als Plural zu lesen, die femininen Pluralformen *cestes* und *celes* sowohl als Rektus als auch als Obliquus. Im *cist*-Paradigma findet sich als dritte synkretische Form im Obliquus Plural zudem das genusneutrale *cez* (cf. Guillot-Barbance/Marchello-Nizia 2015, 89).

CIST [+proximal]	CIL [+distal]
cist _{M-REC-SG/PL}	cil _{M-REC-SG/PL}
cest _{M-OBL-SG}	cel _{M-OBL-SG}
cestui _{M-OBL-IO-SG}	celui _{M-OBL-IO-SG}
cez _{M/F-OBL-PL}	cels _{M-OBL-PL}
ceste _{F-REC/OBL-SG}	cele _{F-REC/OBL-SG}
cesti _{F-OBL-IO-SG}	celi _{F-OBL-SG}
cestes _{F-REC/OBL-PL}	celes _{F-REC/OBL-PL}

Abb. 2: Einzelformen der Paradigmen *cist* und *cil*¹

Ab dem späten 12. Jh. treten im Obliquus zwei weitere, auf die Determiniererposition beschränkte Formen hinzu: im Singular das maskuline *ce*, im Plural das genusneutrale *ces*, wie in Abb. 3 zu sehen. Uneinigkeit besteht bisweilen in der paradigmatischen Zuordnung dieser beiden Elemente. Traditionell werden *ce* und *ces* der *cist*-Gruppe zugerechnet, so Foulet (³1982, 168). Dabei wird *ce*, das nur vor konsonantisch anlautenden Substantiven auftritt, als Allomorph von *cest* betrachtet, *ces* als Allomorph von *cez*. Seit den Studien von Price (1969, 494–497) und Dees (1971, Kap. 3–4) werden *ce* und *ces* jedoch als transparadigmatische Synkretismen gewertet, die sowohl aus der *cist*-Gruppe als auch aus der *cil*-Gruppe entstehen und daher als drittes Formenparadigma gewertet werden müssen.² Die Formen *ce* und *ces* sind zwar semantisch neutral, syntaktisch jedoch auf die Determinierfunktion festgelegt (cf. Guillot-Barbance/Marchello-Nizia 2015, 96–98). Im Altfranzösischen steht folglich ein semantisch neutrales *ce*-Paradigma den semantisch spezifizierten Paradigmen *cist* und *cil* gegenüber.

CE
ce _{M-REC/OBL-SG}
ces _{M/F-REC/OBL-PL}

Abb. 3: Einzelformen des Paradigmas *ce*

¹ In den Abbildungen (2–3) gelten die folgenden Abkürzungen: F: feminin; IO: indirektes Objekt; M: maskulin; OBL: Obliquus; REC: Rektus; PL: Plural; SG: Singular.

² Laut Dees (1971, 98) entsteht *ces* nicht nur als Folge einer Deaffrizierung von *cez* aus dem *cist*-Paradigma, sondern auch in Folge eines Abbaus von *cels* aus der *cil*-Serie zu *ces* in adnominaler Position. Die Singularform *ce* wird wiederum, so Dees (1971, 123), von der Pluralform *ces* abgeleitet.

- (1b) Meleaganz si m' a tenu, [...] an prison
 Méléagant dann mich haben.PRS.3SG halten.PP in Gefängnis.F.SG
 [...]
- Si m' a fet a grant honte
 Dann mich haben.PRS.3SG machen.PP in großer.F.SG Schande.F.SG
- vivre en une tor qui est sor mer ;
 leben.INF in ein.F.SG Turm.F.SG der sein.PRS.3SG über Meer.F.SG
- La me fist metre et anfermer,
 Dort mich machen.PRF.3SG bringen.INF und einsperren.INF
 [...]
- Mes celui cui je n' aim de rien,
 Aber DIST.M.OBL den ich nicht lieben.PRS.3SG gar nicht
- Qui *cele honte* et *cest mesfet*
 Der DIST.F.SG Schande.F.SG und PROX.M.OBL.SG Verbrechen
- M' a porchacié, porquis et fet,
 Mir haben.PRS.3SG suchen.PP, suchen.PP und machen.PP
- Voldrai randre son paiemant
 wollen.FUT.1SG zurückgeben seinen Lohn.M.OBL.SG
- (*Chevalier de la charrette*, vv. 6868–6885)

« ‹Méléagant m'a maintenu [...] en prison [...]. Il m'a fait vivre indignement dans une tour en bord de mer. C'est là qu'il m'a fait enfermer. [...] Quant à celui que je déteste en tout et à qui je dois la honte et le mal qu'il m'a procurés sans relâche, j'entends lui payer tout son dû [...]› » (übers. Méla 1992, 509; 511).

In (1b) berichtet Lanzelot über seine Gefangenschaft bei Méléagant, auf die er sich im weiteren Verlauf der Äußerung sowohl mit *cele honte* als auch mit *cest mesfet* bezieht. Da *cele honte* und *cest mesfet* auf die gleiche Situation verweisen, kann der Rekurs auf die distale *cil*-Form in *cele honte* und die proximale *cist*-Form in *cest mesfet* nicht auf einen raumzeitlichen Distanzunterschied der Referenzobjekte in Relation zum Sprecher zurückgeführt werden. Die Verwendung der *cist*- und *cil*-Formen in (1b) zur Referenz auf ein einziges Objekt, das also in derselben Entfernung zur Sprecher-Origo liegt, lässt vermuten, dass die Verteilung von *cist* und *cil* nicht ausschließlich nach dem Wert der objektiven Nähe oder Ferne motiviert wird.

Aus diesem Grund wird die semantische Opposition zwischen *cist* und *cil* in der neueren Forschung nicht mehr auf eine proximale oder distale lokaledeikti-

sche Markierung der Formen zurückgeführt, so Kleiber (1987), Massé-Arkan (2013), Marchello-Nizia (2006, 116–120), Guillot (2013, 222) und Guillot-Barbance/Marchello-Nizia (2015, 92–96). Unter den genannten Untersuchungen stellt die von Marchello-Nizia (2006, 116–120), Guillot (2013, 222–225) und Guillot-Barbance/Marchello-Nizia (2015, 92–96) ausgearbeitete These der Sprechersphäre den derzeit bedeutendsten und umfassendsten Ansatz zur Bestimmung des semantischen Werts von *cist* und *cil* dar.

Guillot-Barbance/Marchello-Nizia (ibid.) zufolge können alle Okkurrenzen von *cist* und *cil* eindeutig semantisch motiviert werden, wenn die Werte Nähe und Ferne zum Sprecher nicht in Beschränkung auf die objektive Verortung der Referenzobjekte von *cist* und *cil* analysiert werden, sondern im Hinblick auf die Ebene des subjektiven Sprecherempfindens der Nähe oder Ferne eines Referenzobjekts erweitert werden. Den Raum des subjektiven Sprecherempfindens fassen Guillot-Barbance/Marchello-Nizia (ibid.) unter den Begriff der *Sprechersphäre*. Diese umfasst alle Objekte, die der Sprecher als ihm zugehörig erachtet, unabhängig von ihrer tatsächlichen Verortung im Raum. Das proximale *cist* dient demnach dazu, Objekte als Teil der Sprechersphäre zu konstruieren, das distale *cil* dazu, die Ausgeschlossenheit von Objekten aus der Sprechersphäre anzuzeigen.

In diesem Sinn können *cist* und *cil* sowohl zum Ausdruck von Possessionsverhältnissen als auch zum Ausdruck von affektiver Nähe oder Ferne des Sprechers zum Referenzobjekt eingesetzt werden, wie Guillot-Barbance/Marchello-Nizia (ibid.) anhand der in (2–3) angeführten Beispiele illustrieren. So indiziert *cist* in (2a) die Zugehörigkeit des Besitzobjekts *cheval* zum Sprecher, wohingegen *cil* in (2b) komplementär dazu die Nichtzugehörigkeit des Referenzobjekts *cheval* zum Sprecher anzeigt.

- (2a) „Deus, dist Guillelmes, com vos
Gott, sagen.PERE.3SG Wilhelm.F.REC.SG wie euch
- dei graciier de *cest* *cheval*
müssen.PRS.1SG danken für PROX.M.OBL.SG Pferd.M.OBL.SG
- que j’ ai ci guaaignié!“
das ich haben.PRS.1SG hier gewinnen.PP
- (*Couronnement de Louis*, vv. 1146–1147)

‘Dieu, dit Guillaume, combien je vous dois de gratitude pour ce cheval que j’ai gagné!’

- (2b) „Biax amis, fet
lieber.M.REC.SG Freund.M.REC.SG machen.PRS.3SG

Perceval, je te pri [...] que tu
 Parzival.M.OBL.SG ich dich bitten.PRS.1SG dass du

*cel cheval me prestes [...].*⁴
 DIST.M.OBL.SG Pferd.M.OBL.SG mir leihen.PRS.2SG

(*Queste del saint Graal*, p. 88)

‘Cher ami, dit Perceval, je te demande [...] de me prêter ce (/ton) cheval [...].’
 (Bsp. (2a–b) zit. und übers. in Guillot-Barbance/Marchello-Nizia 2015, 93)

In (3a) wiederum zeigt *ceste* die affektive Nähe des Sprechers zum Referenzobjekt *espee* an. In (3b) indiziert der Sprecher mittels *cel* auf der ersten Ebene die affektive Ferne des Sprechers zum Referenzobjekt *palié blanc*, auf der zweiten Ebene die affektive Ferne zum Adressaten der Äußerung, der mit dem Referenzobjekt *cel palié blanc*, das diesem als Sitzplatz zugewiesen wird, in Verbindung steht.

(3a) „E Durendal, cum es bele e clere e
 oh Durendal.F.SG wie sein.PRS.2SG schön.F.SG und hell.F.SG und

blanche! [...] Pur *ceste espee ai*
 weiß.F.SG für PROX.F.OBL.SG Schwert.F. SG haben.PRS.1SG

*dulor e pesance [...].*⁴
 Schmerz.F.SG und Leid.F.SG

(*Chanson de Roland*, vv. 2316, 2335)

‘Eh! Durendal, comme tu es belle, claire et blanche! [...] Pour cette épée, je ressens douleur et peine [...].’ [Roland souffre de devoir abandonner son épée Durendal]

(3b) Li empereres respunt par
 DEF.M.REC.SG Kaiser.M.REC.SG antworten.PRS.3SG mit

maltalent: „Alez sedeir sur
 Wut.M.OBL.SG gehen.IMP.2PL sitzen.INF auf

*cel palie blanc ! [...].*⁴
 DIST.M.OBL.SG Teppich.M.OBL.SG weiß.M.OBL.SG

(*Chanson de Roland*, vv. 271–272)

‘L’empereur répond [à l’archevêque Turpin] avec colère: „Allez vous asseoir sur ce tapis blanc!’⁴

(Bsp. (3a–b) zit. in Guillot-Barbance/Marchello-Nizia 2015, 93–94)

Wie für die These der objektiven Distanz in (1) gesehen, können auch im Hinblick auf die These der subjektiven Sprechersphäre Okkurrenzen gefunden wer-

den, die vermuten lassen, dass die semantische Verteilung von *cist* und *cil* nicht in erster Linie nach dem Prinzip der Eingliederung in (*cist*) bzw. Ausgliederung aus (*cil*) einer abstrakten affektiven Sprechersphäre motiviert wird. So liegt in (4a) ein in Bezug auf den pragmatischen Kontext mit (2b) vergleichbares Beispiel vor, in dem der Sprecher jeweils den Adressaten bittet, ihm sein Pferd, *cel cheval me prestes* in (2b), oder eines seiner Pferde, so in (4a) *cist dui destrier [...]* *Le quel que soit me baillessiez*, auszuleihen. Obwohl das Referenzobjekt in (4a) ebenso wie in (2b) Besitz des Adressaten ist, wird es entgegen der Erwartungen der These der Sprechersphäre mit *cist* eingeführt.

Wiederum ein mit (3b) vergleichbarer Fall liegt in (4b) vor, in dem der Sprecher dem Referenzobjekt *chevaliers* gegenüber negativ eingestellt ist und folglich entsprechend der These der Sprechersphäre zum Ausdruck affektiver Ferne mit *cil* eingeleitet werden müsste, tatsächlich aber mit *cist* eingeführt wird. Aus diesem Grund liegt der Verdacht nahe, dass die Verteilung von *cist* und *cil* nicht ausschließlich vom semantischen Wert [\pm Eingliederung in die affektive Sprechersphäre] motiviert wird.

- (4a) „Et je cuit que *cist* dui destrier
und ich denken.PRS.1SG dass PROX.M.REC.PL zwei.M.REC Streitross.M.REC.PL

sont vostre; or si vos prierioie, [...]
sein.PRS.3PL ihre nun so euch bitten.KOND.1SG

que vos, ou a prest ou a don,
dass ihr oder als Leihgabe.M.OBL.SG oder als Geschenk.M.OBL.SG

le quel que soit
DEF.M.OBL.SG welcher.M.OBL.SG dass sein.PRES.KONJ.3SG

me baillessiez.“
mir geben.IMP.F.KONJ.2PL

(*Le chevalier de la charrette*, vv. 279–287)

‘Je crois que *ces deux grands chevaux* sont à vous. Laissez-moi donc vous prier, en promettant que je vous en rendrai le service en remerciement, de bien vouloir, à titre de prêt ou en don me remettre l’un d’eux, n’importe lequel.’ (übers. Méla 1992, 59)

- (4b) – Certes, ci a malvés conduit,
sicherlich, hier haben.PRS.3SG schlecht.M.OBL.SG Geleit.M.OBL.SG

fet il, qu’ adés vos en maing gié.
sagen.PRS.3SG er dass gleich euch davon führen.PRS.1SG ich.

.I. mui de sel
 ein Ahm(Maßeinheit).M.OBL.SG von Salz.M.OBL.SG

avroit mangié
 haben.KOND.3SG essen.PP

cist *chevaliers*, si con je croi,
 PROX.M.REC.SG Ritter.M.REC.SG so wie ich glauben.PRS.1SG

einçois qu' il vos desraist vers moi [...].
 bevor dass er euch streitig machen.PRS.KONJ.3SG entgegen mir

(*Le chevalier de la charrette*, vv. 1582–1586)

'Il vous protège mal, en vérité, je vous emmène, séance tenante. Il aurait avalé un muid de sel, je le crois, ce chevalier, avant d'oser vous disputer à moi.' (übers. Méla 1992, 149)

An dieser Stelle wird deutlich, dass sowohl die These der objektiven Distanz als auch die These der subjektiven Sprechersphäre jeweils nur gewisse Ebenen der semantischen Funktionalität von *cist* und *cil* erfassen können. Außerdem gestaltet sich die Bestimmung der tatsächlichen Entfernung eines Referenzobjekts vom Sprecher bei der Analyse historischer Daten als außerordentlich schwierig, da der Kontext nur bedingt Rückschlüsse auf die Positionierung der Referenzobjekte zulässt.

Ähnliches gilt für die These der Sprechersphäre. So bieten die semantischen Werte [\pm Eingliederung in die Sprechersphäre] eine schier unbegrenzte Vielfalt an Deutungsmöglichkeiten der jeweiligen Sprecherentscheidung für die *cist*- oder die *cil*-Form in einem gegebenen Kontext. Die Beschränkung auf einen umfassenden Grundwert, wie bei den diskutierten Thesen der Fall, birgt zudem die Gefahr einer zirkulären Argumentation, die darin besteht, die Funktionalität der Formen aus ihrem pragmatischen Kontext und gleichzeitig den pragmatischen Kontext aus der vermuteten Funktionalität der Formen zu erklären. Auch wenn dieses Vorgehen bei der Analyse literarischer Daten in keiner Weise unbegründet ist und wertvolle Ergebnisse bezüglich der pragmatischen Präferenzen von *cist* und *cil* liefert, bedarf es zur Erfassung des Distributionsmechanismus der altfranzösischen Demonstrativa eines stärkeren Bezugs auf die strukturelle und funktionale Gliederung der Demonstrativa. Dazu soll in Punkt 3 ein erster Versuch anhand einer Korpusstudie unternommen werden.

3. Zentrum und Peripherie in der Funktionalität von *cist* und *cil*

Die Analysekritieren, die zur Erfassung der Funktion von adnominalem *cist* und *cil* herangezogen werden können, erschließen sich aus der Struktur der Determiniererphrase (DP) selbst. Innerhalb der DP besetzen *cist* und *cil* den funktionalen Kopf D, der für die referentielle Verankerung des Referenzobjekts der DP zuständig ist, wie in den Beispielen (1–4) gesehen. Der Kopf D hat als Komplement eine Nominalphrase (NP), die für die kategoriale Kennzeichnung des Referenzobjekts zuständig ist. So gibt das NP-Komplement *chevaliers* in *cist chevaliers* (4b) beispielsweise an, dass es sich bei der Referenzgröße um ein Objekt der Kategorie *chevaliers* ‚Ritter‘ handelt, während der Kopf *cist* anzeigt, dass das angesteuerte Referenzobjekt in einem Sprecher und Hörer gemeinsamen Interaktionsraum verfügbar ist. Es steuert somit die referentielle Auflösung der DP. Bei der Analyse der semantischen Funktionalität der altfranzösischen Demonstrativa in adnominaler Position muss folglich zum einen die Ebene der deiktischen Verortung eines Referenzobjekts im gegebenen Referenzraum berücksichtigt werden, zum anderen die Ebene der ontologischen Profilierung des Referenzobjekts.

Die Verteilung von *cist* und *cil* nach referentiellen Kontexten wird in den Untersuchungen zum semantischen Wert von *cist* und *cil* bereits an vielen Stellen berücksichtigt. So zeigen Guillot-Barbance/Marchello-Nizia (2015, 103–105) und Massé-Arkan (2013, 583–584) in Bezug auf die phorische Referenzebene, dass *cist* in erster Linie im propositionalanaphorischen Kontext auftritt, während *cil* häufiger mit anaphorischer Referenz zu finden ist. Guillot-Barbance/Marchello-Nizia (2015, 100–103) legen weiterhin dar, dass *cist* bevorzugt bei der Referenz auf situativ verfügbare Objekte auftritt, während bei der Referenz auf weder situativ noch phorisch gestützte Objekte ausschließlich *cil* zu finden ist.

Die Dimension der ontologischen Typen wurde in den bisherigen Untersuchungen zur semantisch-pragmatischen Verteilung von *cist* und *cil* bisher noch nicht berücksichtigt. Entsprechend der strukturellen Gliederung der DP besteht jedoch Grund zur Annahme, dass auch die Objektebene die Verteilung von *cist* und *cil* in entscheidender Weise motiviert. Aus diesem Grund wird die folgende Analyse die Verteilung von *cist* und *cil* aus der Perspektive der ontologischen Typen ihrer Referenzobjekte untersuchen.

Zur Erfassung der ontologischen Profilierung der Referenzobjekte dient eine differenzierte Typologie, die mit Hilfe von Flaux/Van de Velde (2000) entwickelt wurde. Unterschieden werden (i) *Objekte*, die einzeln auftreten und eine klar

konturierte Gestalt aufweisen, wie *chevaus* ‘Pferd’, (ii) Objekte, die im *Kollektiv* auftreten, wie *armure* ‘Rüstung’, (iii) *Stoffe*, die im Unterschied zu Objekten keine klar konturierte Gestalt aufweisen, wie *sanc* ‘Blut’, (iv) *Räume*, in denen sich Objekte bewegen können, wie *palais* ‘Palast’, (v) *Positionen* als Orte innerhalb von Räumen, wie *pont* ‘Brücke’, (vi) *Aspekte* als Dimensionen von Objekten, wie *belté* ‘Schönheit’, und (vii) *Prozesse*, die zwischen Objekten stattfinden oder Objekte beinhalten können, wie *estor* ‘Kampf’.

Als Datenbasis für die Untersuchung der Verteilung von *cist* und *cil* nach ontologischen Typen dient der höfische Roman *Chevalier de la charrette ou Lancelot* in champagnischer Skripta von Chrétien de Troyes, dessen Entstehungszeitraum zwischen 1177 und 1181 vermutet wird.⁴ Der Text ist in 7112 Verse gegliedert und weist insgesamt 50.675 Tokens auf, davon entsprechen 117 Okkurrenzen Formen aus dem *cist*-Paradigma in adnominaler Position und 51 Okkurrenzen Formen aus dem *cil*-Paradigma in adnominaler Position. Für alle Okkurrenzen von adnominalem *cist* und *cil* wurde der ontologische Typ des entsprechenden Referenzobjekts manuell annotiert. Die Ergebnisse der Analyse sind in Abb. 4 zusammengefasst.

Ontotyp	<i>cist</i>	<i>cil</i>	Σ
(i) Objekt	21 (18 %)	10 (20 %)	31
(ii) Kollektiv	4 (3 %)	3 (6 %)	7
(iii) Stoff	0 (0 %)	0 (0 %)	0
(iv) Raum	39 (33 %)	12 (24 %)	51
(v) Ort	7 (6 %)	15 (28 %)	22
(vi) Aspekt	9 (8 %)	5 (10 %)	14
(vii) Prozess	37 (32 %)	6 (12 %)	43
	117 (100 %)	51 (100 %)	168

Abb. 4: Verteilung von *cist* und *cil* nach ontologischen Typen in *Chevalier de la charrette ou Lancelot*

⁴ Als Textvorlage wurde die Edition von Kunstmann (2009) gewählt, die in der *Base de Français Médiéval* elektronisch verfügbar ist (URL: <http://catalog.bfm-corpus.org/CharretteKu>). Der gewählten Edition liegt ein Manuskript zugrunde, das im ersten Drittel des 13. Jh.s entstanden ist und somit aus einer Zeit stammt, in der das altfranzösische Demonstrativsystem durch das vermehrte Auftreten der neutralen Formen *ce* und *ces* bereits im Wandel begriffen ist. Die Vermutung liegt folglich nahe, dass in der gewählten Edition die neutralen Formen *ce* und *ces* in Fällen auftreten, in denen in Chrétiens Original *cist*- oder *cil*-Formen vorlagen. Dieser Implikation wurde in der vorliegenden Untersuchung durch den Ausschluss der Formen *ce* und *ces* aus der Analyse Rechnung getragen.

Betrachtet man die Gesamtverteilung der adnominalen *cist*- und *cil*-Formen nach ontologischen Typen, fällt zunächst auf, dass *cist* und *cil* sowohl divergierende als auch konvergierende Verteilungspräferenzen in Bezug auf die ontologischen Typen ihrer Referenzobjekte aufweisen, cf. Abb. 4. So zeigt *cist* eine deutliche Präferenz für Referenzobjekte des Typs (iv) Räume (33 %), wie *prison* in (5a), und (vii) Prozesse (32 %), wie *queste* in (5b). Mit größerem Abstand dazu folgt an dritter Stelle der ontologische Typ (i) Objekte (18 %), wie *peignes*, cf. Abb. 4. Die niedrigsten Frequenzen weisen Referenzobjekte der Typen (vi) Aspekt (8 %), (v) Ort (6 %) und (ii) Kollektiv (3 %) auf.

- (5a) „Car puis que li uns lëaumant
 denn da dass DEF.M.REC.SG einer.M.REC.SG legal.ADV
 istra fors de *ceste* *prison*,
 verlassen.FUT.3SG hinaus aus PROX.F.OBL.SG Gefängnis.F.SG
 tuit li autre, sanz
 alle.M.REC.PL DEF.M.REC.PL anderen.M.REC.PL ohne
 mesprison, an porront issir sanz desfanse.“
 Vergehen.F.SG daraus können.FUT.3PL verlassen.INF ohne Hinderung.F.SG

(*Le chevalier de la charrette*, vv. 2111–2115)

‘[...] car il suffit qu’il y en ait un qui sorte, tête haute, de cette prison, pour que tous les autres puissent à coup sûr en sortir, sans qu’on y mette défense.’ (übers. Méla 1992, 59)

- (5b) „Ne doi mie avoir cuer de
 NEG müssen.PRS.1SG NEG haben.INF Herz.M.OBL.SG von
 Lievre qant por li sui an *ceste*
 Hase.M.OBL.SG wenn wegen ihr sein.PRS.1SG in PROX.F.OBL.SG
queste.“
 Suche.FREC.SG

(*Le chevalier de la charrette*, vv. 1101–1102)

‘Je ne dois pas avoir un cœur de lièvre quand je suis, pour elle, en cette quête!’ (übers. Méla 1992, 115)

- (5c) „*Cist* *peignes*, se j’ onques
 PROX.M.REC.SG Kamm.M.REC.SG wenn ich einmal
 soi rien
 wissen.PRS.KONJ.1SG etwas,

fu la reïne, jel sai bien.“
sein.PRS.3SG DEF.F.SG Königin.F.SG ich.es wissen.PRS.1SG gut

(*Le chevalier de la charrette*, vv. 1411–1412)

‘Ce peigne, si j’ai jamais été bien renseignée, fut à la reine, je le sais.’ (übers. Méla 1992, 137)

Bei der Distribution von *cil* fallen ebenso wie bei *cist* deutliche Verteilungspräferenzen auf. *Cil* tritt bevorzugt mit Objekten der Typen (v) Ort (28 %), wie *part* in (6a), (iv) Raum (24 %), wie *forest* in (6b), und (i) Objekt (20 %), wie *cele bande d’or* und *cel escu de bernic* in (6c), auf, cf. Abb. 4. Die niedrigsten Frequenzen treten bei den Objekten des Typs (vii) Prozesse (12 %), (vi) Aspekte (10 %), (ii) Kollektiv (6 %) und (iii) Stoffe (0 %) auf.

(6a) Si s’ an ala mout tost et droit
da REFL davon gehen.PERF.3SG sehr schnell und geradewegs

cele part don venuz estoit [...].
DIST.F.OBL.SG Ort.F.SG von dem kommen.PP.REC sein.IMPF.3SG

(*Le chevalier de la charrette*, vv. 6037–6038)

‘Il s’est hâté d’aller tout droit vers là d’où il était venu [...]’ (übers. Méla 1992, 453)

(6b) „An *cele forest* don je vieng
in DIST.F.OBL.SG Wald.F.SG von dem ich kommen.PRS.1SG

l’ ancontraï ore ou el venoit.“
sie treffen.PERF.1SG in diesem Moment wo sie kommen.IMPF.3SG

(*Le chevalier de la charrette*, vv. 1692–1693)

‘Dans cette forêt d’où je viens, je l’ai rencontrée qui cheminait.’ (übers. Méla 1992, 155)

(6c) Antr’ ax dient: „Veez vos or celui
unter ihnen sagen.PRS.3PL sehen.PRS.2PL ihr nun DIST.M.OBL.SG

a *cele bande d’ or*
mit DIST.F.OBL.SG Band.F.SG aus Gold.M.OBL.SG

Parmi *cel escu de bernic*?“
über DIST.M.OBL.SG Schild.M.OBL.SG aus Muschel.F.SG

(*Le chevalier de la charrette*, vv. 5773–5775)

‘Là, voyez-vous, se lancent-ils, ce chevalier avec l’écu qui porte à une bande d’or?’ (übers. Méla 1992, 435)

Cist und *cil* konvergieren in Bezug auf die ontologischen Typen ihrer Referenzobjekte in ihrer Präferenz für Objekte des Typs (iv) Räume und (i) Objekte. Allerdings ist zu beachten, dass Objekte des Typs (iv) Räume in der Verteilung von *cist* mit 33 % und an erster Position frequentativ stärker vertreten sind als in der Verteilung von *cil* mit 24 % und an zweiter Position, cf. Abb. 4. Bei *cist* wiederum zeigt sich die Präferenz für Objekte des Typs (i) Objekt, das mit 18 % in großem Abstand zur zweiten Position (vii) Prozesse, die 32 % der Gesamtverteilung ausmacht, platziert ist, weniger deutlich als bei *cil*, bei dessen Verteilung (i) Objekte mit 20 % in geringem Abstand zur zweiten Position (iv) mit 24 % auftreten, cf. Abb. 4. *Cist* und *cil* divergieren in ihrer jeweiligen Konkurrenz mit Objekten des Typs (v) Ort und (vii) Prozess. So sind (v) Orte mit 28 % der zweithäufigste Objekttyp von *cil*, während sie bei *cist* mit 6 % erst an fünfter Position zu finden sind. Bei der Verteilung von (vii) Prozessen verhält es sich umgekehrt. Während (vii) Prozesse bei *cist* mit 32 % an zweiter Position auftreten, finden sie sich bei *cil* mit 12 % erst an vierter Position, cf. Abb. 4.

Diese Ergebnisse lassen vermuten, dass die Verteilung von *cist* und *cil* in den Fällen konvergierender Präferenzen, wie bei den Typen (i) Objekte und (iv) Räume gesehen, weniger von der ontologischen Beschaffenheit des Referenzobjekts, als vielmehr von pragmatischen Kriterien gesteuert wird. Eine pragmatische Analyse aller Okkurrenzen von *cist* und *cil* in Verbindung mit Referenzobjekten des Typs (iv) Räume bestätigt diese Vermutung. In Verbindung mit *cist* verweisen NP-Komplemente des Objekttyps (iv) Raum in allen Fällen auf den Raum, in dem sich der Sprecher gerade befindet, so referiert auch *ceste prison* in (5a) auf den aktuellen Ort des Sprechers. In Verbindung mit *cil* hingegen stimmt der referierte Raum in keinem Fall mit dem Sprecherort überein, so verweist *cele forest* in (6b) auf einen Ort, der jenseits vom aktuellen Sprechort liegt, was ferner durch den zugehörigen Relativsatz *don je vieng* deutlich gemacht wird. *Cist* referiert in Verbindung mit Objekten des Typs (iv) Raum folglich in allen Fällen origo-inklusiv und somit auf das deiktische Zentrum, während *cil*, in komplementärer Verteilung dazu origo-exklusiv verweist und folglich die deiktische Peripherie ansteuert. Dieses Verteilungsmuster steht in Einklang mit der traditionellen Klassifikation von *cist* als Demonstrativum der Nähe und *cil* als Demonstrativum der Distanz, wie in Punkt 2 dargestellt. In Bezug auf Objekte des Typs (i) Objekte gestaltet sich die pragmatische Analyse weitaus schwieriger, da in der Textvorlage nur wenige Informationen bezüglich der Positionierung im Referenzraum in Relation zur Sprecher-Origo gegeben sind. Deshalb kann eine eingehendere Überprüfung der pragmatischen Verteilungsmechanismen an dieser Stelle leider nicht vorgenommen werden.

Zum anderen zeigen die Ergebnisse, dass die Verteilung von *cist* und *cil* in den Fällen divergierender Präferenzen, wie bei den Typen (v) Orte für *cil* und (vii) Prozesse für *cist* gesehen, durchaus von der ontologischen Beschaffenheit des Referenzobjekts motiviert wird. Die ontologischen Typen in (i–vii) können in einem Kontinuum zwischen den Polen *figure*-Affinität und *ground*-Affinität verortet werden. Dem Figur-Grund-Modell zufolge wird die visuelle Wahrnehmung von der Gliederung in Figuren, die den perzeptiven Vordergrund konstituieren, und den diese Figuren umgebenden Grund bestimmt. Objekttypen, die aufgrund ihrer ontologischen Eigenschaften dafür geeignet sind, ein perzeptives Zentrum zu bilden, wie (i) Objekte, die einzeln auftreten, (v) Orte als Positionen innerhalb von Räumen oder (vi) Aspekte von Objekten kann demzufolge eine höhere *figure*-Affinität zugeschrieben werden, wobei (i) einzelne Objekte sich dem *figure*-Pol am nächsten befinden, cf. Abb. 5. Objekttypen, die entsprechend ihrer ontologischen Eigenschaften eher dazu prädestiniert sind, perzeptive Peripherien zu bilden, verorten sich wiederum am Pol der *ground*-Affinität, so (ii) Objekte, die kollektiv auftreten, (iii) Stoffe, (iv) Räume und (vii) Prozesse, cf. Abb. 5.

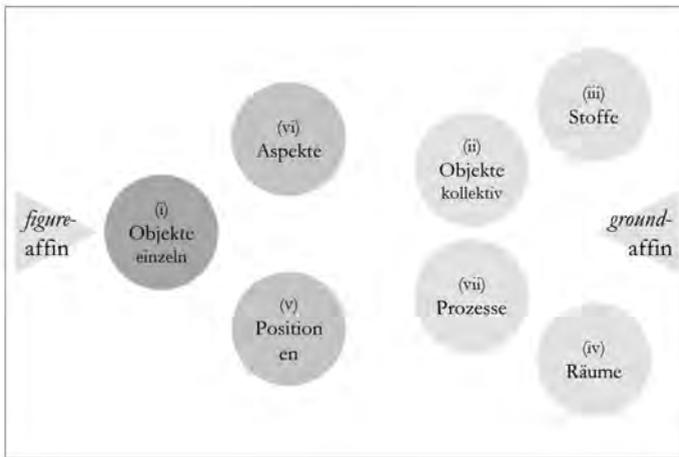


Abb. 5: Verortung der ontologischen Typen zwischen *figure*-Affinität und *ground*-Affinität

Bei der Bildung von Verteilungsklustern der ontologischen Typen nach den Kriterien *figure*-Affinität und *ground*-Affinität zeigt sich, dass *cist* mit 69% eine klare Präferenz für *ground*-affine Objekttypen aufweist, während *cil* bevorzugt mit *figure*-affinen Objekttypen auftritt, so in 59% der Okkurrenzen, cf. Abb. 6.

Ontologische Typen	<i>cist</i>	<i>cil</i>	
<i>ground</i> -affin	80 (69 %)	21 (41 %)	101
<i>figure</i> -affin	37 (32 %)	30 (59 %)	67
	117 (100 %)	51 (100 %)	Σ 168

Abb. 6: Verortung der ontologischen Typen zwischen *figure*-Affinität und *ground*-Affinität

Vor dem Hintergrund der Zentrum-Peripherie-Dichotomie können *figure*-affine Objekttypen dem Zentrumbereich, *ground*-affine Objekttypen dem Peripheriebereich zugeordnet werden. Auf diese Weise ergibt sich auf Objektebene eine Ordnung, in der *cist* als *ground*- und somit peripheriebezogen und *cil* als *figure*- und somit zentrumsbezogen im Vergleich zur (i) Ebene des deiktischen Bezugs genau gegenteilig positioniert sind, wie Abb. 7 zusammenfasst.

Ebene	<i>cist</i>	<i>cil</i>
(i) deiktischer Bezug	origo-inklusiv =Zentrum	origo-exklusiv =Peripherie
(ii) ontologische Profilierung	<i>ground</i> -affin =Peripherie	<i>figure</i> -affin =Zentrum

Abb. 7: *Cist* und *cil* vor dem Hintergrund der Zentrum-Peripherie-Dichotomie

4. Konklusion

Die Ergebnisse der Untersuchung haben gezeigt, dass die Distribution der Demonstrativa *cist* und *cil* nicht nur von pragmatischen Kriterien, sondern auch von den ontologischen Gegebenheiten der Referenzgröße bestimmt werden. Sowohl auf der Ebene des deiktischen Bezugs als auch auf der Ebene der ontologischen Profilierung stellt die Zentrum-Peripherie-Dichotomie ein hilfreiches Modell zur Beschreibung der Verteilungspräferenzen der altfranzösischen Demonstrativa dar. Um gesichertere Ergebnisse zu erhalten, bedarf es jedoch zum einen einer stärkeren Verschränkung der Ebenen des deiktischen Bezugs und der ontologischen Profilierung, zum anderen einer quantitativen Erweiterung der Datenbasis. Zudem könnte der Vergleich mit dem Verteilungsverhalten demonstrativer Formen in anderen romanischen Sprachen, wie dem Italienischen mit einem ebenfalls zweigliedrigen oder dem Spanischen und Portugiesischen mit jeweils dreigliedrigen Demonstrativsystemen, nicht nur ein wichtiges Korrektiv für die Überprüfung der vorgebrachten Thesen darstellen, sondern auch Hinweise für die Anwendbarkeit des Ansatzes auf dreigliedrige Demonstrativsysteme liefern.

Bibliografie

- Chrétien de Troyes (2009): *Chevalier de la charrette ou Lancelot*, ed. Pierre Kunstmann. Ottawa/ Nancy, Université d'Ottawa/Laboratoire de Français Ancien, ATILF. <http://catalog.bfm-corpus.org/CharretteKu>. [7.7.2016]
- Chrétien de Troyes (1992): *Le chevalier de la charrette ou Le roman de Lancelot*, ed. Charles Méla. Paris, Librairie Générale Française.
- Dees, Anthonij (1971): *Étude sur l'évolution des démonstratifs en ancien et en moyen français*, Groningen, Wolters-Nordhoff.
- Diewald, Gabriele (1991): *Deixis und Textsorten im Deutschen*, Berlin, de Gruyter.
- Ehlich, Konrad (2007): *Sprache und sprachliches Handeln*. vol. 2: *Prozeduren des sprachlichen Handelns*, Berlin, de Gruyter.
- Flaux, Nelly/Van de Velde, Danièle (2000): *Les noms en français. Esquisse de classement*, Gap, Ophrys.
- Foulet, Lucien [¹1916] (³1982): *Petite syntaxe de l'ancien français*, Paris, Champion.
- Fricke, Ellen (2007): *Origo, Geste und Raum: Lokaldeixis im Deutschen*, Berlin, de Gruyter.
- Guillot, Céline (2013): „Système des démonstratifs médiévaux et exemples de stratégies communicatives“, in: *Journal of French Language Studies* 23, 221–242.
- Guillot-Barbance, Céline/Marchello-Nizia, Christiane (2015): „Spécialisation morpho-syntaxique et changement sémantique: le cas du démonstratif français“, in: *Langue française* 187, 79–110.
- Kleiber, Georges (1987): „L'opposition *cist/cil* en ancien français ou comment analyser les démonstratifs“, in: *Revue de Linguistique Romane* 51, 5–35.
- Lakoff, George (1987): *Women, fire, and dangerous things. What categories reveal about the mind*, Chicago, University of Chicago Press.
- Marchello-Nizia, Christiane (2006): „Du subjectif au spatial: l'évolution des formes et du sens des démonstratifs en français“, in: *Langue Française* 152, 114–126.
- Marmaridou, Sophia S. A. (2000): *Pragmatic Meaning and Cognition*, Amsterdam, Benjamins.

Massé-Arkan, Pascale (2013): „How demonstrative determiners *cist* and *cil* contribute to text grammar and discourse comprehension in Old French narratives“, in: *Zeitschrift für romanische Philologie* 129, 559–588.

Price, Glanville (1969): „La tranformation du système français des démonstratifs“, in: *Zeitschrift für romanische Philologie* 35, 489–505.

Debora Francione

***Zentrum und Peripherie* bei Pier Paolo Pasolini: Die Vorhersage einer transkulturellen Realität**

La cultura del centro e quella della periferia sembrano assumere, nella riflessione pasoliniana, i tratti di un mondo non più in grado di parlare alla nostra attualità. Eppure, ripercorrendo il pensiero di Pasolini, è possibile tornare a riflettere su una società moderna e occidentale all'interno della quale le forze dicotomiche del centro e della periferia paiono agire con la stessa intensità descritta da Pasolini. Dopo Pasolini il centro e la periferia assumono i confini tracciati dalla nuova cultura mediale.

1. *Zwischen Zentrum und Peripherie*: Eine anthropologische Konstruktion

Der Diskurs Pasolinis über die Dichotomie Zentrum und Peripherie mag bereits auf den ersten Blick sehr aktuell und breit erscheinen. Hinsichtlich dieses Begriffspaars zeigen sich einige Aspekte seiner Überlegungen heute besonders deutlich; nicht nur in Italien, sondern in der gesamten abendländischen Welt – insbesondere im Rahmen der Überlegung einer machtvollen bzw. eurozentristischen Modellstruktur. Merkwürdig mutet an, wie unterschiedlich und vielfältig Pasolini selbst die Interpretation des gegensätzlichen Begriffspaars vornimmt. Indem Pasolini die Unterschiede der räumlichen Ästhetik zwischen *Zentrum* und *Peripherie* beschreibt, wird deutlich, dass genau diese äußerlichen und ästhetischen Differenzen auch anthropologische Zwiste in der Wahrnehmung enthalten.

Pasolini betont die äußerlichen und ästhetischen räumlichen Unterschiede zwischen *Zentrum* und *Peripherie*. Der Prozess einer strukturellen Veränderung der Umgebung zugunsten des hedonistischen und konsumorientierten Lebensmodells in vielen Teilen des Abendlandes eröffnet bei Pasolini zunächst einen Diskurs, der in Verbindung mit dem Ansatz des *Ecocriticism*¹ interpretiert werden kann.

¹ *Ecocriticism* ist ein Ansatz, der sich gegen Ende der achtziger Jahre und Anfang der neunziger Jahre entwickelt hat. Im Fokus des literarischen Diskurses des *Ecocriticism* steht die Beziehung zwischen Mensch und Natur, das heißt das ökologische Problem, das nun auch in der Literatur behandelt wird (Iovino 2006).

Die Überlegung Pasolinis zur dichotomischen Beziehung zwischen *Zentrum* und *Peripherie* lässt sich also mithilfe seiner ästhetischen Position aufklären: Pasolini erfasst den ästhetischen bzw. äußerlichen Unterschied zwischen den Städten des Abendlandes und den Peripherien Italiens sowie jenen der dritten Welt. Die kulturelle Vielfalt sowie die ästhetische Besonderheit der Peripherie – im Gegensatz zur städtischen Dimension – sind in diesem Sinne nicht nur räumliche Merkmale der dritten Welt, sondern gehören zu einer transkulturellen Realität, für die es auch in Europa Beispiele gibt.

In seinem Dokumentarfilm *La forma della città* (Pasolini 2001, 2124–2129) beschreibt Pasolini dem jungen Ninetto Davoli die Gewalttätigkeit der Konsumkultur gegenüber der peripheren Landschaft, die die ursprünglichen und traditionellen Formen der nicht zentralen Orte allmählich durch das stilistische und äußerlich modern vom Zentrum her geprägte Modell verunstalten. Der Vorrang bzw. die Macht des städtischen Modells, das heißt jenes des Zentrums, wird von Pasolini als eine Art Bewegung beschrieben. Diese Bewegung exportiere alle Formen des Zentrums, und zwar die Infrastruktur sowie monotone ästhetische Grundstrukturen (Gebäude, Plätze etc.), welche die einzigartigen Züge der Peripherie verschandeln. Das kleine Dorf namens Orte in der Peripherie Roms sei, so betont Pasolini, ein Beispiel einer solchen Verschiebung: Der besondere Rahmen dieses kleinen Vororts, in dem der Naturhintergrund mit den traditionellen Gebäuden perfekt harmoniert, wird von einem aus dem städtischen Modell stammenden Fremdkörper zerstört. Es handelt sich hier um große, hässliche, moderne Gebäude, die in dieser Form sehr häufig in den Städten zu finden sind. Was Pasolini an solchen Panoramen vehement kritisiert, ist zum einen die ästhetische Zerstörung der Peripherie als Ort des *Anderen*, das heißt einer Kultur, die *anders* ist als jene des Zentrums. Die Peripherie des Dorfs Orte ermöglicht gemäß Pasolini eine nicht vereinheitlichte Kultur. Zum anderen handelt es sich auch um eine anthropologische Mutation, welche die Identität einer Volksminderheit zugunsten einer von allen akzeptierten bzw. vereinheitlichten Kultur sowie eines solchen Lebensmodells irreversibel umwandelt. In der Tat bringt der Einfluss des Zentrumsmodells auf die Peripherie, von ästhetischen Merkmalen abgesehen, auch eine Lebensweise mit sich, die durch ihre neuen Werte den traditionellen Sittenkodex der peripheren Kultur allmählich vernichtet. Dieser erste Gesichtspunkt verdeutlicht die Differenzierung Pasolinis nicht nur hinsichtlich der reinen räumlichen Unterschiede zwischen *Zentrum* und *Peripherie*, sondern vielmehr auch die existierende anthropologische Differenz zwischen einem unverdorbenen Menschen, der einer alten, traditionellen Kultur angehört, und jenem der hedonistischen, modernen Kultur Europas. Die beiden Begriffe *Zentrum* und *Peripherie* fungieren nun bei

Pasolini als Ausgangspunkt nicht nur von einer Raumkonstruktion, sondern einer anthropologischen Veränderung, also das, was Pasolini als „anthropologische Mutation“ bezeichnet. Diese aber „non è un difetto solo italiano, ma è un difetto di tutto il mondo ormai, soprattutto del terzo mondo“ (id., 2125). Der Fehler sei folglich nicht nur in Italien zu beobachten, sondern auf der ganzen Welt.

So beschreibt Pasolini die Wirkung der europäischen Vereinheitlichung als Form einer transkulturellen Realität. Im zweiten Teil des Dokumentarfilms *Le mura di Sana'a* (id., 2105–2110) erkennt Pasolini die Zentralisierung des Zentrumsmodells jenseits der europäischen Grenzen: Die dritte Welt – als *Peripherie* jenseits des europäischen Zentrums – leidet unter dem machtvollen Einfluss der konsumorientierten hedonistischen Kultur Europas. Ein Beispiel hierfür sei die Identität der Kultur des Jemen. Die Tradition des Landes sowie seine einzigartige Kultur offenbaren sich in den seinerzeit gut erhaltenen Mauern der Stadt Sana'a.

Das vorherrschende und dominante Modell des Zentrums hat sich auch hier über den Prozess der Vereinheitlichung durchgesetzt. Die bürgerliche Lebensweise Europas als Massenmodell zeigt sich nicht nur in der Infrastruktur und in den Bedürfnissen jenseits seiner Grenzen, sondern manifestiert sich auch als Lebensmodell bzw. Verhaltensmuster. Außer der Verunstaltung des ursprünglichen und traditionellen Rahmens der Peripherie wird auch deren Nivellierung oder sogar Vernichtung der peripheren Kultur durchgeführt.

Dieses Thema betrifft also bei Pasolini nicht nur eine bereits vorgeformte Raumsituation, sondern eine *conditio humana*. *Zentrum* und *Peripherie* erzählen mithin etwas von der kulturellen Volksidentität eines Landes und ihre Veränderungen stellen eine anthropologische Mutation des ganzen Volkes dar, das dort lebt.

Mit dem Begriff der *Peripherie* zeichnet Pasolini eine Welt, in der die alten volkstümlichen Traditionen (der nicht-bürgerlichen Klasse) mit seinen verschiedenen Kulturen und Mundarten von der Durchdringung der konsumorientierten Gesellschaft des Zentrums zerstört worden sind (Pasolini 1978, 46). Es handelt sich nun um ein immer noch aktuelles und gegensätzliches Verhältnis oder gar einen Kampf zwischen zwei Kräften: Die Geschichte und die Sittenkodizes der traditionellen Kulturen der Peripherie stehen dem verbreiteten europäisch-konformistischen Gesellschaftsmuster des Zentrums gegenüber.

1.1. *Normaliser* und *minorer* in der Kultur des Zentrums und der Peripherie

Bereits in seinem kritischen Artikel *Völkermord* (id., 39–43) beschreibt Pasolini die räumlichen Veränderungen als Teil eines anthropologisch tiefgreifenderen Prozesses, welcher alte Werte zugunsten moderner Ansätze eliminiert. Im Gegensatz zur Zeit von Marx,

„[...] wo Gewalt noch offen und ungeniert ausgeübt wurde, wo Kolonien unterworfen und Herrschaftsansprüche brutal durchgesetzt wurden, werden heute die alten Werte klammheimlich durch neue ersetzt, durch eine Art geheimer Verführung“ (id., 39).

Das dichotomische Verhältnis zwischen *Zentrum* und *Peripherie* bei Pasolini ist ein Bild, welches aus autobiographischen Erfahrungen und Erinnerungen an Bologna (die Stadt, das Zentrum), wo er seine Bildungszeit verbracht hat und den Peripherien in Rom einerseits, und der dritten Welt andererseits besteht. Pasolini selbst befindet sich zwischen der Kultur des Zentrums, vom intellektuellen Bereich repräsentiert dargestellt, und der Peripherie, in der er als Filmmacher seine Protagonisten auswählt. Gerade mit einem seiner bevorzugten Schauspieler, Carmelo Bene, teilt er seine Kritik gegenüber der Massenkultur und ihrer Normalisierung aller Minderheitskulturen. Die Kritik Pasolinis hinsichtlich der vom Zentrum geforderten Hegemonie stimmt mit den von Carmelo Bene beschriebenen gegensätzlichen gesellschaftlichen Trieben überein: *minorer* und *normaliser*. Gilles Deleuze beschreibt die Theorie des Théâtre *mineur* von Bene, welche zur gleichen Position wie bei Pasolini führt: Das Theater Benes zielt auf die Handlung des *minorer* ab, da Bene einen Prozess der „Amputation“ (Deleuze 1979, 89) und der Subtraktion, ins Leben ruft. Es handelt sich bei Bene darum, so erklärt Deleuze, „les éléments de Pouvoir“ (id., 93) in der Sprache – das heißt in einer Kultur – sowie in der Theaterhandlung – zu subtrahieren. In diesen Elementen der Macht lassen sich nicht nur die vorherrschenden Grundelemente eines Theaterstücks erkennen, sondern auch eine Überlegung, die die Theorie des Theaters überwindet und bis zur Konstruktion einer allgemeinen anthropologischen Theorie führt. Was beim Theater Benes gemäß der Interpretation Deleuzes erreicht wird, ist eine Art chirurgische Operation, wodurch die Elemente der Macht, und zwar jene, die die Macht selbst darstellen, neutralisiert werden. Die Macht und seine Elemente finden sich laut Deleuze im Gebrauch einer Sprache, in der Geschichte als Geschichte der Gewinner, in den stabilisierenden Elementen, die den Akt des *Normalisierens* bedienen. *Zentrum* und *Peripherie* stimmen nun mit der Dichotomie *majeur* – *mineur* überein:

« Il y aurait comme deux opérations opposées. D'une part, on élève au 'majeur' : d'une pensée on fait une doctrine, d'une manière de vivre on fait une culture, d'un événement on fait de l'Histoire. On prétend ainsi reconnaître et admirer, mais en fait on normalise. C'est comme pour les paysans des Pouilles selon CB [Carmelo Bene] : on peut leur donner du théâtre et du cinéma, et même de la télévision. [...] Ils sont devenus majeurs. Alors, opération pour opération, chirurgie contre chirurgie, on peut concevoir l'inverse : comment 'minorer' [...] pour dégager des devenirs contre l'Histoire, des vies contre la culture, des pensées contre la doctrine, des grâces ou disgrâces contre le dogme » (id., 97).

Das *normaliser* ist also ein *Prozess des Vorrangs* der Kultur des Zentrums gegenüber der Peripherie *mineure*, also das, was Pasolini als Vereinheitlichungsprozess der hedonistischen Gesellschaft bezeichnet. *Majeur* zu sein bedeutet, alle anderen Kulturen als *mineur* zu erklären bzw. zu *normaliser* und damit ihre kulturelle Vielfalt zu nivellieren. Diese *normalisierende* Macht sei laut Pasolini wirkungsvoller als der Faschismus. Die verschmolzene Gesellschaft ist nun im Hinblick auf Pasolini die Umwandlung von festen kulturellen Identitäten, die reich an Tradition sind, hin zu einer flüssigen und damit offenen und formlosen modernen Gesellschaft, wo der Sittenkodex zugunsten einer scheinbaren Freiheit zerstört wird. Das hedonistische Gesellschaftsmodell Europas errichtet ein Lebensmodell, welches psychologisch seine Nivellierung ausübt. Die aus den *borgate* (das heißt Vororten) stammenden jugendlichen, die Pasolini in seinen Werken zeichnet, sind die Vertreter einer peripheren Welt und Kultur, denen der Status der Bourgeoisie nicht zugänglich ist und die daher viel Frustration erleben. Die Schande, arm zu sein, markiere laut Pasolini den Sieg des Kapitalismus: Die Arbeiter versteckten sich hinter dem Appellativ *Student*. Alle seien gleich und alle sprächen gleich. Auch die Sprachverwendung, und zwar der Gebrauch des Standard-italienischen und als Konsequenz der Verlust aller Variationen der Sprache, beispielsweise der Mundarten, sei, so Pasolini, ein Symptom der Zentralisierung bzw. der Normalisierung einer Kultur *mineure*. Diese stelle einen neuen Angriff der europäischen Kultur auf die kulturellen Variationen (auch sprachlich) des *Anderen* dar.

Nun sollen die Begriffe *Hegemonie* und *Herrschaft* definiert werden. Laut Pasolini ist die Hegemonie eine subtilere Form der Beugung bzw. Unterdrückung der Menschen, welche durch die materiellen Bedürfnisse auf einer psychologischen Ebene wirken. Wenn die Kolonialisierung aus einer auch materiellen Unterordnung heraus gekennzeichnet gewesen sei, so wirke die Globalisierung durch die selbstständig erfüllten materiellen Wünsche, die vom Individuum als notwendig für das Leben erachtet würden und ohne welche es gesellschaftlich isoliert werde. Nun wird klarer, dass die bildliche Bedeutung von *Zentrum* bei Pasolini mit dem zentralisierenden Modell der konsumorientierten Gesellschaft

des Europas übereinstimmt. Bei Pasolini verkörpert die Figur des europäischen Bourgeois die Kultur des Zentrums, während der *borgataro* (der aus dem Vorort stammende Junge) die in der Peripherie noch existierende kulturelle Authentizität bzw. Andersartigkeit darstellt.

2. Die neue Macht des Zentrums: Das Fernsehen und die neuen Medien

Laut Pasolini wird die Hegemonie des konsumorientierten Lebensstils insbesondere durch die Massenmedien des Fernsehens durchgesetzt. Das Fernsehen sei nach Pasolini ein „Träger von Herrschaft“, ein „Nachrichten-Verarbeitungszentrum. Es ist der Ort, wo sich eine Mentalität konkretisiert“ (Pasolini 1978, 31). Pasolini betrachtet das Fernsehen als einen der Träger der Hegemonie des Zentrums und als den Ort eines vereinheitlichen Lebensmodells, welches die Mentalität sowie die ganze traditionelle Kultur Italiens geformt habe. Die Peripherie mit ihren verschiedenen Sonderkulturen und ihren verschiedenen Mundarten erleide einen „vom Zentrum geforderte[n] Konsens“ (id., 29). So Pasolini:

„Mit Hilfe des Fernsehens hat das Zentrum den gesamten Rest des Landes seinem Bilde angeglichen, eines Landes immerhin, das unerhört mannigfaltig in seinen Geschichtsabläufen und reich an originären Kulturen war. Ein Prozess der Nivellierung wurde eingeleitet, der alles Authentische und Besondere vernichtet. Das Zentrum erhob seine Modelle zur Norm“ (id., 29–30).

Der Satz: „Das Zentrum erhob seine Modelle zur Norm“ ruft genau die oben erwähnte Reflexion Benes über den Prozess des *norma-liser* hervor (das heißt etwas an eine Norm anpassen). Dennoch bietet uns der Diskurs Pasolinis über das Fernsehen eine Perspektive an, die nicht nur innerhalb Italiens argumentativen Zuspruch findet. Die Verschiebung der Kultur des Zentrums auf das periphere Modell wirkt nun auch durch die Massenmedien: Das Fernsehen realisiert seine Hegemonie, indem es die Sprache und mit ihr die Menschen normalisiert. Das Fernsehen zu Pasolinis Zeit (aber auch das italienische Fernsehen von heute) würde aus einer ungleichen Beziehung zwischen dem Fernsehen und dem Zuschauer bestehen, da es zwischen dem Bildschirm Video und den Menschen keine Interaktion gibt. Dank seines monodirektionalen Ausdrucks der Realität – eben jene des Zentrums – dient das Fernsehen als bedeutendes Übertragungsmittel der Kultur des Zentrums. Heute hat sich die Situation der Massenmedien etwas geändert: Neben dem Fernsehen hat sich eine parallele Welt entwickelt, die durch Plattformen wie YouTube usw. eine Art Demokratisierung geschaffen hat. Im Gegensatz zum Fernsehen bieten diese neuen Me-

dien jedem, vorausgesetzt die technische Ausstattung und Internetzugang sind vorhanden, die Möglichkeit an, sich frei zu äußern. Der Mangel an Redefreiheit im Fernsehen fällt also im Hinblick auf die neuen Medien gänzlich weg. Die Demokratisierung der neuen Medien, wo jeder an der Darstellung der Wirklichkeit mitwirken kann, scheint auf den ersten Blick sehr positiv zu sein. Die Situation ist dennoch sehr komplex. Alle neuen Massenmedien haben im Laufe der Zeit die gleichen Merkmale des Fernsehens angenommen: Das *dominante* Modell der Massenkultur als Kultur des Zentrums, ist heute überall auch bei den neuen Medien erkennbar. Dies leitet man aus den zahlreichenden Problemen ab, die die neuen Medien hervorrufen, nachdem sie als Kommunikationsmittel dominanter geworden sind.

YouTube, *Facebook* oder im Allgemeinen die *offenen Türen* des Netzes sind im Laufe der Zeit von peripheren Plattformen zu zentralen ‚Orten‘ geworden. Da die Macht der Kommunikation in diesen neuen anfänglich peripheren Medien stattgefunden hat, hat auch dort der von Pasolini beschriebene Prozess des Fernsehens angefangen: Wieder ist die Realität von einem Modell bestimmt, dessen Sprache und Verhaltensmuster nivelliert worden sind. Ein Beispiel dafür ist die gemeinsame Sprachverwendung der standardisierten Formen, sowie die gleichartig präsentierten Lebensmuster von berühmten *YouTubern*. Die Probleme des Fernsehens, vor denen Pasolini gewarnt hatte, tauchen heute auch in den *demokratischeren* neuen Medien auf. Das Modell der Peripherie, das heißt einer Sonderkultur, falls diese überhaupt einen Zugang zu den neuen Medien hat, zieht keine Internetnutzer an. Wie beim Fernsehen fungieren die neuen Medien als Plattformen, die normalisieren bzw. nivellieren.

Im Folgenden soll der von Pasolini initiierte Diskurs um die Massenmedien fortgesetzt bzw. die aktuelle Situation bezüglich der neuen Medien mithilfe seiner Überlegungen interpretiert werden. Es handelt sich hier nicht darum, was Pasolini darüber gesagt hätte, wenn er noch am Leben wäre, wie Pierpaolo Antonello betont.² Es geht vielmehr darum, seinen Gedanken weiter zu verfolgen und zu versuchen, ihn auf den heutigen aktuellen medialen Kontext anzuwenden. Pasolini hat bei all seinen Überlegungen über das *Zentrum* und die *Peripherie* einen ethischen Diskurs entwickelt. Die Gefahr der zentralisierenden Macht des Zentrums liegt darin, die volkstümliche Moral innerhalb der italienischen Kultur zugunsten einer Freiheit zu vernichten, die auch frei von allen sittlichen Regeln ist. Die von Pasolini erkannte Gewalt der konsumorientierten Gesellschaft ist der Vorrang einer modernen kulturellen Lebensweise, in der

² Cf. Antonello, Pierpaolo (2012): *Dimenticare Pasolini. Intellettuali e impegno nell'Italia contemporanea*, Milano-Udine, Mimesis edizioni, 97–123.

die Religion sowie ihre Sittenkodizes keine Rolle mehr spielen. Dies ist auch bei den sogenannten Sonderkulturen (wie z. B. Italien) der Fall. Der Mangel an symbolischen religiösen Elementen innerhalb der Gesellschaft kann auch einen Mangel an ethischen Werten verursachen. In diesem Sinn berührt das Denken Pasolinis ein aktuelles Problem, das die Rolle der Ethik in einer globalisierten Welt thematisiert, dessen Rolle auch hinsichtlich der transkulturellen Identität wesentlich ist. Das Fernsehen hat lange als Übertragungsmittel dieses Lebensmodells eine Kultur beeinflusst, in der moralische Werte bzw. eine Grundethik für die Bedürfnisse nach *Entertainment* und *Mainstream* verschwunden sind. In Bezug auf die ethische Dimension als *Meter der Distanz* zwischen Zentrum und Peripherie ist heute die Entfernung vom Zentrum (Fernsehen) und Peripherie (neue Medien) in der Kommunikation ausgelöscht worden.

Die subtil ausgeübte Gewalt der Sprache des Fernsehens ist auch bei den neuen Medien nicht verschwunden. Die Hegemonie des dominanten starken Modells des Zentrums drückt sich durch einen Mangel an Ethik aus, ein Merkmal der freien Kultur des Zentrums. In den neuen Medien erkennt man die Hegemonie des Modells des Zentrums durch die Sprachverwendung und ihre Höflichkeit bzw. die Ethik in der Kommunikation. Man spricht heute nicht mehr von Zensur, aber die Formen der durchgesetzten Hegemonie auf Onlineplattformen berühren Themen wie *Netiquette* und *Flaming*³ als Probleme einer neuen *Massenkolonisierung*. Genau diese neuen Formen der Gewalt in den neuen Medien spiegeln die von Pasolini beschriebenen anthropologischen Mutationen der vereinheitlichten Gesellschaft wieder. Es zeigt sich nun auch in der ethischen Dimension der Massenmedien, dass die Entfernung des Zentrums von der Peripherie eindeutig vernichtet erscheint.

In einem Artikel von Stefano Landi im *Corriere della sera* mit dem Titel „Le opinioniste della Rete: fenomeni su YouTube e idoli delle ragazze“⁴ wird diese neue Tendenz des *Big Brother* im Netz betrachtet. Videos auf der Plattform *YouTube* erlauben, sich wie im Fernsehen zu präsentieren und mittels Kommentarfunktion kontinuierlich mit den anderen Internetnutzern in Kontakt zu treten. Die *Influencer*, mit den meisten *Followern*, gehören laut Landi zu einer Generation, deren Mythen genau mit jenen des Fernsehmodells von Pasolini übereinstimmen: Schauspieler und Prominente. Von den äußerlich oder in an-

³ Canobbio, Andrea Tullio (2012): „Il flaming e le insidie della comunicazione in rete“, in: Gargiulo, Marco (ed.): *L'Italia e i mass media*, Roma, Aracne, 383–398.

⁴ Landi, Stefano (2016): *Le opinioniste della rete: fenomeni su YouTube e idoli delle ragazze*, http://www.corriere.it/spettacoli/16_marzo_10/opinioniste-rete-fenomeni-youtube-idoli-ragazze-cf16b3e2-e6f1-11e5-877d-6f0788106330.shtml [16.07.2016].

derer Weise hiervon abweichenden Bewohnern der Peripherie ist darin keine Spur mehr zu finden, ebenso wenig von ihrer Kultur.

Bibliografie

- Antonello, Pierpaolo (2012): *Dimenticare Pasolini. Intellettuali e impegno nell'Italia contemporanea*, Milano-Udine, Mimesis edizioni.
- Canobbio, Andrea Tullio (2012): „Il flaming e le insidie della comunicazione in rete“, in: Gargiulo, Marco (ed.): *L'Italia e i mass media*, Roma, Aracne, 383–398.
- Deleuze, Gilles (1979): „Un manifeste de moins“, in: Bene, Carmelo/Deleuze, Gilles (edd.): *Superpositions*, Paris, L'Éditions de Minuit, 87–131.
- Iovino, Serenella (2006): *Ecologia letteraria. Una strategia di sopravvivenza*, Milano, Ed. Ambiente.
- Landi, Stefano (2016): *Le opinioniste della rete: fenomeni su YouTube e idoli delle ragazze*, http://www.corriere.it/spettacoli/16_marzo_10/opinioniste-rete-fenomeni-youtube-idoli-ragazze-cf16b3e2-e6f1-11e5-877d-6f0788106330.shtml [16.07.2016].
- Pasolini, Pier Paolo (2001): „Le mura di Sana'a. Documentario in forma di appello all'UNESCO“, in: Siti, Walter (ed.): *Per il cinema* vol. 2, Milano, Mondadori [I Meridiani], 2105–2110.
- Pasolini, Pier Paolo (2001): „La forma della città“, in: Siti, Walter (ed.): *Per il cinema* vol. 2, Milano, Mondadori [I Meridiani], 2124–2129.
- Pasolini, Pier Paolo (1978): *Freibeuterschriften. Aufsätze und Polemiken über die Zerstörung des Einzelnen durch die Konsumgesellschaft*, Berlin, Wagenbach.

Alba Nalleli García Agüero

Prototipicidad, periferia y categorización: El mestizo y el indígena en libros escolares mexicanos

Diese Studie untersucht, wie in einem der ersten mexikanischen Primarschullehrbücher die Kategorie *Mexikaner* abgebildet wird. Dieses Lehrbuch wurde 1960 kostenlos von der mexikanischen Regierung herausgegeben. Sein Gebrauch war obligatorisch und es durfte kein anderes Lehrmittel zusätzlich verwendet werden. Basierend auf Roschs Prototypentheorie (1978) wird diskutiert, welches prototypische Modell des Mexikaners das Lehrmittel kennzeichnet. In Kontrast dazu steht der Indigene als peripheres Mitglied am Rande ebendieser Kategorie. Da es sich um ein Handbuch für Kinder handelt, besteht das Buch aus vielen Bildern, die den Text ergänzen und die sozialen Kategorien visuell etablieren. Deshalb stützt sich die Analyse auf die soziale Semiotik von Kress und van Leeuwen (1996) und berücksichtigt dabei Prinzipien und Konzepte der kognitiven Linguistik wie das Idealisierte Kognitive Modell (Lakoff 1987).

1. Introducción

1.1. Los primeros libros de texto gratuitos: forjadores de la identidad mexicana

El Estado mexicano ha tenido injerencia en materia educativa desde 1917 – una vez terminado el movimiento revolucionario –, pero en 1960 toma el control absoluto de la educación a partir de la producción de libros escolares de nivel primaria, que fueron establecidos como gratuitos, únicos y obligatorios para los niños de todo el país. En esa época, México experimentó una coyuntura de estabilidad económica, aumento demográfico y crecimiento industrial. Sin embargo, en contraste con esta situación de auge económico, el panorama educativo era desolador: se estimaba un 38 % de analfabetismo; el número de escuelas resultaba insuficiente ante el acelerado crecimiento poblacional; se contaba con centenares de maestros no titulados y cerca de tres millones de niños quedaban fuera del sistema educativo (Greaves Laine 2001, 205). Las nuevas condiciones de desarrollo derivaron en la necesidad de un mayor número de técnicos y obreros capacitados, de ahí que el gobierno del presidente Adolfo López Mateos (1954–1968) hiciera de la educación un imperativo. Así fue que para subsanar el problema del alfabetismo y la deserción escolar una de las estrategias que utilizó

el gobierno fue la creación y distribución gratuita de libros escolares de nivel básico (a partir de aquí LTG).

En general, los libros escolares han sido siempre uno de los instrumentos más poderosos para moldear y homogeneizar la conciencia colectiva de acuerdo con las ideologías oficiales (van Dijk 1997; Apple 1993). En este sentido, los LTG mexicanos de los años sesenta, además de pretender combatir el analfabetismo, tuvieron otra finalidad muy específica: el fortalecimiento de un sentimiento de identidad nacional. Para alcanzar tal objetivo, los diseñadores e ideólogos de dichos textos hicieron uso de un discurso patriótico y delinearon textual e icónicamente un modelo de mexicano en el cual también figuró, de cierta manera, el indígena.

1.2. Una aproximación cognitiva al análisis de la identidad mexicana promovida por los LTG

Los materiales educativos han sido objeto de estudio de diferentes fenómenos sociales entre los que se encuentran la conformación y representación de la identidad nacional (Gilbert 2003; Valls 2005; Cabanel 2007; Narvaja de Arnoux 2008). La mayoría de los estudios sobre libros de texto se han hecho en el marco de las Ciencias de la Educación (Hentschke 2012; Greaves Laine 2001) o de la Historia (Cabanel 2007; Torres 2007; Gilbert 2003) desde donde se han analizado condiciones sociohistóricas, políticas y culturales que han fomentado ciertos fenómenos sociales. A pesar de que los libros escolares han resultado ser interesantes como materiales de análisis, su tratamiento desde perspectivas lingüísticas es aún poco explorado. Recientemente se observa, por ejemplo, un interés por los libros escolares dentro del Análisis Crítico del discurso (Atienza Cerezo 2007; Taboada 2011; Rodríguez Gómez 2011) y por analistas que adoptan perspectivas multisemióticas (Chine 2011; Zullo 2014; d'Alessandro 2014; Oteiza 2014).

Así como las investigaciones anteriores, la presente contribución adopta un enfoque crítico-discursivo. Específicamente, inscribimos este trabajo en los Estudios Críticos del Discurso (CDS, por sus siglas en inglés) que, desarrollados dentro del Análisis Crítico del Discurso (ing. CDA), ponen especial interés en demostrar y explicar el impacto cognitivo de determinadas estrategias discursivas y los objetivos sociales y políticos que se buscan a través de ellas (cf. van Dijk 2008; Hart 2011a). Así pues, a diferencia de los estudios arriba citados, la novedad de esta contribución reside en la incorporación de herramientas de análisis de la Lingüística Cognitiva (Lakoff 1987; Lakoff/Johnson 1980) y de la semiótica social (Kress/van Leeuwen 1996) con el fin de dar luz al impacto que ciertas

estrategias icónicas y textuales tienen en la construcción y conceptualización de la categoría de *mexicano*. Nuestro principal objetivo será el de identificar cuál es el prototipo de mexicano que proponen los LTG de 1960 en contraste con el indígena, miembro periférico que queda dentro, pero en los márgenes de la categoría. Para tales fines, nos basaremos en la teoría de prototipos de Eleanor Rosch (1978), así como en la noción teórica de Modelo Cognitivo Idealizado de George Lakoff (1987).

Aunque la aplicación de los principios teóricos de la Lingüística Cognitiva (a partir de aquí LC) al análisis de categorías sociales ha sido relativamente poco utilizada, los trabajos enmarcados dentro de los CDS (cf. Hart 2011c; Núñez-Perucha 2011; Koller 2011; Sing 2011) han demostrado la necesidad de abordar el estudio de procesos sociales – como lo es la identidad colectiva – desde una perspectiva cognitiva, ya que como afirma Hart:

„These processes, however, must ultimately be grounded in the cognitive systems of interacting social agents. Therefore, to fully account for any links between language, legitimisation and knowledge, CDS needs to address the cognitive processes involved in text-production and text-interpretation“ (2011b, 1).

En línea con lo anterior, Hart (2011c, 173) sostiene que la LC resulta un marco teórico muy útil para el CDA, ya que esta puede revelar los procesos conceptuales que subyacen a la comunicación de la ideología.

La Sociolingüística Cognitiva se ha movido en esta misma dirección y recientemente ha propuesto investigaciones muy innovadoras desarrolladas a partir de principios de la LC. Por citar algunos ejemplos, Caravedo (2014) ofrece un modelo socio-cognitivo para el tratamiento de la variación sociolingüística enfocado en la percepción, considerada como un proceso cognitivo fundamental que propicia la variación y el cambio lingüísticos. López (2010) explora la base cognitiva de patrones de variación lingüística – pluricentrismo, hibridación y porosidad – y la explica en términos de la teoría de prototipos. Como último ejemplo, hacemos referencia al trabajo de Kristiansen (2001), quien propone un enfoque cognitivo (modelos mentales (Lakoff 1987), Teoría de prototipos (Rosch 1978) y Teoría de la Identidad Social (Tajfel/Turner 1979) para explorar las relaciones existentes entre identidad social, estereotipia y acentos lingüísticos.

Así pues, esperamos que el presente análisis contribuya a ampliar el número de trabajos que desde un enfoque cognitivo abordan procesos sociales, línea de investigación que comienza a abrirse paso dentro de los estudios discursivos.

2. La categorización dentro de la Lingüística Cognitiva

En contraposición a las lingüísticas estructural y generativa, que consideran el lenguaje como una facultad autónoma, la LC asume que el lenguaje está ligado y depende de otros aspectos de la cognición como la percepción visual, la memoria, la actividad motora, etc. Además, para la LC los procesos mentales, entre los que se encuentra la facultad del lenguaje, tienen una base experiencial y corpórea. En palabras de Taylor: „it is unrealistic to speak of a language faculty independent of ,sensory-motor and cognitive development, perception, memory, attention, social interaction, personality and other aspects of experience“ (2003, 17).

La mente humana entiende el mundo no solo en términos de entes individuales sino, sobre todo, en términos de categorías cognitivas, las cuales se han definido como conceptos almacenados que conforman el lexicón mental y mediante los cuales se organiza la realidad (Ungerer/Schmid 1996, 38). Por lo anterior, uno de los temas centrales de la LC es la categorización debido a que se trata de un proceso mental básico que hace posible la comprensión del mundo y la producción lingüística.

La semántica estructural, desde un enfoque clásico aristotélico, ha dado explicación al proceso de categorización sosteniendo que una categoría se define a partir de los rasgos que la componen, los cuales son necesarios y suficientes. Para la LC, en cambio, no existen categorías cerradas ni límites precisos entre ellas.

La teoría cognitiva de la categorización parte de trabajos empíricos antropológicos y psicológicos que fueron la base para el desarrollo de la teoría de prototipos propuesta por Eleanor Rosch. A través de diferentes experimentos, la psicóloga junto con su equipo de colaboradores demostraron que no todos los miembros de una categoría la representan al mismo grado, sino que hay elementos más prototípicos y elementos progresivamente más periféricos. Asimismo, determinaron que el prototipo es el elemento que más atributos comparte con el resto de los miembros de la categoría y que la pertenencia de un elemento a la categoría depende del grado de similitud que tenga con el prototipo. Con todo, para Rosch, los prototipos no son miembros específicos, sino mejores ejemplos representantes de la categoría: „By prototypes of categories we have generally meant the clearest cases of category membership defined operationally by people’s judgements of goodness of membership in the category“ (1978, 196).

Por lo tanto, Rosch habla de efectos de prototipicidad, es decir, de asimetrías entre los miembros de una categoría considerados como mejores o peores representantes de esta. En este sentido, la pertenencia a una categoría es una cuestión de grado.

A partir de sus experimentos Rosch llegó a varias conclusiones: en primer lugar, demostró que mientras más prototípico fuera un elemento, más alta era su frecuencia y el orden de mención en el discurso. En segundo lugar, observó que el orden y rapidez de aprendizaje de un elemento por parte de los niños depende de la mayor o menor cercanía que este tenga con el prototipo (mientras más similitudes tenga un elemento con el prototipo, más rápido será asimilado). Finalmente, Rosch comprobó que la velocidad con la que un elemento se asigna a una categoría depende también de su centralidad dentro de la categoría (1978, 13).

La psicóloga concibe las categorías como entidades difusas donde la centralidad de un elemento dependerá del número de rasgos que posea con respecto al prototipo y donde los miembros periféricos son el puente que conecta con otras categorías. Asimismo, retoma en su teoría la noción de *semejanza de familia* (alem. 'Familienähnlichkeit') propuesta por Wittgenstein en *Philosophische Untersuchungen* (1953). Esta noción se basa en la idea de que no todos los miembros de una categoría deben compartir todos los rasgos definitorios de esta, sino que pueden tener solo alguno o compartir algún rasgo con algún(os) miembro(s) (Rosch/Mervis 1975).

3. Materiales y pautas de análisis

Nuestro corpus está conformado por tres manuales. Tomamos en consideración los dos libros¹ que los escolares recibían al cursar el primer grado de educación primaria: el libro de lectura *Mi libro de primer año* (a partir de aquí LL) y *Mi cuaderno de trabajo de primer año* (a partir de aquí CT), así como el *Instructivo para el maestro* (a partir de aquí IM). Cabe mencionar que los LTG son propiedad de la nación mexicana y está prohibida su venta. Debido a lo anterior, el corpus fue consultado directamente en las oficinas de la Comisión Nacional de Libros de Texto Gratuito (CONALITEG), donde fueron facilitados de manera digital.

En la tabla 1 se reseñan los materiales y el número de ocurrencias en las que aparece tanto la figura del indígena como la del niño prototípico. Consideramos como ocurrencias icónicas cada una de las figuras que corresponden a la representación tanto del indígena como del prototipo. Es decir, utilizando terminología de la semiótica social, hemos identificado y contabilizado dentro del espacio

¹ Tras la reforma educativa de 1972, desapareció el libro único que integraba todas las asignaturas. A partir de ese año los libros para el primer grado de primaria fueron cuatro: Español, Matemáticas, Ciencias naturales, Ciencias sociales.

visual cada uno de los *participantes representados* (Kress/van Leeuwen 2006, 114) que poseen las características del indígena y del mexicano prototípico. Del mismo modo, hemos contabilizado el número de veces que aparece la palabra ,indio', así como el deíctico inclusivo ,nosotros' o expresiones como ,nosotros los mexicanos', ,somos mexicanos', ,nuestra patria'.

Título	<i>Mi libro de primer año</i>	<i>Mi cuaderno de trabajo de primer año</i>	<i>Instructivo para el maestro</i>
Autores	Domínguez Aguirre, Carmen/León González, Enriqueta	Domínguez Aguirre, Carmen/León González, Enriqueta	Domínguez Aguirre, Carmen/León González, Enriqueta
Año de publicación	1960	1960	1960
Materia	Libro de lecturas	Libro de ejercicios (lengua nacional, escritura, aritmética y geometría, estudio de la naturaleza, geografía, civismo e historia)	Metodología e instrucciones
Páginas	187	213	62
Páginas en las que aparece el indígena de manera icónica	150; 151; 164; 172; 178; 180	13; 37; 40; 140; 145; 147; 165; 196	
Total de ocurrencias icónicas	6	8	0
Páginas en las que aparece el indígena lingüísticamente	150 (x2); 151 (x4)	13	58, 61
Total de ocurrencias lingüísticas	6	1	2
Total de ocurrencias icónicas del prototipo	130	133	
Páginas en las que aparece el prototipo lingüísticamente	42; 171; 173 (x5); 175; 177; 180; 184; 185 (x3); 186; 187	45; 201; 213	46; 52 (x2); 53; 55; 57; 58; 59
Total de ocurrencias lingüísticas	6	3	8

Tab. 1: Descripción del material analizado y número de ocurrencias del indígena frente a ocurrencias del prototipo

La determinación del prototipo de mexicano se hizo a partir de la distinción de determinados modelos cognitivos que aparecen de manera recurrente en los manuales tanto de manera icónica como lingüística. Tales modelos fueron comparados con aquellos que constituyen la representación del indígena, como se explicará a continuación.

4. Construcción de la categoría mexicano en *Mi libro y Mi cuaderno de trabajo de primer año*

Lakoff (1987) considera que el prototipo es la imagen mental definida a partir de un Modelo Cognitivo Idealizado (a partir de aquí MCI). Los MCI son representaciones mentales abstractas y generalizadoras de la realidad, es decir, conocimientos interrelacionados sobre la estructura del mundo que nos sirven para entender y categorizar el entorno, pero son idealizados en tanto que frecuentemente no se ajustan a la realidad. Además, Lakoff propone la existencia de cúmulos de MCI (*Cluster Models*) a partir de los cuales podrá ser entendido un concepto (1987, 74).

En este sentido, a través de imágenes y texto, los manuales proponen un MCI compuesto por la aglutinación de varios modelos cognitivos que contienen las características atribuidas al esquema de *mexicano ideal*. Tales características son representadas por las imágenes en forma de dibujos y su comportamiento descrito narrativamente a lo largo del libro. Los protagonistas de las lecturas, que fungirán como modelo ideal de mexicano, son primordialmente niños que además cumplen con la función de sujeto enunciativo en casi todos los textos.

De acuerdo a lo observado, este cúmulo de MCI comprende seis modelos cognitivos: el modelo del *territorio*, de la *patria*, el *histórico*, el *cívico*, el *cultural* y el *fenotípico*. El modelo del *territorio* que despliegan los textos indica que México es la región geográfica donde nacieron y viven los mexicanos (cf. fig. 1). El modelo de la *patria* implica que México es el hogar que alberga y protege a los mexicanos y a su vez estos honran, defienden, aman y trabajan por México (cf. fig. 2). El modelo *histórico* propone que los mexicanos tienen un pasado forjado por los ancestros fundadores de la cultura mexicana y los héroes nacionales cuyas acciones ayudaron a construir la patria (cf. fig. 3). El modelo *cívico* indica los valores morales y comportamientos que el mexicano pone en acto. Por lo tanto, los manuales proponen que el mexicano es solidario, honrado, trabajador, respeta y ama al prójimo, es valiente y heroico (cf. fig. 4).

El modelo *cultural* supone que el mexicano participa en determinadas prácticas sociales como ceremonias y celebraciones, que conoce el folklore y consume comida mexicana (cf. fig. 5). Finalmente, el modelo *fenotípico* es planteado únicamente de manera icónica. Los niños dibujados presentan en su mayoría las mismas características (cf. figs. 6 y 7): son de piel morena clara, pelo oscuro y portan vestimenta adecuada a la ciudad. Aparecen también, pero en pocas ocasiones, dibujos de niños con tez un poco más oscura o con vestimenta que corresponde a la usada en el campo.

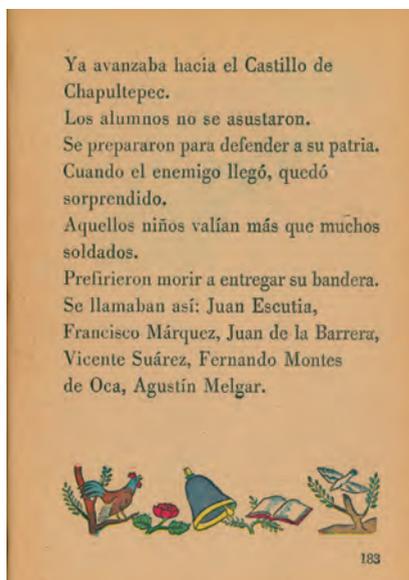
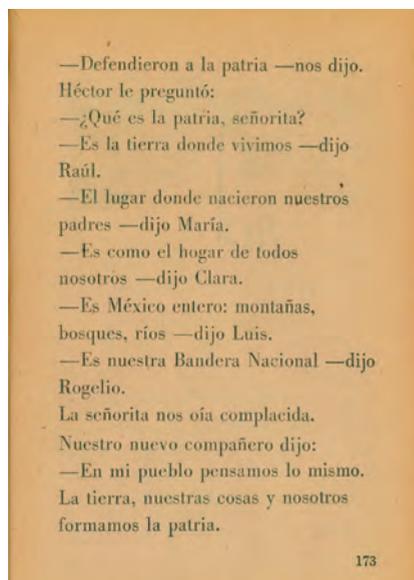


Fig. 1: Modelo del territorio (LL 1960, 173) Fig. 2: Modelo de la patria (LL 1960, 183)

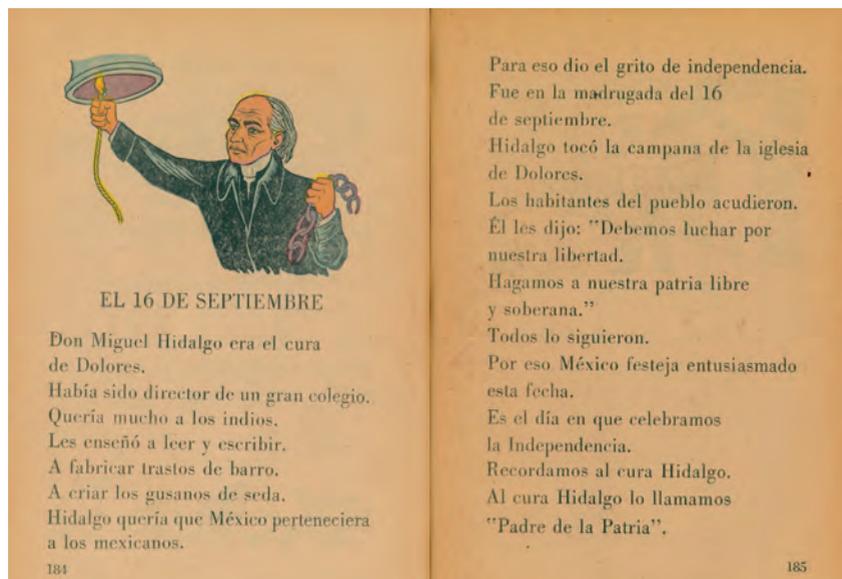


Fig. 3: Modelo histórico (LL 1960, 184–185)



Fig. 4: Modelo cívico (LL 1960, 170–171)

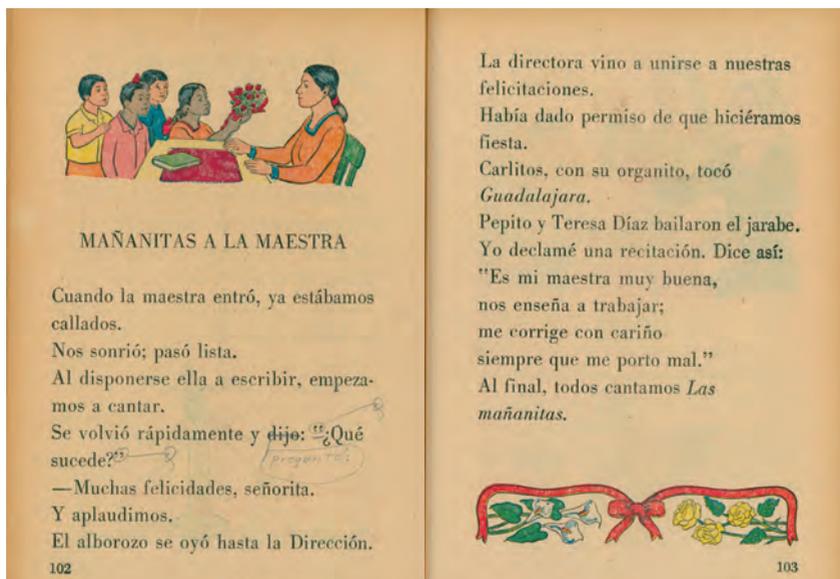


Fig. 5: Modelo cultural (LL 1960, 102–103)



Fig. 6: *Modelo fenotípico* (LL 1960, 132)



Fig. 7: *Modelo fenotípico* (LL 1960, 114)

4.1. El niño indígena: elemento periférico de la categoría de mexicano

La categoría de mexicano es construida paulatinamente a lo largo de las lecturas, es decir, se van planteando los modelos cognitivos con un orden específico, de modo que los niños de 6 años pudieran forjar el MCI a partir de conocimientos para él familiares. Así, se comienza por el reconocimiento de la identidad *yo-niño*; luego se pasa al ámbito de la familia, que posteriormente servirá como metáfora de patria; se prosigue con el modelo cívico, que se mantendrá presente durante todo el libro; se arriba al modelo cultural para culminar, en la última parte, con modelos más complejos, esto es, el modelo de la patria y la historia.

A partir de la reiteración de dichas características es que se establece el prototipo de mexicano – recordamos que para Rosch el grado de prototipicidad de un elemento depende de la frecuencia con que este se menciona en el discurso. Sin embargo, en la última parte del libro es introducida la figura de otro tipo de niño: ‘el indio’.

La lectura en la que aparece por primera vez el indígena (cf. Fig. 8) es crucial para la determinación del nuevo modelo cognitivo y la apreciación de las diferencias con el prototipo anteriormente establecido. En esta lectura, se representan icónicamente el modelo de niño prototípico junto a la figura nueva, a la cual el discurso, desde el título, da un nombre: *Niño indio*.

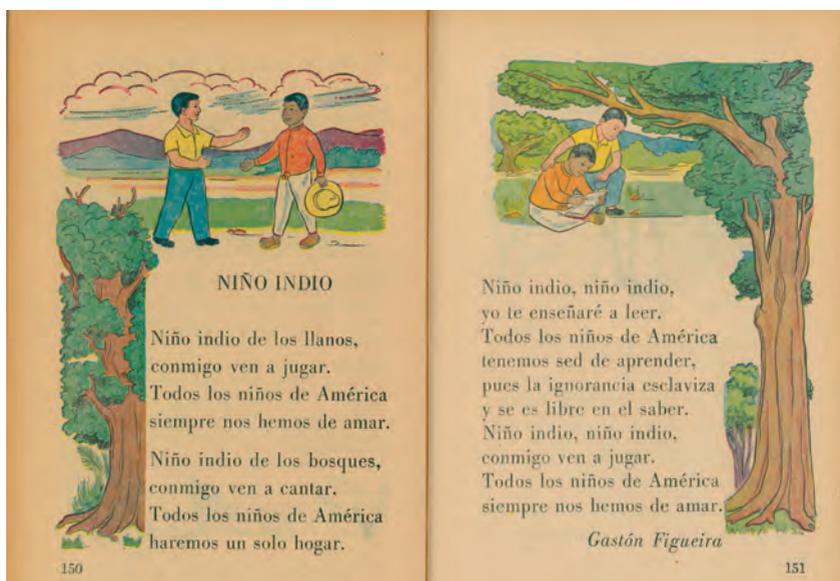


Fig. 8: Primera lectura en la que se presenta al indio (LL 1960, 150–151)

En esta presentación, el texto evoca varios modelos mentales. Por ejemplo, se evoca el modelo de la *vida rural* („Niño indio de los llanos“; „Niño indio de los bosques“); el modelo del *territorio* („todos los niños de América“); el modelo del *conocimiento* („yo te enseñaré a leer“; „tenemos sed de aprender, pues la ignorancia esclaviza y se es libre en el saber“). Además, visualmente se evoca el modelo *fenotípico*, el cual contrasta con el del prototipo: se observa un niño cuyo color de piel es más oscuro, viste pantalón de manta, sandalias, camisa de cuello semialto e incluso lleva un tipo de peinado específico, características que se mantendrán en las representaciones subsecuentes.

De acuerdo con la semiótica social de Kress/van Leeuwen (2006), el espacio visual codifica significados abstractos, es decir, todos los elementos que componen la imagen así como el lugar donde están posicionados connotan emociones, relaciones sociales, relaciones de poder, etc. En este sentido, el espacio visual que presenta por primera vez al indio resulta determinante para la construcción de su MCI.

Según estos autores (2006, 181–185), debido a la dirección de lectura en el mundo occidental, la parte izquierda representa lo *conocido* (ing. ‘given’), lo *aceptado*, lo *familiar*; mientras que la parte derecha lo *nuevo*, lo *desconocido*, lo *problemático* y *refutable*. Es justamente de esta manera que están colocados los

participantes representados: la figura prototípica, conocida y establecida como modelo mental está colocada a la izquierda del espacio visual mientras que la figura que se quiere introducir, la del niño indio se posiciona a la derecha.

Respecto del eje vertical, van Leeuwen/Kress sostienen que cuando un elemento está colocado en la parte superior de la imagen es presentado como *ideal* y si, por el contrario, aparece en la parte inferior, entonces indica lo *real* (2006, 186). Dentro de la LC, Lakoff/Johnson explican que estas metáforas surgen de nuestra experiencia corpórea – y cultural como en el caso de la dirección de lectura – por lo que relacionamos *arriba* con lo inalcanzable, pero también con lo ideal y lo bueno (1980, 51). Todo lo contrario expresa la orientación *abajo*.² Así pues, en la segunda imagen propuesta por la lectura, el niño indígena se encuentra en una colocación inferior al niño prototípico, que al estar por encima se le relaciona metafóricamente con lo ideal. Además, la posición que adopta el niño más blanco expresa una actitud paternalista hacia el otro niño, sugiriendo con ello la inferioridad del indígena.

En suma, las características que conforman el MCI del indígena comprenden un individuo del campo, ignorante, indefenso, que vive también en territorio americano, de piel más oscura, que viste de un modo particular y que es inferior al prototipo.

Las características físicas presentadas por esta lectura se repiten en cinco ocasiones más. Los manuales dejan bien claro el modelo fenotípico del indio, lo que se demuestra en uno de los ejercicios del libro de trabajo (cf. fig. 9). Aquí, el niño tiene que rescatar de la memoria la palabra que comienza con la vocal *i* a partir de la imagen. Este proceso cognitivo hace que la representación visual del indígena propuesta por los manuales se fije dentro del MCI.

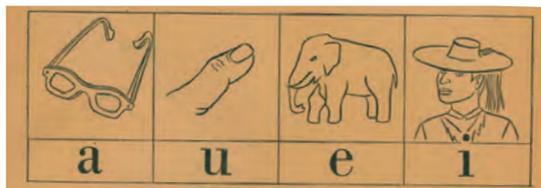


Fig. 9: Modelo fenotípico del indígena (CT 1960, 13)

Además, en todas las ocasiones aparece como individuo de campo y dos veces se le atribuye la característica de trabajador. Sin embargo, llama la atención que en

² Piénsese, por ejemplo, en los estados de ánimo que se conciben con las metáforas *arriba* o *abajo*: „Espero que este regalo le levante el ánimo“, „Tiene el ánimo por los suelos“.

ninguna de las dos ocasiones, a pesar de cumplir con el modelo fenotípico, sea denominado ‚indio‘. Uno de estos dos ejemplos hace referencia al niño indígena que llegó a ser presidente de México (Benito Juárez). En este caso, el personaje, considerado héroe nacional, no es denominado nunca como ‚indígena‘ o ‚indio‘, únicamente es definido como „un pastorcito alegre“ muy valiente (LL, 179). Su origen es aludido a través de las imágenes y mediante su lengua, cuando en el libro para el profesor se hace referencia a ella: „Hablabla zapoteco y no sabía leer ni escribir“ (I M, 61). Una vez más aparece vinculado textualmente el aspecto del analfabetismo con el de indígena.

4.2. El *indio* ¿fuera o dentro de la categoría *mexicano*?

El discurso aparecido en los manuales pareciera mostrar la voluntad de incluir al niño indígena dentro de la categoría de *mexicano*. Esto se observa en el uso del déictico inclusivo *nosotros*. En la lectura „La Patria“ (cf. fig. 10) – único ejemplo en el que se le da voz al indígena – el „nuevo compañero“ que „viene de un pueblo lejano“ y cuyas características físicas coinciden con las del *indio*, se incluye a sí mismo dentro la categoría de *mexicano*: „En mi pueblo pensamos lo mismo. La tierra, nuestras cosas y nosotros formamos la patria“ (LL 1960, 173).

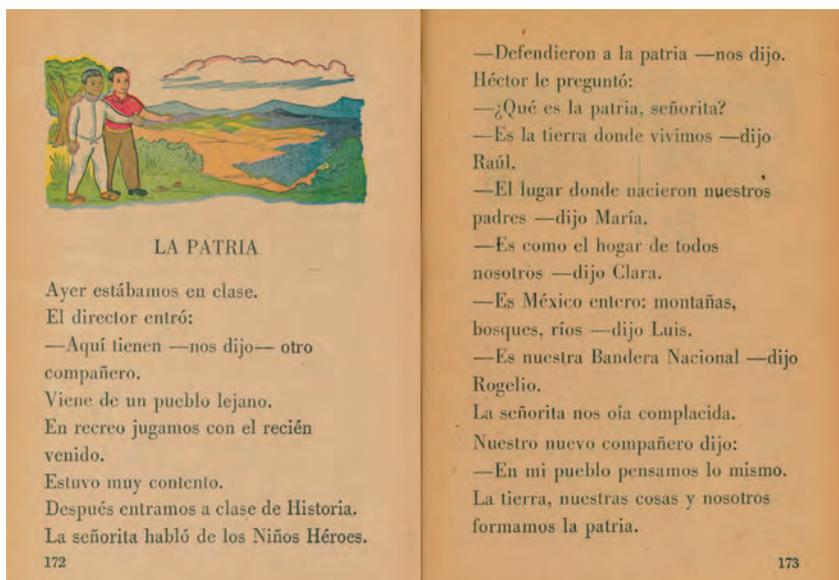


Fig. 10: Inclusión del indígena en la categoría *mexicano* (LL 1960, 172–173)

Un segundo ejemplo en el que se puede apreciar la inclusión del indígena dentro del colectivo nacional se encuentra en las páginas dedicadas al Himno Mexicano (cf. fig. 11), donde la imagen formula, mediante un proceso metonímico, que México – representado por el Himno –, descansa sobre los héroes nacionales, los cuales son colocados en la posición superior del espacio visual, que representa lo ideal. En la parte inferior se encuentran tres niños, dos de los cuales miran hacia arriba, hacia los „padres de la patria“, es decir hacia lo bueno. Uno de estos niños, colocado en el lado de la imagen que connota lo desconocido presenta las características físicas del indígena.

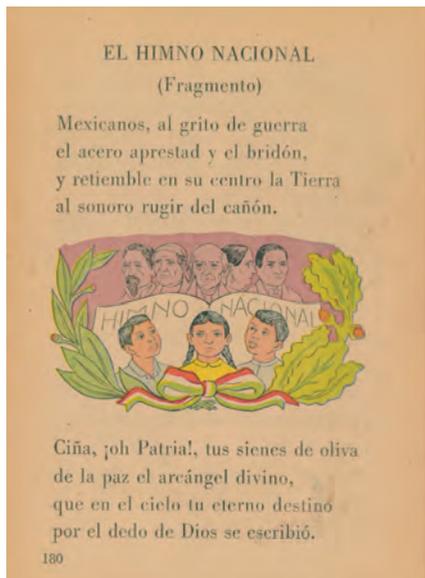


Fig. 11: *Inclusión del indígena dentro la categoría mexicano (LL 1960, 180)*

No obstante la voluntad de los diseñadores textuales por incluir al indígena dentro de la categoría de *mexicano*, tal objetivo no es cumplido debido a la escasa frecuencia (solo en los dos casos arriba expuestos) en que se presenta al indio como parte del colectivo nacional, es decir, cada vez que se elicitan los modelos cognitivos de patria, territorio y comunidad (el „nosotros“), la imagen que aparece no corresponde a la del indígena (cf. figs. 12 y 13):



Fig. 12 y 13: Exclusión del indígena dentro la categoría mexicano (CT 1960, 201 y 213)

4.3. La categoría *mexicano*: una cuestión de grado

Como pudimos observar, el indígena queda casi descalificado de la categoría de *mexicano* ya que ocupa un lugar periférico dentro de esta pero, ¿a qué se debe el bajo grado de prototipicidad de este elemento?

La teoría de prototipos postulada por Rosch no pretende dar explicación sobre qué causa los efectos de prototipicidad y así lo afirma la psicóloga: „In short, prototypes only constrain but do not specify representation and process models“ (1978, 16).

Sin embargo, Lakoff responde a este interrogante justamente a través de la teoría de los Modelos Cognitivos Idealizados (MCI):

„The main thesis of this book is that we organize our knowledge by means of structures called idealized cognitive models, or ICMs, and that category structures and prototype effects are by-products of that organization“ (1987, 68).

Para Lakoff, los efectos de prototipicidad dependerán del grado de coincidencia entre los rasgos de un determinado elemento y los aspectos del MCI que caracterizan al prototipo (1987, 71). Así, un ente se encontrará más al centro de la categoría mientras más rasgos comparta con el MCI que define al prototipo.

Así pues, la razón por la que el indígena es relegado a miembro periférico se debe a que el discurso del libro construye dos MCI separados, uno para *niño mexicano* y uno para *niño indio*, cada uno construido a partir de ciertos rasgos y ligado a determinados conocimientos y asunciones implícitas. De modo que el *indio* no constituye un buen ejemplo de *mexicano*, incluso cuando posea rasgos básicos de la categoría (como los modelos del territorio y la patria) ya que las asunciones implícitas (MCI) acerca de lo que es un *indio* no se ajustan a lo que se propone como *niño mexicano* prototípico.

5. A manera de conclusión

En el sexenio presidencial en el que aparecen estos libros era un imperativo unificar y difundir un discurso único que pudiera favorecer la creación de una identidad en la cual se reconocieran todos los mexicanos. Por esta razón, era de fundamental importancia integrar al indígena como parte del colectivo nacional. Sin embargo, pese a la voluntad de los productores textuales por incluir al indígena dentro de la categoría de *mexicano*, su bajo grado de prototipicidad lo aleja del centro dejándolo casi fuera de la categoría. Las características que se le atribuyen, son casi opuestas a las del prototipo: señalan una inferioridad y vulnerabilidad por parte del indio frente a las cualidades del mexicano ideal. Así pues, en un momento histórico en el que se deseaba construir una determinada identidad nacional, la manera en que se representa al indígena es sumamente relevante para la conformación del MCI de identidad mexicana.

El presente análisis representa una propuesta que muestra cómo la construcción de la identidad grupal puede ser explicada desde un punto de vista cognitivo. Dada la carencia de investigaciones que traten fenómenos sociales desde perspectivas cognitivas, este trabajo pretende ser una contribución que vaya llenando este vacío. Además, nuestra propuesta no solo es de interés para la investigación teórica sobre cognición social, y en específico, sobre la construcción de identidades grupales, sino que también resulta interesante desde una perspectiva aplicada para los profesores que trabajan con materiales didácticos de este tipo. Debido a su papel como transmisores de conocimiento, los profesores deberían ser conscientes de los fenómenos sociales y de las relaciones de poder que se crean y se legitiman a través del sistema educativo (van Dijk 1997; Apple 1993; Apple/Weiss 1983). Dicha conciencia les permitiría inculcar visiones más justas de la realidad y luchar contra la desigualdad social, lo cual, cabe recordar, es el principal objetivo de los estudios enmarcados dentro del Análisis Crítico del Discurso.

Bibliografía

- Apple, Michael (1993): *Official Knowledge. Democratic Education in a conservative Age*, New York/London, Routledge.
- Apple, Michael/Weiss, Lois (1983): *Ideology and Practice in Schooling*, Philadelphia, Temple University Press.
- Atienza Cerezo, Encarna (2007): „Discurso e ideología en los libros de texto de ciencias sociales“, in: *Discurso & Sociedad*, 1 (4), 543–574.
- Cabanel, Patrick (2007): *Le Tour de la nation par des enfants. Romans scolaires et espaces nationaux (XIX–XX siècles)*, Paris/Berlin (coll. “Histoire de l’éducation”).
- Caravedo, Rocío (2014): *Percepción y variación lingüística. Enfoque sociocognitivo*, Madrid/Frankfurt, Iberoamericana/Vervuert.
- Chine, Dalila (2011): „La Révolution mexicaine racontée aux enfants“, in: *Caravelle*, No. 97, Toulouse, Presses Universitaires du Midi, 15–30.
- D’Alessandro, Sandra (2014): „Las representaciones del pasado reciente en los textos escolares de Historia en Paraguay“, in: *Discurso & Sociedad*, 8 (1), 37–56.
- Geeraerts, Dirk (2007): „Prototype Theory“, in: Geeraerts, Dirk (ed.): *Cognitive Linguistics: Basic Readings*, Berlin/New York, Mouton de Gruyter, 141–165.
- Gilbert, Dennis (2003): „Emiliano Zapata: Textbook Hero“, in: *Mexican Studies*, Vol. 19, N° 1., University of California Press/Universidad Nacional Autónoma de México, 127–159.
- Greaves Laine, Cecilia (2001): „Política educativa y libros de texto gratuitos. Una polémica en torno al control por la educación“ in: *Revista Mexicana de Investigación Educativa*. Vol. 6, N° 12, s/n.
- Hart, Christopher (2011a): *Critical Discourse Studies in Context and Cognition*, Amsterdam/Philadelphia, John Benjamins.
- Hart, Christopher (2011b): „Introduction“, in: Hart, Christopher (ed.): *Critical Discourse Studies in Context and Cognition*, Amsterdam/Philadelphia, John Benjamins, 1–5.
- Hart, Christopher (2011c): „Moving beyond metaphor in the Cognitive Linguistic approach to CDA: Construal operations in immigration discourse“, in: Hart, Christopher (ed.): *Critical Discourse Studies in Context and Cognition*, Amsterdam/Philadelphia, John Benjamins, 171–192.

- Hentschke, Jens (2012): „Artiguista, White, cosmopolitan and educated: Constructions of nationhood in Uruguayan textbooks and related narratives, 1868–1915“, in: *Journal of Latin American Studies*, Vol. 44, N° 4, Cambridge University Press, 733–764.
- Koller, Veronika (2011): „Analysing lesbian identity in discourse: Combining discourse-historical and socio-cognitive approaches“, in: Hart, Christopher (ed.): *Critical Discourse Studies in Context and Cognition*, Amsterdam/Philadelphia, John Benjamins, 119–142.
- Kress, Gunther/van Leeuwen, Theo ([1996] 2006): *Reading Images. The Grammar of Visual Design*, New York, Routledge.
- Lakoff, George (1987): *Women, Fire and Dangerous Things: What Categories Reveal about the Mind*, Chicago, University Chicago Press.
- Lakoff, George/Johnson Mark (1980): *Metaphores We live by*, Chicago, University Chicago Press.
- López, Ángel (2010): *Pluricentrismo, hibridación y porosidad en la lengua española*, Madrid/Frankfurt, Iberoamericana/Vervuet.
- Narvaja de Arnoux, Elvira (2008): *Los discursos sobre la nación y el lenguaje en la formación del Estado (Chile, 1842–1862)*. *Estudio glotopolítico*, Buenos Aires, Santiago Arcos Editor.
- Núñez-Perucha, Begoña (2011): „Critical Discourse Analysis and Cognitive Linguistics as tools for ideological research: A diachronic analysis of feminism“, in: Hart, Christopher (ed.): *Critical Discourse Studies in Context and Cognition*, Amsterdam/Philadelphia, John Benjamins, 97–118.
- Rodríguez Gómez, Diana (2011): *Viejos y nuevos racismos en los libros texto de ciencias sociales: El caso comparado de libros texto de la enseñanza media y secundaria en Colombia y Sudáfrica*, Saarbrücken, Editorial Académica Española.
- Sing, Christine (2011): „The ideological construction of European identities: A critical discourse analysis of the linguistic representation of the old vs. new Europe debate“, in: Hart, Christopher (ed.): *Critical Discourse Studies in Context and Cognition*, Amsterdam/Philadelphia, John Benjamins, 143–170.
- Oteiza, Teresa (2014): „Intertextualidad en la recontextualización pedagógica del pasado reciente chileno“, in: *Discurso & Sociedad*, Vol. 8 (1), 109–136.
- Rosch, Eleanor (1978): „Principles of Categorization“, in: Rosch, Eleanor/Lloyd, Barbara (edd.): *Cognition and Categorization*, Hillsdale/NJ, Lawrence Erlbaum, 27–48.

- Rosch, Eleanor/Mervis, Carolyn (1975): „Family Resemblances: Studies in the Internal Structure of Categories“, in: *Cognitive Psychology*, 7 (4), 573–605.
- Taboada, María Beatriz (2011): *Libros de texto e identidad profesional docente: Aportes desde una aproximación discursiva y crítica*, Saarbrücken, Editorial Académica Española.
- Tajfel, Henri/Turner, John Charles (1979): „An Integrative Theory of Intergroup Conflict“, in: Austin, William G./Worchel, Stephen (edd.): *The Social Psychology of Intergroup Relations*, Monterey/CA, Brooks/Cole, 33–47.
- Taylor, John R. (2003 [1989]): *Linguistic Categorization: prototypes in linguistic theory*, Oxford, Oxford University Press.
- Torres Barreto, Arturo (2007): *Los libros de texto gratuitos de historia en la política educativa de México 1959–1994*, Tesis de doctorado en historia, México, UNAM.
- Ungerer, Friedrich/Schmid, Hans Jörg (1996): *An Introduction to Cognitive Linguistics*, London, Longman.
- Valls, Rafael (2005): *Los procesos independentistas iberoamericanos en los manuales de historia*, Vol. 1, *Países andinos y España*, Madrid, Organización de Estados Iberoamericanos Fundación Mapfre Tavera.
- Van Dijk, Teun (2008): *Discourse and Power: Contributions to Critical Discourse Studies*, Houndmills, Palgrave.
- Van Dijk, Teun (1997): „Discurso, cognición y sociedad“, in: *Signos. Teoría y práctica de la educación*, 66–74.

Corpus

- LL: Domínguez Aguirre, Carmen/León González, Enriqueta (1960a): *Mi libro de primer año*, México, Comisión Nacional de los Libros de Texto Gratuitos, SEP.
- CT: Domínguez Aguirre, Carmen/León González, Enriqueta (1960b): *Mi cuaderno de trabajo de primer año*, México, Comisión Nacional de los Libros de Texto Gratuitos, SEP.
- IM: Domínguez Aguirre, Carmen/León González, Enriqueta (1960c): *Instructivo para el maestro*, México, Comisión Nacional de los Libros de Texto Gratuitos, SEP.

Evelyn Hertenberger

Weibliche Raum- und Identitätskonstruktion in der *Peripherie der Peripherie*. Lyrik aus Patagonien von Graciela Cros und Anahí Lazzaroni

La poesía contemporánea que se escribe en y desde la Patagonia lucha en contra del imaginario homogéneo fundado por la mirada europea. Este imaginario nace en y a través de los textos fundadores de los siglos XVI a XX trazando en muchos casos un simulacro de la Patagonia. Los mapas y descripciones de la región y de su paisaje, tanto en la literatura de viaje como en las guías turísticas del siglo XXI, representan la Patagonia como un lugar para explotar económicamente mediante la actividad turística, un espacio vacío para visitar y conquistar. Las poetas contemporáneas Graciela Cros y Anahí Lazzaroni buscan liberarse de esta 'conquista literaria' por afuera y crean una nueva tradición literaria en la región poniendo en escena al habitante y/o escritor patagónico que vive la exclusión y deja en evidencia esta 'posición periférica' desde el territorio. Esta referencia, la afirmación del lugar de enunciación – como aspecto fundamental de la construcción de identidad – constituye una estrategia en la autoría de la literatura patagónica.

1. Einleitung

Um einen Raum verorten und (geo)politisch einordnen zu können, ist nicht (nur) seine Lage und Geschichte, sondern auch das Verständnis dieser bedeutsam. Die Region Patagonien liegt aus eurozentristischer Perspektive in der Peripherie der Peripherie und wird deshalb häufig zur Projektionsfläche homogenisierter sowohl positiv als auch negativ konnotierter mythischer Zuschreibungen. Diese von außen produzierten diskursiven Abbilder werden von den in Patagonien lebenden Autorinnen und Autoren dekonstruiert. Die literarische Auseinandersetzung mit dem dichotomen Konzept von Peripherie und Zentrum führt im Rahmen postkolonialer Theoriebildung zur Neuverhandlung bestehender Raum-, Identitäts- und Repräsentationsfragen. Die äußere (eurozentristische) Perspektive wird in der Literatur aus und über Patagonien zu einer inneren, die Peripherie zum Zentrum, der mythische Raum zum ästhetischen. Dabei findet jedoch keine einfache Umkehrung des Blickes statt. Vielmehr wird gegen etablierte Mythen der Tourismusbranche, die den Süden Argentiniens und Chiles meist als paradisisches Ende der Welt verkauft und

durch aufwendig gestaltete Fotobände und Reiseführer Abenteuer und einmalige Naturerlebnisse verspricht, und gegen jene aus den *textos fundadores*, die die Region als barbarische Wüste, unendliche Weite oder unbewohnbares Land bezeichnen, angeschrieben. Die patagonischen Autorinnen und Autoren haben es sich zur Aufgabe gemacht, durch die Verknüpfung von individueller Alltagswelt und (geo)politisch relevanter Topoi den Besonderheiten der transnationalen, plurilingualen und multiethnischen Region Patagonien (literarischen) Raum und eine kollektive Stimme zu geben, die über die regionalen Grenzen hinausreicht. Dabei stehen das Thema der raumbezogenen Identitätsbildung und das Schreiben an sich als Taktik des Erinnerns im Vordergrund.

2. Verortung der Region Patagonien

Patagonien als geografische Realität und geopolitisch signifikanten Rahmen einer dort entstehenden postkolonialen Literatur zu denken bedeutet zunächst eine notwendige Auseinandersetzung mit der engen Verknüpfung von Fakt und Fiktion, sowohl in den Gründungstexten Patagoniens, als auch in Reiseliteratur und historischem Roman.¹ Die diskursive Dekonstruktion der dort vorherrschenden Konzeptualisierung Patagoniens als *Ende der Welt*, barbarische Wüste oder Naturparadies ist Anliegen der Autorinnen und Autoren, die selbst in Patagonien leben und von Patagonien aus *über* Patagonien schreiben.² Vor dem theoretischen Hintergrund der *Postcolonial Studies* werden „eurozentrische Wissensordnungen“ (Bachmann-Medick 2014, 184), Denk- und Repräsentationsmuster neu verortet und bestehende diskursive Raumkonstruktionen, wie die Dichotomie Zentrum/Peripherie neu verhandelt. Analog zu Edward Saids Orientalismus-Studie (1978) prägt Silvia E. Casini (2007) den Begriff *Patagonialismo* und verweist hinsichtlich der *textos fundadores*³ auf die durch eine imperialistische Perspektive geprägte diskursive Konstruiertheit einer relativ homogenen Idee von Patagonien (ibid.). Jorge Fondebrider (2003, 15) bezeichnet die Region deshalb auch als „estado mental“ und verweist damit auf den Status Patagoniens als Ergebnis einer Wissensproduktion von außen und weniger als geografische Einheit. Die Region wird in den *textos fundadores* und in der aktuellen Reiseliteratur als Reiseziel, mythischer und transitorisch erlebter

¹ Cf. dazu Haase (2009).

² Cf. dazu Casini (2007) und Livon-Grosman (2003).

³ Als *textos fundadores* wird hier das diskursive Palimpsest von Texten und Karten über Patagonien durch Autoren wie z. B. Antonio Pigafetta, Thomas Falkner, Charles Darwin, Robert Fitz Roy etc. bezeichnet (cf. Casini 2007).

Raum am *Ende der Welt* konzeptualisiert, während in der narrativen Lyrik, die seit den 1980er Jahren in Patagonien entsteht, neue Zwischenräume im Sinne des Bhabha'schen *in between-space*⁴ – jenseits der starren Diskussion um Peripherie und Zentrum – ausgelotet und bewusst hybride Identitäten sowie das alltägliche Erleben des patagonischen Raums literarisch inszeniert werden.

“De manera semejante, en los textos que fundan las primeras imágenes de la Patagonia aparece la visión del americano como un salvaje que necesita ser civilizado, y una consideración del espacio como una inmensidad imposible de habitar: por desértica, por estéril, por fría, por la dureza del clima, entre otras tantas calamidades. [...] Mientras los textos de autores foráneos tienen una marcada influencia de los textos fundadores, los autores regionales describen el espacio desde sus experiencias diarias, sobre la base de parámetros locales y nacionales” (Casini 2007, 11).

Dabei bleibt die patagonische Literatur nicht unpolitisch und hat häufig kollektiven Charakter. Das literarische Palimpsest der Literatur aus Patagonien weist eine repetitive und fortwährende Auseinandersetzung auf mit der wirtschaftlichen Ausbeutung der Region (z. B. durch die Tourismusindustrie), den extremen klimatischen und geografischen Bedingungen vor Ort, unter denen Literatur produziert wird, mit der Kolonisierungsgeschichte, der europäischen Besiedlung und der Nationalstaatenbildung im 19. Jh., den Militärdiktaturen im späten 20. Jh. und mit der Vertreibung, Enteignung und dem Genozid verschiedener indigener Bevölkerungsgruppen im Zuge der *Campaña al Desierto* in Argentinien und der *Pacificación de la Araucanía* in Chile.⁵ Die patagonische Literatur ist dabei eine Literatur des Erinnerns, die sich der Auf- und Verarbeitung der Geschichte und Geographie des in vielerlei Hinsicht hybriden patagonischen Raumes verschrieben hat.

Als transnationale Region im südlichsten Teil Südamerikas ist Patagonien durch die Unbestimmtheit seiner Grenzen vor allem seit Ende des 20. Jh.s Anziehungspunkt sowohl für europäische und nordamerikanische Reisende und Wissenschaftler, als auch für die argentinische und chilenische Bevölkerung der metropolitanen Zentren selbst gewesen. Geografisch ist Patagonien im Osten begrenzt durch den Atlantischen Ozean, im Westen durch den Pazifischen Ozean. Im Süden ist die Magellanstraße als offizielle Grenze der Region angegeben, obwohl Einheimische, Wissenschaftler und Akademiker ganz unterschiedlich dazu Stellung genommen haben und auch das Feuerland-Archipel als zu Patagonien gehörig anerkannt haben, welches als „apéndice patagónico“ (Fondebriker 2003, 15) bezeichnet wird, wodurch besonders der *Tierra del Fuego* noch

⁴ Cf. Bhabha (1994).

⁵ Cf. Bandieri (2009).

einmal ein erweiterter *peripherer* Status zugeschrieben werden kann. Weiterhin ist die Region durch die *Cordillera de los Andes* in Ostpatagonien (Argentinien) und Westpatagonien (Chile) geteilt, wobei diese Trennung nicht nur von naturräumlicher, sondern vor allem von (geo)politischer Relevanz bleibt.

Die nördliche Grenze der Region ist weniger eindeutig definiert, was wiederum dazu führt, dass unterschiedliche soziale Gruppen oder Institutionen diese je nach eigenen Interessen (um)definieren. Gemeinhin werden die Flüsse *Colorado* und *Barrancas* als Nordgrenze angegeben (Bandieri ²2009, 19). Aus offizieller administrativer Perspektive (von Nord nach Süd) gehören auf argentinischer Seite die Provinzen *La Pampa*, *Neuquén*, *Río Negro*, *Chubut*, *Santa Cruz*, *Tierra del Fuego* zu Patagonien, auf chilenischer Seite die *Región de Los Lagos* (X.), die *Región Aisén del General Carlos Ibáñez del Campo* (XI.) und die *Región de Magallanes y de la Antártica Chilena* (XII.).

Die Kategorien der Zentralität und Grenzziehung spielen bei der geografischen und (geo)politischen Analyse und Erfahrung des Raumes durch die binären Strukturen wie z. B. nah – fern, innen – außen, oben – unten, nördlich – südlich, zentral – peripher eine entscheidende Rolle und werden häufig verknüpft mit anderen binären Begriffspaaren, die der Hierarchisierung dienen, z. B. Kolonisierer/Kolonisierte oder zivilisiert/barbarisch (Ashcroft/Griffiths/Tiffin 1989, 23–27). Diese dichotomisch angelegten Begriffspaare können dynamisch, statisch und/oder relational verstanden werden. Grundsätzlich gibt es im menschlichen Dasein keine statische *Raum-Anschauung*, sondern erhält der Raum seine Struktur erst durch die Zuschreibung bestimmter sinn- und identitätsstiftender Merkmale, das heißt „[j]eder Ort und jede Richtung ist vielmehr mit einer bestimmten mythischen Qualität behaftet und mit ihr gewissermaßen geladen“ (Cassirer 2015, 495). Das Subjekt erhält durch den Raum, den es bewohnt und zu dem es sich verhält und möglicherweise zugehörig fühlt, bereits eine Idee der Welt und ihrer Struktur, so z. B. über das Verhältnis und die Merkmale zentraler und peripherer Räume. Raum wird zudem nicht mehr als *a priori* gegebene Größe betrachtet, sondern als Produkt sozialen Handelns gefasst (cf. Lefebvre ⁴2000). In diesem Sinne tragen Kartographie und Literatur zur Konstruktion und Perzeption von Raum bei, wobei insbesondere literarische Raumdarstellungen ihren Mehrwert gegenüber der geografischen Karte entfalten dürften, da Machtbeziehungen zwischen Mensch und Raum diskursiv exemplifiziert werden können.

In den ersten Versuchen, Patagonien zu kartographieren,⁶ aber auch auf aktuellen Weltkarten wird deutlich, inwiefern der menschliche Aneignungspro-

⁶ Cf. Pigafetta (1970) und Falkner (1935).

zess von Raum das Kartographieren als Abbildungsvorgang bzw. *Übersetzung* eines realen Raumes in einen kognitiven Raum bedingt (Livon-Grosman 2003, 39–71). *Cognitive Mapping*⁷ dient demnach zunächst der (eigenen) überlebensnotwendigen Orientierung und Situierung im Raum, kann im Prozess der ggf. institutionalisierten kartographischen Abbildung oder literarischen Ästhetisierung (z. B. Patagonien als *espacio en blanco*) jedoch auch politisch instrumentalisiert und möglicherweise imperialistischen Bestrebungen zunutze gemacht werden. Die Befreiung von solchen mythischen Zuschreibungen und die Eröffnung *neuer* ästhetischer Räume bedeutet zugleich eine Distanzierung der patagonischen Autorinnen und Autoren von auferlegten Dominanzdiskursen der *Zentren*.

Die umstrittene Dichotomie Peripherie – Zentrum konzeptualisiert (post)koloniale Raumrepräsentationen hinsichtlich der diskursiven Macht- und Dominanzbeziehungen zwischen verschiedenen Gruppen oder Gemeinschaften vor dem Hintergrund von Kolonialismus und Imperialismus explizit. Der eurozentristische Blick auf die zu legitimierende Kolonisierung und Ausbeutung der Region Patagonien machte eine zunächst diskursive Hierarchisierung unabdingbar. Europa wurde fortan als Zentrum bezeichnet und gedacht, der gesamte außereuropäische Raum als außereuropäische Peripherie. Diese Machtverteilung kann aus unterschiedlicher Perspektive gedacht werden, wobei stets politische, wirtschaftliche und epistemische Aspekte eine Rolle spielen. Der Zugang zum Wissen etwa wird für Alfonso de Toro zum ausschlaggebenden Kriterium für die Zuschreibung zur Peripherie des lateinamerikanischen Kontinents.⁸ Nun bestehen Macht- und Dominanzbeziehungen aber nicht nur zwischen Ländern und Kontinenten, sondern ebenso zwischen urbanen und ländlichen Regionen, also nicht nur *zwischen* Gesellschaften, sondern auch *innerhalb* dieser. Die Termini *Zentrum* und *Peripherie* bezeichnen keine bloße geografische Realität, sondern erhalten im Zuge postkolonialer Analysen ebenfalls eine geopolitische und diskurskritische Ausrichtung, wobei die Begriffe weder statisch noch unilateral zu verstehen sind.⁹ Auf Basis dieser Kriterien, das heißt des Verständnisses von Zentrum und Peripherie als relationale, geopolitisch und diskurskritisch orientierte Kategorien, kann die Region Patagonien aus eurozentristischer Sicht als *Peripherie der Peripherie* bezeichnet werden. Diese *Peripherie der Peripherie* wird auf nationaler Ebene den Metropolen Buenos Aires und Santiago de Chile,

⁷ Cf. dazu Downs/Stea (1973) und (1977).

⁸ Cf. De Toro (1995).

⁹ Ibid.

auf interkontinentaler bzw. transatlantischer Ebene Europa und Nordamerika, welche die dominanten Diskurse des Zentrums repräsentieren, gegenübergestellt.

Für eine Untersuchung der weiblichen Raum- und Identitätskonstruktion einer postkolonialen Literatur, die in einem geografisch *peripheren* Raum – immer relational zu einem gesetzten (diskursiven) Zentrum betrachtet – entsteht und produziert wird, stellt sich nun die Frage, wie die eigene geografische und *neokoloniale* Situation von den ausgewählten Autorinnen zum einen erlebt und zum anderen ästhetisiert wird. Dabei spielt die Kolonisierungsgeschichte der Region eine Rolle, und nicht nur Aspekte wie die *physische* Kolonisierung, die europäischen Immigrationswellen ab Ende des 19. Jh.s oder die *Campaña al Desierto* und der Genozid indigener Bevölkerungsgruppen (1879–1885), sondern auch die psychische, sprachliche und literarisch-ästhetische Kolonisierung.

„Postkolonialität [...] ist eine heilsame Erinnerung an die andauernden ‚neokolonialen‘ Beziehungen innerhalb der ‚neuen‘ Weltordnung und der multinationalen Arbeitsteilung. Eine derartige Perspektive ermöglicht es, Geschichten der Ausbeutung mehr Authentizität zu verleihen und Strategien des Widerstands zu entwickeln“ (Bhabha 2000, 9).

Für die Perzeption der Region Patagonien außerhalb ihrer Grenzen ist vor allem die *colonización discursiva* durch die *textos fundadores* und die damit einhergehende Mythenbildung von Bedeutung. Die postkoloniale Literatur aus Patagonien hat sich nun die *de-colonización literaria* auf die wehenden Fahnen einer möglichen Neuschreibung des patagonischen Raumes, der patagonischen Geschichte und Identität geschrieben.

3. Weibliche Stimmen aus der *Peripherie der Peripherie*

Die heute in Patagonien lebenden Autorinnen und Autoren streben eine diskursive und literarische Neuverhandlung des Status der Region Patagonien als Mythos und *Peripherie* bzw. *Peripherie der Peripherie* an und konzeptualisieren die Region nicht mehr (nur) als Transit- und Reise-, sondern als bewohnten Alltags- und Heimatraum. Aus der Darstellung eines mythologisierten *espacio en blanco* wird ein *realiter* „erlebter Raum“ (Bollnow 2011), in dem individuelles Erleben stets mit politischem Engagement verbunden ist.

Die beiden Autorinnen, die in diesem Aufsatz vorgestellt werden, nehmen insofern jeweils noch einmal eine besondere Stellung innerhalb der Literaturproduktion in Patagonien ein, als beide in der Provinz Buenos Aires geboren und anschließend respektiv an die chilenisch-argentinische Grenze direkt am Fuße der Anden in das Tourismuszentrum Bariloche (Graciela Cros) bzw. in die süd-

lichste Stadt der Welt, Ushuaia/Feuerland (Anahí Lazzaroni) übergesiedelt sind. Die stete Auseinandersetzung mit der geographischen und (geo)politischen Lage Patagoniens als Lebens- und Schreibraum ist im Werk beider Autorinnen allgegenwärtig. Ihr Status als Frau fügt der Analyse im Rahmen der *Postkolonialität* Patagoniens einen weiteren geopolitisch relevanten Aspekt hinzu, der aber im Folgenden nicht vordergründig behandelt wird.

Sowohl für Cros als auch für Lazzaroni steht die Wichtigkeit und Wirksamkeit von Literatur außer Zweifel. Ihr Schreiben begreifen beide einerseits als psychologische Überlebensstrategie, andererseits als politisches Instrument dahingehend, dass die Wissensproduktion über Patagonien neuer Stimmen bedarf, welche Echo und Kanon durchbrechen, um das bestehende intertextuelle Geflecht der Literatur *über* Patagonien um literarische Raumkonstruktion *aus* dem Zentrum der *Peripherie der Peripherie* zu erweitern. Hierbei steht die Funktion von Literatur, Erinnerungsraum zu sein, im Vordergrund. Literatur ist ähnlich wie die Kartographie ein Medium zur Raumkonstruktion und dient dahingehend nicht nur der ggf. manipulativen oder suggestiven *Information* und *Orientierung* der Leserschaft, sondern der bewussten Inszenierung von Macht zwischen relational angelegten Zentrum-Peripherie-Beziehungen bzw. zur Offenlegung und Dekonstruktion dieser.¹⁰

Die Autorin Graciela Cros beansprucht auch für sich den von patagonischen Autorinnen und Autoren viel zitierten Ausspruch „Para mí, la periferia es el centro!“ (Saurez 2013; Hertenberger 2015), der die politische Dimension der produzierten Literatur vorgibt. Dabei wird Patagonien nicht mehr länger als Utopie oder Dystopie, das heißt von außen betrachtet, sondern als *ein* Ort in der Welt, der Heimat ist und durch Prozesse der Aneignung identitätsstiftend und zum *lugar de enunciación* wird. Verschiedene identitätsstiftende Aspekte, wie z. B. die Sprache, die literarische Tradition, die gemeinsame (Kultur-)Geschichte, die ethnische Zugehörigkeit oder die geopolitische Situation des Wohn- und Schreibraumes werden thematisiert. Dabei spielt bei Cros häufig auch die wirtschaftliche Ausbeutung Patagoniens durch den Massentourismus, die politische Isolation der Region und Unterjochung ihrer indigenen Bevölkerungen in Verbindung mit der andauernden Mythisierung Patagoniens durch den imperialistischen Außenblick eine Rolle.

“Soy un Cordero Patagónico/que bala en sudaqués/desde los platos/Una trucha Arco Iris a la manteca negra/Un ciervo a la cazadora/Un jabalí con salsa de morillas/Soy tierra fértil/Vengan/coman de mí/beban mi agua/Aquí/Reparten/ mis pedazos/Ésta es la Patagonia/FOR SALE” (Cros 2004, 40/“21”).

¹⁰ Cf. dazu Said (1994).

Das lyrische Ich in der Serie „Aves“ des *Libro de Boock* (Graciela Cros, 2004) konstruiert seine eigene Identität stets in Abhängigkeit von geografischen, psychologischen, sprachlichen, literarischen und politischen Räumen. So beginnen die 40 Gedichte des „Aves“-Zyklus häufig mit der anaphorischen autodefinitorischen Formel „soy una dama“, wobei tradierte Muster und Erwartungen weiblichen Verhaltens dekonstruiert und das Porträt einer Anti-Dame gezeichnet werden (cf. Hertenberger 2016, 562).

“Soy una dama que escupe en la calle/Me visto simple/y mi vida es un dechado de justicia” (Cros 2004, 20/“1”).

Die mögliche eigene Identität wird aber nicht nur konstatiert, sondern zeichnet sich vor allem durch eine fortwährende Suche nach Orientierung in der Fremde, nach dem eigenen Standpunkt, der Verortung der eigenen Person, einer eigenen Identität aus. Der Verlust des Nordens als Heimat nach dem internen Exil (*insilio*) spiegelt sich in dem neologistisch angelegten Adjektiv *innortada* wider, welches für Orientierungslosigkeit und den Verlust des *Zentrums* Buenos Aires steht (cf. Hertenberger 2016, 556–557).

“Se trata de este mal/de volverse/y revolverse/en busca/de un lugar/verdadero/Una posición propia” (Cros 2004, 22/“3”).

“Ando innortada por las calles/y maquillo mis ojeras/para que no se advierta/este pesar” (id., 23/“4”).

Das *insilio* prägt Cros' Lyrik von Anfang an und stellt die Suche nach den individuellen Wurzeln in Zusammenhang mit der Suche nach einer kollektiven Identität und dem Wunsch nach Heimat. Das lyrische Ich verweist dabei auf den eigenen hybriden Identitätsstatus und definiert sich nicht nur über das eigene gendertheoretisch auszulotende Frausein, sondern ebenso über regionaltypische Nahrungsmittel, die als Metapher des Verschlungenwerdens, das heißt der Unterdrückung und Ausbeutung dienen (cf. Hertenberger 2016, 554).

“Soy un Lemon Pie/que otros comen con deleite/Un Bay Biscuit/una Vainilla/un Brownie/Una masa quebradiza/una mixtura/Soy un Hojaldre Pampeano/Un Pastelito Criollo/ un Bizcochito de Grasa/para el mate del gaucho/Soy un Producto Regional/Un souvenir/ Made in Patagonia/FOR EXPORT” (Cros 2004, 31/“12”).

Trotz des Bewusstseins um die eigene Fremdheit und das eigene Ausgeschlossenensein – Leitmotiv der Cros'schen Lyrik – lässt die Autorin das lyrische Ich Zeugnis über die Anerkennung Patagoniens als neue Heimat und *lugar de enunciación* ablegen, wobei Patagonien als *isla* und damit als abgetrennter peripherer Raum konzeptualisiert wird, in dem die Suche nach der eigenen Identität durch die geografischen und klimatischen Besonderheiten der Region weiter erschwert wird.

“Soy una dama que sufre de Exclusión/Una Criatura Secundaria/Soy un alga marina y su ceniza/Una Kelper continental/intelectual/emocional/La Patagonia es mi isla/El Kelperato mi insignia/Vivo en la cordillera/En verano recojo leña/En invierno paleo nieve/y escribo con guantes/Toco/palabras/a través de una tela” (id., 36/“17”).

Außerdem öffnet Cros immer wieder explizit intertextuelle Räume, die es ihr erlauben, die Problematik um das Verhältnis und Verständnis von Zentrum und Peripherie, nicht nur als geografisch und (geo)politisch fruchtbar zu machende Konzepte, sondern ebenso als relevanten Aspekt bei der Betrachtung entstehender und entstandener Literaturkanons neu zu verhandeln, wobei auch die sprachliche Hybridität immer wieder thematisiert und auf verschiedene identitätsstiftende Merkmale wie Nationalität und ethnische Zugehörigkeit verwiesen wird.¹¹ Gleichzeitig wird der periphere Status der patagonischen Literatur innerhalb des nationalen Kanons thematisiert und auf die Benachteiligung, die durch das Schreiben jenseits des *Zentrums* Buenos Aires entsteht.

“Soy una dama que en Sueños/pierde aviones/microómnibus/trenes/Nunca llego a destino y ése se ha convertido en mi touch personal/Estoy bien entrenada en *El arte de perder*/que según Bishop/*no es difícil de aprender*” (id., 51/“32”).

“Hablo en dialecto sudaqués/y la gente me encuentra pintoresca/Soy monolingüe sudaca-argento-patagónica mapuche/[...] Soy un personaje de Ficción que escribe una novela/en la que hay un personaje de Ficción que escribe una novela/y así hasta aburrir/si me lo pide el editor/agrego o quito un Capítulo/Éste es mi sino” (id., 26/“7”).

Auch für Anahí Lazzaroni ist Patagonien Zentrum ihrer Lyrik. Die Autorin reflektiert in dem 2011 erschienenen Gedichtband *El viento sopla* die verschiedenen Facetten der südlichsten Stadt der Welt, Ushuaia/Feuerland. Den unbenannten acht Unterkapiteln werden Zitate aus *Las ciudades invisibles* des italienischen Autors Italo Calvino (*Le città invisibili*, 1973) präponiert und die folgenden Gedichte dadurch eingeleitet und semantisch aufgeladen. Ähnlich wie bei Cros thematisiert auch Lazzaroni das Macht-Verhältnis von Zentrum und Peripherie, legt ihren Schwerpunkt aber auf die Auseinandersetzung mit einem möglichen Verständnis von Stadt- und Naturraum. Die extreme geografische Lage, geopolitische und klimatische Situation der Stadt Ushuaia bietet eine ausgezeichnete Projektionsfläche für die Verbindung beider Räume, wobei die Verdrängung des Naturraumes durch den Städtebau und die damit verbundene Machtausübung über indigene Bevölkerungsgruppen fokussiert und insbesondere an die Geschichte und Mythologie der *selknam* erinnert wird.

¹¹ Cf. Mellado (2016).

“Antes el viento soplabla nada más que en primavera./Eran tiempos en los que no abundaba el dinero, ni la tradición./[...] Los cerros no estaban poblados./El viento aparecía en el momento justo./21 de diciembre, 2007” (Lazzaroni 2011, 9/“Far South”).

Das lyrische äußert implizit den Wunsch nach Verortung und Stabilität in einem unaufhaltsamen Transformationsprozess. Diese sollen durch das Kartographieren, Zeichnen, Beschreiben der Stadt als perfekte Momentaufnahme – in Form einer Mitteilung im und an den Raum der Öffentlichkeit, als Graffiti – erreicht werden.

“Alguien debería dibujar de un modo impecable/el mapa de una ciudad loca/a la que abofetea viento./Bordeada por un mar gris y murallas de piedra,/con gentes de poco hablar/navegando sus propios océanos./Nombro una ciudad que no está muerta ni viva./15 de octubre, 2003” (id./“Graffiti”).

Lazzaroni versieht alle Gedichte mit einem Datum und verleiht ihnen damit den authentischen Status eines Zeitzeugnisses. Fakt, Fiktion und autobiographische Bekenntnisse überlagern einander und sind eingebettet in ein ständiges Oszillieren zwischen Zweiseitigkeiten, Grenzen, Räumen. Dabei ist die Lyrik Lazzaronis von einer tiefen Melancholie geprägt, von der Rückbesinnung auf die Vergangenheit und der Angst vor der Zukunft. Wie Graciela Cros reflektiert auch Anahí Lazzaroni die wirtschaftliche Ausbeutung Patagoniens und die vergebliche Suche Reisender und Touristen nach der Wahrwerdung etablierter Mythen.

“A la ciudad llegan barcos en verano/que hacen oír sirenas tristes y roncas como la eternidad./Viajeros que esperan estar en el fin del mundo/para poder contarlo en otros países./Viajeros que regresan/en busca de:/la juventud perdida,/amores imposibles,/recuerdos escurridizos./Viajeros, viajeros/que vivieron en las brumas de la ciudad/allá/en las antípodas del tiempo./2 de febrero, 2005” (id., 15/“La ciudad en verano”).

Der Mythos vom ‚Ende der Welt‘ ist dabei ebenso präsent wie die Verdrängung von ländlicher Struktur und Naturraum durch die Stadtexpansion sowie das Erinnern an den Genozid an den indigenen Bevölkerungen im Zuge der *Campaña al Desierto* (auf Feuerland vor allem der *sel'nam*). Die Natur wird dabei als fortbestehender und häufig als Widerstand leistender, aber schlussendlich gegen touristische Expansion machtloser geopolitischer Akteur repräsentiert (cf. Graf 2014, 70).

“Dice que están por demoler la casa de enfrente,/la de chapas de color verde agua/con el jardín tan descuidado que parece abandonado./Que escuchó en la calle que ahí construirán un hotel./En la ciudad los hoteles brotan como hongos./¿Y el viento?/El viento sopla./25 de diciembre, 2005” (Lazzaroni 2011, 23/“Un día como otros”).

“Bajo la medianoche la lluvia cae sobre la ciudad./No se detuvo en todo el día,/igual que las noticias descabelladas,/los viajeros, las gaviotas/que se alejan del mar y se arremolinan/en el cielo como pájaros con hambre./Los barcos recién llegados de Europa./El extranjero que tomó fotos de la casa amarilla/y del árbol junto al muro./Este cansancio y esta melancolía/mientras se escucha durante horas/el agua que no barre las miserias./ Bajo la medianoche la lluvia cae/sobre la ciudad arrasada por el saqueo y la desmemoria./ Es una lluvia gruesa, helada./5 de febrero 2006” (id., 27/“Lluvia y más lluvia”).

Lazzaroni stellt in *El viento sopla* (2011) also das *Machtzentrum* Stadt, dessen Entwicklung ganz explizit mit der europäischen Kultur in Verbindung gebracht wird, in den Mittelpunkt ihrer Lyrik, wenngleich sich permanent für das patagonische bzw. feuerländische Klima und die indigene Mythologie konstitutive *regionalistische* Elemente, wie der ständige starke Regen, der heftige Wind und die Möwen (*gaviotas*) in den Texten wiederfinden.

Auch in Cros' Lyrik tauchen die *gaviotas* auf, sowohl im Titel ihrer 2014 erschienen persönlichen Anthologie *Cantos de la gaviota cocinera*, als auch in der Serie „Aves“ des *Libro de Boock* (2004), wenn das lyrische Ich affirmiert „Soy una Gaviota Cocinera/de comportamiento/y aspecto inconfundibles” (Cros 2004, 21/,2“). Die Möwen werden hierbei gewissermaßen als Phänomen und Konsequenz des Massentourismus semantisiert, da sie sich von den Abfällen auf Tourismusschiffen ernähren oder gar von Touristen gefüttert werden, was immer wieder auf die Präsenz europäischer und nordamerikanischer Reisender verweist.

Die ästhetische Verarbeitung der europäischen Besiedlung Ushuaias und Feuerlands ab Ende des 19. Jh.s, die damit verbundenen Missionierungsversuche, die Umgestaltung des natürlichen Lebensraumes der indigenen Bevölkerung, die Erinnerung an homogen negativ konstruierte Mythen aus den *textos fundadores* und politischen Kampagnen wie der *Campaña al Desierto* (z. B. Patagonien als *ningún lugar*) zieht sich leitmotivisch durch die Lyrik Lazzaronis.

“Ángeles mutilados se ocultan/en la ciudad que fue destruida/y poblada/por fugitivos sin rostro/que llegan una y otra vez./El océano sin acantilados/justifica la melancolía./ Lo que no permanece está aquí:/en las calles de polvo,/en las calles de nadie./Quienes permanecen, llegan o parten/son la misma persona, desean lo mismo:/suave dinero,/la fuga,/y un lugar helado que no es/ningún lugar./7 de agosto, 2004” (Lazzaroni 2011, 10/“La ciudad [fotografía]”).

Dabei kann das Gedicht „En riesgo“ (id., 41) als „síntesis de la historia patagónica desde una perspectiva interna, local” betrachtet werden (Graf 2014, 73).

“¿Dónde están todos aquellos/que escuchaban las campanas de la iglesia?/¿Y dónde están los asesinos/hoy que la veletas giran enloquecidas/gracias a un viento infatigable?/Incen-

dios en los campos./Incendios en el bosque./Que desde el cielo caigan mares,/mares de agua para aplacar la furia./ 6/7 de diciembre, 2008.”

Die Verbindung von politisch, ökonomisch, literarisch, geographisch, geopolitisch, diskurskritisch und genderspezifisch relevanten Fragen ist ein Grundprinzip der Raum- und Identitätskonstruktion in der postkolonialen weiblichen Lyrik Patagoniens. Graciela Cros und Anahí Lazzaroni repräsentieren eine ganze Autorinnengeneration mit dem Anspruch, sich von der von *außen* auferlegten Position der *Peripherie der Peripherie* durch die Macht der Literatur gewissermaßen ins Zentrum zu schreiben, *alte* und *moderne* Mythen hinsichtlich der Exotisierung Patagoniens zu dekonstruieren, den mythischen Raum durch einen ästhetischen zu ersetzen und dadurch zu individualisieren, indem sie *von* Patagonien aus *über* Patagonien schreiben und für die Region relevante Themen aus einer *inneren* Perspektive heraus literarisch inszenieren und mit individuellem Alltags-Erleben in Verbindung bringen. Im Zuge einer raumbezogenen Identitätssuche geben die patagonischen Referenzautorinnen Graciela Cros und Anahí Lazzaroni ihrer Stimme Raum, um dem Raum eine Stimme zu geben.

Bibliografie

- Ashcroft, Bill/Griffiths, Gareth/Tiffin, Helen (1989): *The Empire Writes Back. Theory in Practice in Post-Colonial Literatures*, London/New York, Routledge.
- Bachmann-Medick, Doris (⁵2014): *Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*, Reinbek, Rowohlt.
- Bandieri, Susana (²2009): *Historia de la Patagonia*, Buenos Aires, Sudamericana.
- Bhabha, Homi K. (2000): *Die Verortung der Kultur*. Mit einem Vorwort von Elisabeth Bronfen. Deutsche Übersetzung von Michael Schiffmann und Jürgen Freudl. Tübingen, Stauffenburg.
- Bhabha, Homi K. (1994): *The Location of Culture*, London/New York, Routledge.
- Bollnow, Otto Friedrich (¹2011 [1963]): *Mensch und Raum*, Stuttgart, Kohlhammer.
- Casini, Silvia (2007): *Ficciones de Patagonia: La construcción del sur en la narrativa argentina y chilena*, Rawson, Secretaría de Cultura de la Provincia del Chubut.
- Cassirer, Ernst (⁸2015 [1931]): „Mythischer, ästhetischer und theoretischer Raum“, in: Dünne, Jörg/Günzel, Stefan (edd.): *Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften*, Frankfurt a. M., Suhrkamp, 485–500.

- Cros, Graciela (2004): *Libro de Boock*, Buenos Aires, Ediciones en Danza.
- Downs, Roger M./Stea, David (edd.) (1973): *Image and Environment: Cognitive Mapping and Spatial Behavior*, Chicago, Aldine Publishing.
- Downs, Roger M./Stea, David (1977): *Maps in Minds: Reflections on Cognitive Mapping*, New York, Harper & Row.
- Falkner, Thomas (1935 [1776]): *A description of Patagonia*, Chicago, Armann & Armann.
- Fondebrider, Jorge (2003): *Versiones de la Patagonia. 1520–1900*, Buenos Aires, Emecé Editores.
- Graf, María Emilce (2014): *Poesía de la Patagonia fueguina: Una aproximación a la obra de Anahí Lazzaroni*, Saarbrücken, Editorial Académica Española.
- Hertenberger, Evelyn (2016), „Construcción de identidad y lugar de enunciación en la obra de la autora patagónica Graciela Cros“, in: Claudia Hammerschmidt (ed.): *Patagonia literaria II. Funciones, proyecciones e intervenciones de autoría estratégica en la nueva literatura patagónica*, Potsdam/London, Inolas Publishers, 547–567.
- Hertenberger, Evelyn (2015): La autora patagónica Graciela Cros invitada a la FSU Jena, <http://www.unique-online.de/autora-patagonica-graciela-cros/8049/> [15.10.2016].
- Lazzaroni, Anahí (2011): *El viento sopla*, Buenos Aires, El Suri Porfiado.
- Lefebvre, Henri (*2000 [1974]): *La production de l'espace*, Paris, Anthropos.
- Livon-Grosman, Ernesto (2003): *Geografías imaginarias. El relato de viaje y la construcción del espacio patagónico*, Rosario, Beatriz Viterbo Editora.
- Mellado, Luciana A. (2016): „Imágenes de autoría en la poesía de Graciela Cros: experiencias del espacio, legislaciones discursivas y nombres propios en Libro de Boock (2004) y Mansilla (2010)“, in: Claudia Hammerschmidt (ed.): *Patagonia literaria II. Funciones, proyecciones e intervenciones de autoría estratégica en la nueva literatura patagónica*, Potsdam/London, Inolas Publishers, 521–546.
- Pigafetta, Antonio (1970 [1522]): *Primero viaje en torno del globo*, Buenos Aires, Francisco de Aguirre.
- Said, Edward (1994): *Kultur und Imperialismus. Einbildungskraft und Politik im Zeitalter der Macht*. Aus dem Amerikanischen von Hans-Horst Henschen. Frankfurt a. M., S. Fischer.
- Said, Edward (1978), *Orientalism*, New York, Pantheon Books.

Spivak, Gayatri Chakravorty (1988): „Can the Subaltern Speak?“, in: Nelson, Cary/Grossberg, Lawrence (edd.): *Marxism and the Interpretation of Culture*, London, Macmillan, 271–313.

Saurez, Patricia (2013): *Poeta y patagónica por elección*, http://www.revistaenie.clarin.com/Graciela-Cros-Poeta-patagonica-eleccion_0_1013898613.html [15.10.2016].

Sandra Issel-Dombert

Der Vorabend der Französischen Revolution von 1789 zwischen Zentrum und Peripherie

Les cahiers de doléances sont une tradition discursive dans le domaine politique à l'époque de l'Ancien Régime. Ils servent à la communication entre le roi et son peuple. Rédigés à la demande du roi en préparation des États généraux, la dernière rédaction a eu lieu au printemps 1789 à la veille de la Révolution. L'article porte sur les mentalités exprimées dans les cahiers de doléances de Reims (Champagne) en mettant en contraste la ville de Reims et les villages environnants, autrement dit le centre et la périphérie. L'analyse des topoï révèle d'une part des éléments traditionnels comme une image déontique positive du roi, d'autre part un contraste entre le centre et la périphérie en expliquant la crise financière de 1789.

1. Einleitung

- (1) Il est du plus grand intérêt pour toute la Nation que le Roy veuille défendre l'exportation du grain chez l'Étranger ; en ce que cette exportation devient la plupart du temps la cause de la misère du peuple et des révoltes malheureuses des pauvres pour la rareté et l'enchère des grains [...].¹

Bei (1) handelt es sich um einen Ausschnitt aus einem 1789 in Villers-Marmery (Champagne) abgefassten *cahier de doléances* ('Beschwerdeheft'), einer im *Ancien Régime* verbreiteten Form der politischen Kommunikation zwischen Untertanen und Krone, die zur Gattung der *Gravamina* (lat. *GRAVAMEN* 'Beschwerlichkeit, Last', cf. Isenmann 1996, 1183) gehört. Thematisiert werden in (1) die Revolten, die am Vorabend der Französischen Revolution Reims und seine Peripherie infolge von Lebensmittelknappheit und -teuerungen erschüttert haben. Im Januar 1789 wurde in dem in der Peripherie von Reims gelegenen Fismes rebelliert, am 9. und 10. März 1789 plünderten Weber im Suiippe-Tal Getreidelieferungen (cf. Laurent 1930, CIII) und zu weiteren Protesten von Weinbauern kam es in Ambonnay und in Bouzy. Reims selbst erlebte am 11. und 12. März 1789 einen Aufruhr, bei dem die Getreidevorräte des Marktes, diverse Läden in der *rue des Capucines*, Klöster und ein Gutshof geplündert wurden (id., C–CII). Militärische Truppen stellten die öffentliche Ordnung wieder

¹ Die Graphie in den zitierten Belegen entspricht den Originalen, das heißt bei ggf. vorliegenden Normverstößen erfolgen keine Korrekturen.

her und die mutmaßlichen Anführer wurden verhaftet und erst während der Revolution rehabilitiert (id., CII–CIII).

Da die *cahiers de doléances* kurz vor dem Ausbruch der Revolution zum letzten Mal verschriftet wurden, gehört die Analyse möglicher in den Beschwerdeheften greifbarer Mentalitäten zu einer der am häufigsten gestellten Fragen, die an sie herangetragen werden. Dieser Blick auf die *cahiers de doléances* ist insbesondere vor dem Hintergrund der These erkenntnistiftend,

„daß die Französische Revolution plötzlich neue und dauerhafte gesellschaftliche Sicht- und Wahrnehmungsweisen und zugleich eine neuartige politische Kultur schuf, daß sie also ganz wesentlich eine Bewußtseins- und Kulturrevolution war. [Dies] erweist sich inzwischen international als die zugkräftigste und ergebnisreichste Leitlinie der Revolutionsforschung“ (Reichardt/Schlieben-Lange 1989, 10–11).

Neu ist im Rahmen dieses Beitrags die Perspektive auf Mentalitäten in *cahiers* aus kommunikationswissenschaftlicher Sicht. Im Mittelpunkt stehen dabei folgende drei Fragestellungen: 1. Können mit Beschwerdeheften von 1789 Rückschlüsse auf die bevorstehende Revolution gezogen werden? 2. Sind sie eher „Vorbote“ der Revolution (Guilhaumou 1989, 54) oder „Testament“ (Tocqueville 1856, III–IV) der feudalen französischen Gesellschaft? 3. Welche Mentalitäten herrschen in städtischen, welche in ländlichen Beschwerdeheften vor?

Da für 1789 bis zu 60.000 *cahiers de doléances* aus dem gesamten Gebiet der französischen Krone überliefert sind, wird zur Korpuskompilierung das in der Champagne gelegene Reims exemplarisch herangezogen, um diesen drei Fragen nachzugehen (cf. Shapiro/Markoff 1998, 114). Diese Wahl führt bekanntlich nicht ins Zentrum, sondern zu einem peripheren Schauplatz der Revolution, der jedoch auch von den revolutionären Ereignissen erfasst wird. Randomisiert ausgewählt wurden jeweils zwei ländliche (Verzy;² Villers-Marmery)³ sowie zwei städtische *cahiers de doléances* (*libraires et imprimeurs*⁴; *selliers, bourreliers et charrons*⁵). Sie liegen als Handschrift vor und wurden in den *Archives départementales de la Marne* (Reims) und in den *Archives municipales et communautaires de Reims* erhoben.

² *Cahier de doléances* aus Verzy (1789); *Archives départementales de la Marne* (Reims), Signatur 17 B 119.

³ *Cahier de doléances* aus Villers-Marmery (1789); *Archives départementales de la Marne* (Reims), Signatur 17 B 119.

⁴ *Cahier de doléances der libraires et imprimeurs* aus Reims (1789); *Archives municipales et communautaires de Reims*, Signatur FA Carton 839.

⁵ *Cahier de doléances der selliers, bourreliers et charrons* aus Reims (1789); *Archives municipales et communautaires de Reims*, Signatur FA Carton 839.

Mit einem Vergleich des Sprachgebrauchs städtischer und ländlicher Beschwerdehefte wird auf diese Weise ein räumlicher Blick auf Zentrum und Peripherie geworfen. Insbesondere im Zusammenhang mit Mentalitäten erscheint eine Stadt-Land-Kontrastierung gewinnbringend, da so eruiert werden kann, inwieweit vorrevolutionäre Ereignisse vom urbanen Zentrum in die Peripherie ausstrahlen. Zugleich trägt dies der These eines Gegensatzes städtischer und ländlicher *cahiers de doléances* Rechnung (cf. Robin 1970).

Der Beitrag ist wie folgt gegliedert: Zunächst wird der Diskurstradition der *cahiers de doléances* nachgegangen (Kap. 2). Gegenstand von Kapitel 3 ist die methodische Operationalisierung einer *Sprachgeschichte als Mentalitätsgeschichte*. Im vierten Kapitel geht es anhand einer exemplarischen Fallstudie zwischen Zentrum und Peripherie um die Frage nach der Sichtbarkeit von Mentalitäten am Vorabend der Französischen Revolution in *cahiers de doléances*.

2. Politische Kommunikation im Ancien Régime: *Cahiers de doléances*

Die schriftlichen, als *cahiers de doléances* bezeichneten Bittgesuche werden als Vorläufer von Petitionen angesehen und waren auch außerhalb des französischen Territoriums weit verbreitet:

„Gravamina wurden anlässlich bestimmter institutioneller Momente formuliert – vor oder zu Parlamentssitzungen, Landtagen und Reichstagen [...]; sie waren an die obersten Autoritäten – Fürsten, Souveräne, Territorialherren – gerichtet, um die Anerkennung oder die Abänderung von Gesetzen, Vorschriften, Erlassen oder sogar die Befreiung, ein Privileg, die Anerkennung von Freiheiten oder Verträgen einzufordern“ (Nubola/Würgler 2005, 8).

Als prominenteste Vertreter der Gravamina gelten *cahiers de doléances* (cf. Isenmann 1996, 1185), die vom 13. Jh. bis 1789 verfasst wurden. Entstanden sind sie jeweils im Auftrag des Königs im Rahmen der Generalstände, einer in Krisenzeiten auf nationaler Ebene einberufenen Ständeversammlung. Im Vorfeld ihrer Einberufung gab der König seinen Untertanen auf dem gesamten Gebiet der französischen Krone mit den *cahiers* die Möglichkeit, Beschwerden, Bitten und Wünsche zu formulieren. Abgefasst wurden sie nach Ständen getrennt; im ländlichen Raum auf Ebene einer Ortschaft, in den Städten nach Zünften separiert. Nach einem mehrstufigen Prozess der Zusammenfassung wurden sie dem König als Synthese bei den Generalständen überreicht, der sie in Form von *ordonnances* beantwortete.

Die Abfassung eines *cahiers de doléances* dauerte nicht selten mehrere Tage. Sie ist „das Ergebnis einer Diskussion innerhalb einer Gruppe [...]. Diese konnte

ihrer Zahl, wie ihrer sozialen Zusammensetzung nach sehr unterschiedlich sein“ (Sammler 1997, 47). Vor dem Hintergrund, dass Schreiben nicht zur alltäglichen kommunikativen Praxis eines durchschnittlichen Franzosen im *Ancien Régime* gehörte (cf. Reichardt/Schlieben-Lange 1989, 11), wurden die Beschwerdehefte häufig von Schreibkundigen *hommes de lettres* – Gemeindepfarrern, Ärzten, zumeist jedoch Anwälten und Notaren (cf. Grateau 2001, 62–72) – zu Papier gebracht. Auf diesen Umstand sind die Thesen eines vorherrschend juristisch-administrativ geprägten Sprachgebrauchs sowie eines geringen Einflusses der Aufklärung auf die *cahiers de doléances* von 1789 zurückzuführen (cf. Chartier 1981, 93). Die Prägung durch juristische Diskurstraditionen wird vorwiegend auf der Ebene der Morphosyntax evident, wie z. B. durch *dictum*-Anaphern wie „ledit“ (Verzy), „susdit“ (Villers-Marmery), Relativpronomina wie „lequel“ (*imprimeurs et libraires*), Demonstrativpronomina wie „icelles“ (*imprimeurs et libraires*) und einem frequenten Gebrauch von Passivkonstruktionen (*imprimeurs et libraires*). Auch Lexik und Phraseologie sind durch juristische Diskurstraditionen geprägt, wie z. B. „flagrant délit“, „sous peine de“ (*imprimeurs et libraires*). Darüber hinaus greifen sie auch im Hinblick auf den makrostrukturellen Aufbau, der in der rhetorischen Tradition der klassischen *partes orationis* steht. Dem einleitenden *Exordium* folgen – mit fließenden Übergängen – *Narratio* (Darlegung des Sachverhalts) und *Argumentatio* (Beweisführung), den Abschluss bildet die *Peroratio* (cf. Issel-Dombert 2014, 407).

Die in *Narratio* und *Argumentatio* vorgebrachten Beschwerden werden häufig in der für Gravamina charakteristischen Form einer Liste präsentiert (cf. Würzler 2005, 19), die nicht nur die Produktion, sondern auch die Rezeption erleichtert.

In Bezug auf die Inhalte, die in den *cahiers de doléances* von 1789 dominieren, zeigt sich ein weiteres charakteristisches Merkmal für die Gattung der Gravamina. Zumeist werden Themen aufgegriffen, „die als von allgemeinem Interesse betrachtet wurden“, da „Gravamina kollektiv getragen [wurden; S. I.-D.]“ (Nubola/Würzler 2005, 8). Für die *cahiers de doléances* von 1789 konnte ermittelt werden, dass die Bereiche ‘Wirtschaft’ und ‘Staat’ zu den national am weitesten verbreiteten Inhalten zählen (cf. Shapiro 1998, 279).

Bei der Deutung der *cahiers de doléances* im Hinblick auf ihre Aussagekraft als sozialhistorisches Dokument stehen sich verschiedene Schulen kontradiktorisch gegenüber. Die Lesart der *cahiers de doléances* als „völlig freie Meinungsäußerung der gesamten Nation, die erste und einzige unter dem Ancien Régime“ (Weis 1968, 256) steht metaphorisch für die These, dass die *cahiers de doléances* als Spiegel der zeitgenössischen Mentalitäten und Meinungen zu sehen seien. Unter dem Schlagwort „Zukunftsboten“ (Guilhaumou 1989, 54)

wird sogar die These vertreten, dass sie als Vorankündigung für die Ereignisse der Französischen Revolution lesbar seien. Die Gegenposition – darunter Alexis de Tocqueville und François Furet als prominenteste Vertreter – geht von der Kontinuitätsthese aus, die besagt, dass sich der Vorabend der Revolution noch nicht in den *cahiers de doléances* spiegelt.

3. Sprachgeschichte als Mentalitätsgeschichte: Der Ansatz der (deskriptiven) Diskursanalyse

Wie können Mentalitäten mit linguistischen Beschreibungskriterien sichtbar gemacht werden, um auf diese Weise einen Einblick in die Meinungen am Vorabend der Französischen Revolution zu erhalten? Den theoretischen Rahmen liefert das von Busse (1987) entworfene Konzept einer *Historischen Semantik als Diskurssemantik*, die über eine Wort- bzw. Begriffsgeschichte hinaus auf das Aufdecken von Denkmustern und Mentalitäten abhebt. Diesen Ansatz verdichtete Hermanns zu dem Programm einer *Sprachgeschichte als Mentalitätsgeschichte*. Er definiert Mentalität als

„[...] die Gesamtheit von Dispositionen zu einer Art des Denkens, Fühlens, Wollens – die Gesamtheit der kognitiven, affektiven (emotiven) sowie volitiven Dispositionen – einer Kollektivität“ (1995, 76).

Eine *Sprachgeschichte als Mentalitätsgeschichte* kann mit Methoden der deskriptiven Diskursanalyse operationalisiert werden. Aus ihrem umfangreichen Repertoire wird im Rahmen dieses Beitrags die Methode der Toposanalyse ausgewählt. Sie zielt auf die Aufdeckung von Argumentationsstrukturen, um auf diese Weise einen Zugriff auf das vorherrschende Denken, Fühlen und Wollen einer bestimmten Gruppe – zu einem bestimmten Zeitpunkt und auf ein bestimmtes Thema bezogen – zu erhalten. Dabei wird ein Topos hier im Sinne der antiken Rhetorik und im Anschluss an die argumentationsanalytische Deutung Wengeler verstanden als

„[...] vielseitig verwendbaren, für den Argumentierenden bereitliegenden und von ihm dann sprachlich hergestellten Sachverhaltszusammenhang, der zur argumentativen Begründung konkreter, zur Diskussion stehender Positionen herangezogen wird.“ (Wengeler 2000, 222).

Schematisch-strukturell basieren Topoi auf dem dreiteiligen Argumentationsmodell von Toulmin. Es besteht aus einer strittigen Behauptung (der sog. *Konklusion*), einer unstrittigen Aussage (dem sog. *Argument*) und der sog. *Schlussregel*, die Konklusion und Argument miteinander verbindet. Damit ein Argument als glaubwürdig klassifiziert wird, muss es nicht zwingend wahr sein,

sondern plausibel. Für die hier vorgenommene deskriptive Toposanalyse ist es ausreichend, den in der Schlussregel hergestellten Zusammenhang, das heißt den Topos, zu formulieren (cf. Wengeler 2003, 181).

Topoi können auf einem Kontinuum charakterisiert werden, das von kontextabstrakt, das heißt relativ unabhängig von einem bestimmten Thema (z. B. *Gerechtigkeitstopos*), bis hin zu kontextbasiert, das heißt spezifisch an ein bestimmtes Thema gebunden, reicht. In diesem Zusammenhang sind in erster Linie kontextspezifische Topoi aufschlussreich. Da es um das musterhafte und gruppenspezifische Argumentieren geht, werden die Topoi nicht *a priori* als Hypothese an die zu untersuchenden Texte herangetragen, sondern induktiv aus ihnen gewonnen. Sie werden sprachlich heterogen realisiert und sind durch Implizitheit gekennzeichnet. Dementsprechend entziehen sie sich einer Materialisierung auf der sprachlichen Oberfläche und können nur durch eine qualitative Analyse erschlossen werden.

4. Der Vorabend der Französischen Revolution im Spiegel der *cahiers de doléances*: Exemplarische Fallstudien

Zur Toposanalyse werden exemplarisch die Bereiche *Wirtschaft* und *Staat* ausgewählt. Dabei kann es nicht darum gehen, jeden einzelnen Topos zu identifizieren. Vielmehr stehen die häufigsten, seriell über Textgrenzen hinaus verwendeten und damit für den Diskurs dominanten und prägenden Topoi im Fokus. Zugleich liegt ein besonderes Augenmerk auf den kontext- und gruppenspezifischen Topoi, um Zentrum und Peripherie miteinander zu kontrastieren.

4.1. Wirtschaft

Beim Thema *Wirtschaft* steht in den *cahiers de doléances* des Korpus die Wirtschafts- und Finanzkrise von 1789 im Vordergrund. Am Vorabend der Revolution ließen sich Teuerungsraten von 50–60 % ausmachen (cf. Furet/Richet 1968, 17); die Staatsverschuldung verschärfte sich durch die Unterstützung des amerikanischen Krieges gegen England und ließ sich nicht mehr durch Anleihen oder Transaktionen decken (id., 25). Hinzu kam eine „parallele große Wirtschaftskrise“ (ibid.), die durch Naturkatastrophen und damit einhergehende Ernteausfälle ausgelöst wurde.

Zur Grundkonfiguration beim Sprechen über die Wirtschafts- und Finanzkrise von 1789 in den *cahiers de doléances* lassen sich typische Szenarien eines Krisendiskurses ausmachen (cf. Li 2016, 40–46): Die Krise wird festgestellt, Ur-

sachen und Akteure werden ausgemacht, Folgen beschrieben und Forderungen, Wünsche und Bitten zur Überwindung der Krise werden präsentiert.

Die Feststellung erfolgt rekurrent vor dem Hintergrund des defizitären Staatshaushaltes. Einen übergeordneten Stellenwert nimmt – sowohl in städtischen als auch in ländlichen Beschwerdeheften – der *Topos der düsteren Gegenwart* ein: „Weil die gegenwärtige (soziale, wirtschaftliche) Lage ausgesprochen schlecht bzw. dramatisch ist, muss dringend etwas Bestimmtes dagegen getan werden“ (Römer/Wengeler 2013, 272). Er manifestiert sich in Aussagen wie (2):

- (2) Les grains de toutes espèces manquent et sont devenus d'une rareté et d'un prix effrayant occasionné par les exportations précédentes. Les marchés sont cousus de peuple affamé, de la résulte des soulèvements populaires auxquels il est presque impossible de remédier [Verzy].

Im Hinblick auf die Ursachen, die zur Erklärung der Entstehung einer Krise angeführt werden, zeigen sich Unterschiede zwischen Stadt und Land, die erlauben, von einem Gegensatz zwischen Zentrum und Peripherie zu sprechen. In der Peripherie der ländlichen Beschwerdehefte wird vor allem auf systembedingte Gründe abgehoben, die in einen Kausalzusammenhang mit der Krise gesetzt werden. Sie werden in einem *Topos der mangelhaften Ressourcen* gebündelt:

„Weil eine bestimmte Gruppe/Gemeinde bereits durch geographische Gegebenheiten/ eine mangelhafte Qualität ihrer Kulturböden finanziell stark be- bzw. überlastet ist, sollten Handlungen ausgeführt werden, die diese Belastung(en) vermindern.“

Der *Topos der mangelhaften Ressourcen* lässt sich ableiten aus Belegen wie (3):

- (3) Le village de Verzy [...] est un vignoble entier, qui par la sécheresse du sol, produit d'excellentes vins rouges, mais est d'une foible rapport, en sorte que le cultivateur et sa famille vivent à peine de leurs travaux [Verzy].

Diese Argumentation ist eng mit der Lebensrealität verwoben. Ein weiteres, für die ländlichen Beschwerdehefte spezifisches Argumentationsmuster, ist der *Topos der systembedingten Differenz*⁶, der in (4) durch einen *Geschichtstopos* gestützt wird. Mit ihm wird auf eine Übervorteilung der Stadt gegenüber dem Land abgehoben und damit ist die Argumentation wieder im Bereich der Lebenserfahrungen und des Alltags angesiedelt:

⁶ *Topos der systembedingten Differenz*: Weil sich bestimmte Stände/Institutionen sowohl von ihren Voraussetzungen (Ausstattung, Ressourcen etc.) als auch von ihren Pflichten (Abgaben, Steuern) von anderen Ständen unterscheiden, entstehen Belastungen zu Lasten des Dritten Standes und des Staates (durch entgangene Einnahmen).

- (4) Si aussi dans les siècles antérieures, la politique a fait accorder des privilèges aux villes, le principal fardeau des charges publique fut chaque fois rejeté sur les habitants de la campagne [...] [Verzy].

Als weitere Ursache werden sowohl in städtischen als auch in ländlichen Beschwerdeheften Akteure benannt, denen eine Mitschuld am Entstehen der Krise gegeben wird. In erster Linie stammen die Akteure aus der Sphäre des Abgaben- und Feudalsystems. Ihnen wird Gier („cupidité“, Villers-Marmery) vorgeworfen und sie werden häufig mit Schädlingsmetaphern wie in (5) stigmatisiert:

- (5) Les offices de jurés priseurs crient vengeance. Ceux qui les exercent sont autant de sangsues [...] Il presse de supprimer ces rongeurs [...] [Verzy].

Mit den Schädlingsmetaphern *sangsues* ‘Blutegel’ und *rongeurs* ‘Nagetiere’ wird ein *Schadenstopos*⁷ aufgerufen. Er versprachlicht eine Bewertung der Akteure als Bedrohung und Schaden für die Gesellschaft und fordert damit mehr oder weniger implizit deren Abschaffung.

Sowohl städtische als auch ländliche Beschwerdehefte ziehen zur Beschreibung der Konsequenzen, die aus der angespannten wirtschaftlichen Lage resultieren, einen *Belastungstopos*⁸ heran:

- (6) Défendre entièrement l'exportation des grains à l'étranger et en arrêter le commerce, ce qui cause la cherté et réduit le peuple dans une affreuse misère [libraires et imprimeurs].

In den ländlichen *cahiers* werden Einzelschicksale erzählt, die aus dem Alltag gegriffen sind („le pauvre vigneron“, Verzy). Sie transportieren den Appell zum Mitleid und fordern so (implizit) zur Änderung der geschilderten Situation auf. Wie bereits bei den Ursachen, die die Krise erklären, manifestiert sich auch bei den Folgen ein Gegensatz zwischen Zentrum und Peripherie, denn in den städtischen *cahiers* werden die Konsequenzen der Krise nicht an die eigene Lebenssituation geknüpft, sondern auf abstrahierterer Ebene auf die Gesellschaft bezogen ausgemalt.

Zur Überwindung der Krise werden in den *cahiers de doléances* zahlreiche Forderungen geäußert. Als dominant kristallisiert sich – sowohl in städtischen als auch in ländlichen Beschwerdeheften – die Senkung respektive Abschaf-

⁷ *Schadenstopos*: Weil bestimmte Ämter/Positionen/Strukturen per se der Gesellschaft schaden, sind diese abzuschaffen.

⁸ *Belastungstopos*: „Weil eine Person/eine Institution/ein Land mit bestimmten Problemen stark belastet oder überlastet ist – oder weil eine solche Belastung droht, sollten Handlungen ausgeführt werden, die diese Belastung vermindern bzw. verhindern“ (Wengeler 2003, 303).

fung feudaler Abgaben und Steuern heraus. Zur Begründung dieser Forderung nimmt der *Topos vom neuen Zeitalter* eine tragende Rolle ein:

„Weil sich ein bestimmtes politisches bzw. wirtschaftliches System in der Vergangenheit nicht bewährt hat bzw. weil es nicht mehr zu den Gegebenheiten der Gegenwart passt, muss es abgeschafft werden, um die Zukunft einer Gesellschaft zu sichern.“

Er lässt sich ableiten aus Äußerungen wie (7):

- (7) Supprimer tous les droits seigneuriaux, qui n'ont été établis que lorsque les seigneurs oppressaient leurs vassaux, et comme la violence ne peut être accueillie dans la circonstance actuelle, on demande que les corvées, champarts, [...] et autres de pareille nature, qui ne peuvent jamais être regardés comme consentis librement par les peuples [libraires et imprimeurs].

Auch eine Neuordnung der Pflichten der drei Stände wird in Betracht gezogen, die durch einen *Gleichheitstopos* ausgedrückt wird. Ihm liegt die Idee der Gerechtigkeit zugrunde:

- (8) Comme pour les besoins de l'Etat, il est indispensable de laisser subsister des impôts, ils demandent que les ordres du clergé et de la noblesse [...] soient tenus d'y contribuer au prorata de leur propriété avec le Tiers Etat [selliers, bourreliers et charrons].

Während die städtischen *cahiers* auf abstrahierter Ebene die Vorteile ihres Vorschlags auf den Staat projizieren, begründen die ländlichen *cahiers* die Folgen ihres Lösungsvorschlags häufig mit einem *Topos vom wirtschaftlichen Nutzen*⁹, den sie auf ihre eigene Lebenswelt reduzieren:

- (9) La suppression des Domaines et les reculemens des barrières jusqu'aux confins du royaume rendroient le commerce des vins et autres marchandises libre et florissant en le facilitant [Verzy].

Auch hier zeigt sich, dass im städtischen Zentrum ein stärkeres Bewusstsein für gesellschaftliche Belange und brisante Entwicklungen zum Ausdruck gebracht wird, das in der Peripherie nicht zur Diskussion gestellt wird.

4.2. Staat: König

In Bezug auf den *Staat* lässt sich feststellen, dass das Staatsoberhaupt als Adressat häufig direkt oder indirekt angesprochen wird. Nahezu einstimmig ist dabei in den *cahiers de doléances* von 1789 das Anknüpfen an traditionell überliefer-

⁹ *Topos vom wirtschaftlichen Nutzen*: „Weil eine Handlung unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten einen/keinen Nutzen bzw. Schaden erbringt, sollte sie ausgeführt/nicht ausgeführt werden“ (Wengeler 2003, 316).

te, deontisch aufgeladene Rollenbilder des Königs feststellbar. Charakteristisch sind Belege wie (10):

- (10) nous espérons que les élites de la Nation chargés des vœux de tout un peuple, éclairés de leurs propres lumières et échauffés des rayons de ce soleil (Louis Seize) qui brille sur la France, y trouveront dans les recoins les plus cachés, ce que notre petit esprit n'a pu dévoiler. Ce sont les vœux que nous formons pour la conservation des précieux jours de sa Majesté, pour la prospérité de son royaume, et pour la plus grande satisfaction de son digne et fidèle ministre, M. Necker, qui en est le soutien, et auquel nous souhaitons de longs et heureux jours [libraires et imprimeurs].

Dem unter Louis XIV amtierenden Finanzminister Necker wird in diversen *cahiers de doléances* eine hohe Popularität zuteil (cf. Grateau 2001, 78). Sie speiste sich aus seinen (finanz)politischen Vorschlägen, wie z. B. der Abschaffung der Steuerpachten und Einführung von Repräsentativorganen, die ihn „1789 zum letzten Rettungsanker der Monarchie“ (Hinrichs 2005, 241) stilisierten. Ähnliches lässt sich auch zum König feststellen. In den *cahiers* von 1789 wird Louis XVI. ebenfalls eine hohe Beliebtheit bescheinigt (cf. Grateau 2001, 78–80). Auch die Auswahl an Fahnenwörtern, die musterhaft mit ihm verbunden werden, ist nicht zufällig, sondern orientiert sich als Diskurstradition an überlieferten Rollenbildern. Bei einem Fahnenwort handelt es sich um einen deontisch positiv aufgeladenen Ausdruck, „der zu einer bestimmten Zeit besondere Aktualität gewinnt [...]. [Es] soll sowohl das Denken wie auch die Gefühle und das Verhalten von Menschen steuern“ (Niehr 2007, 496). Zentrale Fahnenwörter in städtischen und in ländlichen *cahiers* des Korpus sind *tranquilité* 'Ruhe' und *justice* 'Gerechtigkeit', die an die traditionelle Rolle des König als Beschützer seiner Untertanen und Garant für Gerechtigkeit appellieren:

- (11) [...] ils n'ont qu'à se féliciter avec tous les autres sujets du Roy de l'établissement des municipalités qui a rendu le calme et la tranquillité et la justice entre tous les sujets du royaume [Verzy].

In Bezug auf den König und den Staat ist in den *cahiers* die bevorstehende Revolution nicht ablesbar, vielmehr erfolgt eine Orientierung an der Diskurstradition der *captatio benevolentiae*.

5. Resümee und Ausblick

Auch wenn in städtischen und ländlichen Beschwerdeheften eine Orientierung an traditionellen Rollenbildern des Königs erfolgt, kann man von einem Gegensatz städtischer und ländlicher *cahiers* sprechen. Dieser zeigt sich vor allem in Bezug auf die Ursachen, die zur Erklärung der Krise angeführt werden. Es

kommt hinzu, dass in städtischen Beschwerdeheften abstrahierter argumentiert wird, indem die Vulnerabilität der Gesellschaft sowie die politische Ordnung thematisiert werden, während die hier untersuchten ländlichen *cahiers* häufig in ihrer ruralen Lebenswelt verhaftet bleiben.

Damit ist sowohl die Lesart der Beschwerdehefte als Zukunftsboten – im Bereich Wirtschaft – als auch als Testament – in Bezug auf den König – möglich. Damit sind „*cahiers de doléances* [...] eine wichtige Quelle für die Bedeutung gesellschaftlicher Aushandlung von Traditionen und Zukunftsentwürfen“ (Geifes 2013, 122).

Bibliografie

Primärliteratur

Cahier de doléances aus Villers-Marmery (1789); *Archives départementales de la Marne* (Reims), Signatur 17 B 119.

Cahier de doléances aus Verzy (1789); *Archives départementales de la Marne* (Reims), Signatur 17 B 119.

Cahier de doléances der libraires et imprimeurs aus Reims (1789); *Archives municipales et communautaires de Reims*, Signatur FA Carton 839.

Cahier de doléances der selliers, bourreliers et charrons aus Reims (1789); *Archives municipales et communautaires de Reims*, Signatur FA Carton 839.

Sekundärliteratur

Busse, Dietrich (1987): *Historische Semantik. Analyse eines Programms*, Stuttgart, Klett-Cotta [Sprache und Geschichte 13].

Chartier, Roger (1981): „Culture, lumières, doléances: Les cahiers de 1789“, in: *Revue d'histoire moderne et contemporaine* 28/1, 68–93.

Furet, François/Richet, Denis (1968): *Die Französische Revolution*, Frankfurt a. M., Fischer.

Geifes, Stephan (2013): *Das Duell in Frankreich 1789–1830. Zum Wandel von Diskurs und Praxis in Revolution, Kaiserreich und Restauration*, München, Oldenbourg.

Grateau, Philippe (2001): *Les cahiers de doléances. Une relecture culturelle*, Rennes, Presses universitaires de Rennes.

- Guilhaumou, Jacques (1989): *Sprache und Politik in der Französischen Revolution. Vom Ereignis zur Sprache des Volkes (1789 bis 1794)*, Frankfurt a. M., Suhrkamp [Edition Suhrkamp 519].
- Hermanns, Fritz (1995): „Sprachgeschichte als Mentalitätsgeschichte. Überlegungen zu Sinn und Gegenstand historischer Semantik“, in: Gardt, Andreas/Mattheier, Klaus J./Reichmann, Oskar (edd.): *Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. Gegenstände, Methoden, Theorien*, Tübingen, Niemeyer [Reihe Germanistische Linguistik 156], 69–101.
- Hinrichs, Ernst (2005): „Absolute Monarchie und Ancien Régime“, in: Hinrichs, Ernst (ed.): *Kleine Geschichte Frankreichs*, Bonn, Bundeszentrale für politische Bildung, 187–253.
- Issel-Dombert, Sandra (2014): „Kultur und Phraseologie aus romanistischer Perspektive. Formelhaftigkeit und Diskurstraditionen in französischen Klage- und Bittschriften“, in: Jesenšek, Vida/Dobrovol'skij, Dmitrij (edd.): *Phraseologie und Kultur*, Maribor [ZORA 96], Universität Maribor, 397–412.
- Isenmann, Eberhard (1996): „Gravamen“, in: Ueding, Gert (ed.): *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*, vol. 3 (Eup-Hör), Tübingen, Niemeyer, 1183–1188.
- Laurent, Gustave (1930): *Reims et la région rémoise à la veille de la Révolution: La convocation des États Généraux de 1789. Introduction aux Cahiers de Doléances au bailliage de Reims*, Reims, Imprimerie Matot-Braine [Collection de documents inédits sur l'histoire économique de la Révolution].
- Li, Rui (2016): *Wirtschaftskrisen in Deutschland und China. Eine linguistische Printmedienanalyse*, Berlin, de Gruyter [Sprache und Wissen 24].
- Niehr, Thomas (2007): „Schlagwort“, in: Ueding, Gert (ed.): *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*, vol. 8 (Rhet-St), Tübingen, Niemeyer, 496–502.
- Nubola, Cecilia/Würgler, Andreas (2005): „Einführung“, in: Nubola, Cecilia/Würgler, Andreas (edd.): *Bittschriften und Gravamina. Politik, Verwaltung und Justiz in Europa (14.–18. Jahrhundert)*, Berlin, Duncker & Humblot [Schriften des Italienisch-Deutschen Historischen Instituts in Trient 19], 7–16.
- Reichardt, Rolf/Schlieben-Lange, Brigitte (1989): „Die Französische Revolution als Revolution der Kommunikation und der Sprache“, in: Guilhaumou, Jacques (ed.): *Sprache und Politik in der Französischen Revolution. Vom Ereignis zur Sprache des Volkes (1789 bis 1794)*, Frankfurt a. M., Suhrkamp [Edition Suhrkamp 519], 9–19.

- Robin, Régine (1970): *La société française en 1789. Semur-en-Auxois*, Paris, Plon, [Civilisations et mentalités].
- Römer, David/Wengeler, Martin (2013): „Wirtschaftskrisen‘ begründen/mit ‚Wirtschaftskrisen‘ legitimieren. Ein diskurshistorischer Vergleich“, in: Wengeler, Martin/Ziem, Alexander (edd.): *Sprachliche Konstruktionen von Krisen: interdisziplinäre Perspektiven auf ein fortwährend aktuelles Phänomen*, Bremen, Hempen, 269–288.
- Sammler, Steffen (1997): *Bauern auf dem Weg in die Revolution. Die „cahiers de doléances“ von 1789 in der Normandie*, Leipzig, Leipziger Universitätsverlag.
- Shapiro, Gilbert (1998): „What were the grievances of France in 1789? The most common demands in the cahiers de doléances“, in: Shapiro, Gilbert/Markoff, John (edd.): *Revolutionary demands: A content analysis of the Cahiers de doléances of 1789*, Stanford, Stanford Univ. Press, 253–279.
- Shapiro, Gilbert/Markoff, John (1998): „The documents“, in: Shapiro, Gilbert/Markoff, John (edd.): *Revolutionary demands: A content analysis of the Cahiers de doléances of 1789*, Stanford, Stanford Univ. Press, 114–124.
- Tocqueville, Alexis de (1856): *L’Ancien régime et la Révolution*, Paris, Michel Lévy Frères Libraires Éditeurs.
- Weis, Eberhard (1968): „Geschichtliche Entwicklung Europas. Frankreich von 1661–1789“, in: Wagner, Fritz (ed.): *Handbuch der europäischen Geschichte*, vol. 4. Stuttgart, Klett-Cotta, 166–303.
- Wengeler, Martin (2000): „Argumentationsmuster im Bundestag. Ein diachroner Vergleich zweier Debatten zum Thema Asylrecht“, in: Burkhardt, Armin/Pape, Kornelia (edd.): *Sprache des deutschen Parlamentarismus. Studien zu 150 Jahren parlamentarischer Kommunikation*, Opladen, Westdeutscher Verlag, 221–240.
- Wengeler, Martin (2003): *Topos und Diskurs. Begründung einer argumentationsanalytischen Methode und ihre Anwendung auf den Migrationsdiskurs (1960–1985)*, Tübingen, Niemeyer [Reihe Germanistische Linguistik 244].
- Würgler, Andreas (2005): „Bitten und Begehren. Suppliken und Gravamina in der deutschsprachigen Frühneuzeitforschung“, in: Nubola, Cecilia/Würgler, Andreas (edd.): *Bittschriften und Gravamina. Politik, Verwaltung und Justiz in Europa (14.–18.Jahrhundert)*, Berlin, Duncker & Humblot [Schriften des Italienisch-Deutschen Historischen Instituts in Trient 19], 17–52.

Kerstin Kloster

De Montréal à Paris – voyage et imagination dans *Des nouvelles d'Édouard* de Michel Tremblay

Der Artikel untersucht am Beispiel von *Des nouvelles d'Édouard* (1984) des Quebecer Schriftstellers Michel Tremblay die Grenzverschiebungen zwischen Peripherie und Zentrum. Das stereotype Paris-Bild Édouards kollidiert mit der urbanen Realität und schließt ihn als Handelnden im Raum aus, sodass er sich in seinem Tagebuch in die Konstruktion einer Textstadt (in der Terminologie Andreas Mahlers) flüchtet. Das scheinbare kulturelle Zentrum Paris wird zu einem Raum der negativen Erfahrungen, sodass eine Grenzverschiebung stattfindet: Montréal wird zum (erneuten) Zentrum Édouards und Paris dient zur Konstruktion seiner Identität als *conteur*.

1. Introduction : *Des nouvelles d'Édouard* – vers un (re)déplacement géographique

Les *Chroniques du Plateau-Mont-Royal*¹ de Michel Tremblay se situent dans ce quartier populaire montréalais et plus précisément dans la rue Fabre où habite la famille d'Édouard, formant un microcosme de la société franco-canadienne des années 1940 à 1960. Selon Lise Gauvin, c'est par cette fresque romanesque que le roman québécois prend possession de la ville (cf. 2014, 18) et que l'espace urbain n'est plus perçu comme menaçant ou aliénant par les protagonistes. Cependant, *Des nouvelles d'Édouard*, quatrième volume des *Chroniques*, se démarque par un déplacement temporaire du lieu de l'intrigue de Montréal à Paris et marque ainsi une rupture conceptuelle mais aussi une ouverture spatiale dans l'œuvre tremblayenne.²

¹ Le cycle romanesque se compose de *La Grosse Femme d'à côté est enceinte* (GF, 1978), *Thérèse et Pierrette à l'école des Saints-Anges* (1980), *La Duchesse et le Roturier* (DR, 1982), *Des nouvelles d'Édouard* (NÉ, 1984), *Le Premier Quartier de la lune* (1989) et *Un objet de beauté* (1997). Nous nous référons à l'édition intégrale (2000) par les abréviations indiquées entre parenthèses.

² Cf. Samzun (2010, 121). Tandis que Montréal représente toujours le centre géographique ou l'endroit vers lequel les individus se (re)placent, nous assistons à une ouverture spatiale de son œuvre ultérieure, en particulier dans la série actuelle : *La Diaspora des Desrosiers*.

Afin de s'évader de l'étroitesse du milieu ouvrier, Édouard se construit une image idéalisée et rêvée de la France. Vu de Montréal, Paris prend une aura mythique et devient surface de projection de sa quête identitaire, ce qui déterminera sa décision d'aller à Paris. Construction quasi mythique, sa vision de Paris se heurte cependant à la réalité urbaine dont il fait l'expérience, ainsi qu'il ressort du journal intime d'Édouard. L'analyse de la construction littéraire de Paris comme « ville textuelle » (*Textstadt*), pour reprendre la terminologie d'Andreas Mahler (1999), permet dès lors de mettre à jour les mécanismes qui amènent Édouard à se réapproprier Montréal en tant que centre identitaire et culturel, notamment en se créant une identité de conteur.

2. Édouard : incarnation par excellence de la transgression

2.1. Cartographie urbaine de Montréal

Le déchirement intérieur d'Édouard conditionne sa quête identitaire et se reflète dans le titre même du troisième volume des *Chroniques*, *La Duchesse et le Roturier*, ainsi qu'à travers son déplacement géographique dans Montréal. Ainsi peut-on dresser une cartographie urbaine :³ le jour, vendeur de chaussures sur la rue Sainte-Catherine dans le quartier de commerce anglophone et la nuit, admirateur des vaudevilles populaires et travesti sur la *Main*, le boulevard Saint-Laurent, il transgresse non seulement des frontières spatiales mais aussi identitaires et genrées. Il en résulte que le boulevard Saint-Laurent, cette rue traversant Montréal verticalement du nord au sud et séparant ainsi symboliquement la ville en est et en ouest, sert de « lieu de démarcation » mais aussi de « lieu de franchissement », comme le souligne Simon Harel (1999, 26). Dans sa famille, avec qui il vit dans la promiscuité d'un appartement de la rue Fabre du Plateau-Mont-Royal, Édouard est forcé de jouer le rôle de l'oncle drôle et du benjamin féminisé de sa mère Victoire. Pour cela, les relations spatiales et le déplacement dans l'espace tripartite d'Édouard symbolisent son déchirement identitaire et les rôles multiples qu'il adopte selon l'endroit où il se trouve.

En outre, soulignons qu'Édouard témoigne d'un besoin primordial de s'enfuir dans la fantaisie et dans un monde imaginaire : « J'vends des suyers pis les bottines toute la journée, en anglais par-dessus le marché, ça fait que quand

³ Pour une étude détaillée du quartier du Plateau-Mont-Royal et la transgression entre l'espace privé et l'espace public dans l'ensemble des *Chroniques*, voir Chapman (2000, 122-149).

arrive le soir j'ai besoin de rêver ! » (DR, 469) Il transgresse dès lors non seulement des frontières topographiques et identitaires, mais aussi celle qui sépare la réalité vécue de l'illusion.

2.2. La littérature et l'imagination comme appui émotionnel

Comme sa belle-sœur, la Grosse Femme, c'est surtout par le biais de la littérature et des films qu'Édouard réussit à s'évader de la réalité ouvrière montréalaise conservatrice des années 1940. Édouard adopte le titre de « duchesse » comme pseudonyme artistique en référence au roman d'Honoré de Balzac, *La Duchesse de Langeais*.⁴ C'est aussi la lecture de ce roman qui détermine son choix de quitter Montréal après la mort de sa mère et de faire le voyage à Paris, qui symbolise pour lui « un but à atteindre » (NÉ, 624), et lui permet ainsi de s'approcher de ce que son imaginaire a construit comme un centre fantasmé.

Grand admirateur de la littérature française du XIX^e siècle, Édouard préfère les romans dont l'intrigue se déroule à Paris et qui contribuent à la création du mythe de la métropole. À l'instar de ses modèles littéraires, Lucien de Rubempré, personnage balzacien, et Gervaise Macquart, protagoniste zolienne, Édouard, qui cherche à s'imposer dans le monde des artistes, vivra Paris comme un espace hostile. Ainsi, la mention de ses romans de prédilection constitue une allusion proleptique à l'expérience négative qu'il fera dans la capitale française. Bien que ces exemples littéraires soient tous marqués par le motif récurrent de l'échec, l'aura mythique de Paris ne cesse de se manifester à travers les commentaires metaréflexifs de la Grosse Femme et d'Édouard qui servent à opposer la ville rêvée à Montréal et à sa littérature. Bien que lecteurs passionnés de l'œuvre de Gabrielle Roy, écrivaine franco-canadienne, la Grosse Femme tente d'expliquer à son mari pourquoi elle refuse de lire son roman urbain à succès, *Bonheur d'occasion* (1945), dont l'action se déroule à Saint-Henri :

« J'pense que c'te livre-là [...] m'aiderait pas. [...] Chus t'habituée à m'évader un peu partout dans le monde, surtout en France ! J'ai l'impression de connaître Paris par cœur, c'est pas mêlant ! Mais [...] retrouver Montréal, la pauvreté pis la guerre qui vient quasiment de finir [...] » (DR, 530).

Vu de Montréal, Paris se transforme en centre nostalgique par excellence par le moyen de la littérature.

⁴ Cette perspective intertextuelle est sujet de deux études de Cardinal (1995, 2010).

2.3. Le journal d'Édouard : vers l'imagination

Le voyage parisien d'Édouard est l'élément de transition entre *La Duchesse et le Roturier* et *Des nouvelles d'Édouard*. Ce dernier s'ouvre sur un prélude ayant pour sujet l'assassinat d'Édouard en août 1976. Dans son agonie, il se souvient de son voyage à Paris et aussi de son journal. Les trois passages intitulés « intercalaires » insérés dans le texte, qui représentent Hosanna lisant ce journal dont elle a hérité, servent d'encadrement narratif et font entendre la voix d'Édouard, au niveau intradiégétique et comme narrateur autodiégétique de son voyage initiatique. Ces épisodes intitulés « Schéhérazade » scandent la lecture et thématisent également le degré de vérité ou d'imagination des aventures vécues et les sentiments intimes d'Édouard. La référence intertextuelle explicite aux contes des *Mille et une Nuits* est aussi reprise par les protagonistes, notamment par Hosanna : « J'me sens comme Schéhérazade [...] Si j'lis pendant mille et une nuits, Cuirette, vas-tu me faire des bébés ? » (*NÉ*, 630).

L'incipit du roman même met déjà l'accent sur la transgression de l'imagination, en posant la question suivante, qui sert de leitmotiv au roman mais aussi à la création du rôle d'Édouard : « quoi ça sert de conter ta vie si t'en inventes pas des bouts ? » (*NÉ*, 605). L'écriture devient dès lors une quête personnelle protéiforme qui aboutit à la reconnaissance de soi en tant que conteur, entre réalité au deuxième degré et imagination.

À l'instar de Duchaine, nous proposons de lire ce journal offert à la Grosse Femme comme la poursuite du pacte narratif qui s'instaure dans *La Grosse Femme d'à côté est enceinte* (cf. 1994, 47–48) : enfermée dans le huis-clos familial par sa grossesse, elle prie Édouard de lui conter ses escapades nocturnes et ainsi de lui servir de « fenêtre » sur un autre monde que le sien, ce qui intensifie leur relation mutuelle et confidentielle. Dès qu'Édouard commence à écrire dans son cahier, il reprend en effet cette promesse : « Sur le papier, y'a pus de pudeur possible » (*NÉ*, 632). Ainsi insiste-t-il sur l'exhaustivité de son témoignage. Néanmoins, il sème le doute dans le récit de ses épisodes anecdotiques à bord du *Liberté* ainsi qu'en France, par exemple lorsqu'il faillit rater sa correspondance à la gare de Rouen : « Croyez-vous que tout ça est vraiment arrivé ? De toute façon, c'est pas grave, d'abord que je vous ai fait sourire [...] » (*NÉ*, 708). Comme nous le verrons par la suite, plus qu'un récit de ses expériences, Édouard présente une version de la réalité recomposée et déformée par le prisme de ses fantasmes nourris en particulier par l'héritage littéraire.

3. Les attentes idéalisées de Paris confrontées à la réalité urbaine

3.1. Paris comme surface de projection

Paris représente pour Édouard tout un amalgame d'attentes et d'espoirs qu'il n'arrive toutefois ni à nommer ni à préciser. Avant fuit l'étouffement qu'il éprouvait dans sa ville natale, Montréal (cf. *NÉ*, 733), il se tourne vers la « mère-patrie », la France, et avant tout vers Paris comme haut lieu de la culture et du 'savoir-vivre'. Comme le souligne Jacques Cardinal (1995, 2010), l'objectif de son voyage identitaire est une quête de féminité dans le but de rentrer à Montréal en tant que « femme du monde jusqu'au trognon » (*NÉ*, 733). Néanmoins, Édouard formule lui-même un doute sur ses mobiles :

« J'ai beau prétendre au titre de duchesse et rêver de revenir à Montréal plus snob, plus chiante, plus chic, plus désinvolte et plus insupportable que les Françaises elles-mêmes [...] c'est quand même le monde de Simenon que j'ai hâte de connaître » (*NÉ*, 650).

Si cette réflexion d'Édouard met en lumière son désir de se faire femme en imitant les Françaises, elle témoigne aussi de sa volonté d'entrer dans un univers littéraire et de guetter ses personnages fétiches de la littérature française.

Bien qu'il veuille se garder « la surprise » de Paris, Édouard a toutefois une image très précise et préconfigurée de la métropole ainsi que des Français. Ainsi, il s' imagine les Français d'après les images véhiculées par les films et les livres comme étant « sympathiques, ou cultivés, ou amusants. Râleurs, oui, mais avec une pointe d'humeur au coin des lèvres » (*NÉ*, 732). Il en résulte qu'Édouard compare constamment toute personne et tout monument qu'il aperçoit lors de son périple aux films qu'il a vus avec sa belle-sœur ou à travers des allusions aux passages tirés des romans dont ils ont discuté. Bien qu'étant conscient de sa naïveté, il essaie malgré tout de justifier sa vision idéalisée de Paris en comparant ses attentes à celles des Français arrivant au Canada français : « Les Français, quand y débarquent chez nous, cherchent bien des Indiens et Maria Chapdelaine, pourquoi je partirais pas, moi, à la recherche de Gervaise ou de Lucien de Rubempré ! » (*NÉ*, 650). Ainsi renverse-t-il le regard exotisant et la tentation de l'interprétation ethnographique, renvoyant de fait la lecture française de la littérature québécoise à ses limites tout en inscrivant ses propos dans la lignée de la relativité culturelle.

Par conséquent, les images idéalisées et les stéréotypes mêlés aux attentes d'Édouard forment un décor fixe de la ville de Paris qui se heurte à sa quête identitaire. Dès qu'Édouard arrive en France et surtout à Paris, ville de ses rêves,

il part à la recherche des signes sémiotiques confirmant ses attentes – à l’instar des Français qui partent en quête du monde de Maria Chapdelaine.

3.2. La traversée de l’Atlantique : dans l’attente

La quête identitaire d’Édouard se poursuit durant la traversée de l’Atlantique lorsqu’il se rend compte que sa cabine est située entre la première et la deuxième classe, de sorte qu’il se trouve d’emblée dans un entre-deux (cf. *NÉ*, 675). Édouard essaie de se faire passer pour un autre afin que l’Autre l’accepte dans son altérité. Il prétend alors qu’il est un acteur qui tournera un film en France et un écrivain franco-canadien. Il explique que les normes ne sont plus en vigueur sur le bateau, qui fonctionne très clairement comme une hétérotopie :⁵ « Tout est permis, sur un bateau. On est isolé pendant une semaine ; on peut être qui on veut » (*NÉ*, 644).

Dans le but de plaire aux Françaises et aux Canadiennes françaises qu’il cherche à convaincre qu’il est une des leurs et non un autre, il est prêt à renier son admiration pour le Théâtre National et donc pour ses idoles. Lorsque la princesse Clavet-Daudun se moque de la scène artistique montréalaise en disant que « [c]ette ville est un désert culturel ! » (*NÉ*, 675), Édouard se sent agressé au plus profond de son être, puisque : « attaquer ma ville, ça, je le prends ! Je l’ai sacrée là parce qu’elle était trop petite, c’est vrai, mais je veux qu’on la laisse intacte pour quand je vais revenir ! » (*NÉ*, 677). Il prend alors conscience de l’importance de la ville de Montréal pour sa construction identitaire et, de toute évidence, se réapproprie l’espace urbain.

Par ailleurs, Édouard change inconsciemment sa façon de parler lorsqu’il s’adresse à son « premier vrai [Français] » (*NÉ*, 642). C’est par son accent – bien qu’il essaie de le camoufler – qu’il est identifié en tant que Canadien français.⁶ Dans *Des nouvelles d’Édouard*, nous retrouvons de nombreux exemples qui témoignent de l’attitude moqueuse des Français vis-à-vis de l’accent québécois, se terminant en climax sur le commentaire hostile et xénophobe d’Albert Camus : « Je déteste l’accent canadien » (*NÉ*, 766). Édouard finit par se rendre compte de son altérité linguistique : « À partir de maintenant je dois accepter le fait que je suis en minorité, ici, et que c’est moi qui ai un accent » (*NÉ*, 704). Ainsi, le

⁵ Pour Michel Foucault, le navire constitue une « hétérotopie par excellence », ce « lieu sans lieu, qui vit par lui-même, qui est fermé sur soi et qui est livré en même temps à l’infini de la mer » (1982, 762).

⁶ Sur l’oralité marquée et l’utilisation du jocal, qui imprègne l’œuvre tremblayenne, voir par exemple Gauvin (2000) ou Prévost (1998).

sentiment d'exclusion que vit Édouard à Montréal est accentué par le fait qu'il est désigné et se perçoit comme faisant partie d'un groupe autre. Il en résulte qu'Édouard remet en question ses définitions du centre et de la périphérie.

3.3. Paris : entre la réalité urbaine et la vision d'Édouard

Pour illustrer la représentation littéraire de cette inversion du modèle centre-périphérie qui s'exprime en particulier dans la confrontation de la vision idéalisée de Paris avec la réalité urbaine que vit Édouard, nous aurons recours à la distinction établie par Andreas Mahler. D'après les réflexions de Roland Barthes dans « Sémiologie et urbanisme », « [l]a cité est un discours, et ce discours est véritablement un langage : la ville parle à ses habitants, nous parlons notre ville, en la parcourant, en la regardant » (1985, 265). Ainsi définit-il la ville comme un espace sémiotique, qui ne s'actualise que linguistiquement lorsqu'un individu comme « une sorte de lecteur » (id., 268) le traverse et le perçoit avec tous ses sens. Mahler développe cette prémisse dans sa typologie des textes (littéraires) en distinguant entre *Stadttexte* (textes de la ville) et *Textstädte* (villes textuelles).⁷ Les textes de la ville représentent tous les textes dans lesquels la ville est un thème majeur, soit par une récurrence référentielle, soit par une constitution sémantique (1999, 12). Il oppose à ce concept la notion de ville textuelle, qui se caractérise par la force de l'imagination et par le fait que « die jeweilige Stadt erst durch den Text hervorgebracht, hergestellt, produziert wird » (ibid.). Toutefois, selon lui, ces deux concepts de la typologie urbaine se conditionnent réciproquement, de sorte que « Stadttexte im Grunde immer nur Textstädte modellieren » (ibid.). Ce concept de Mahler est ici d'autant plus productif, que ce texte de Tremblay présente une dimension métatextuelle importante. Les réflexions d'Édouard, véritable mise en abîme, viennent doubler la réflexion littéraire : l'imaginaire inhérent au romanesque se reflète dans la construction imaginaire mise en scène dans la diégèse. En effet, Édouard oscille constamment entre ces deux versions de la ville de Paris, en cherchant une constitution urbaine référentielle, mais en finissant par s'enfuir dans une création littéraire de sa propre version de la ville textuelle à travers le récit de sa promenade à travers Paris.

Dès qu'Édouard arrive en France, il scrute l'horizon pour repérer ses images préfigurées mais quand il découvre Le Havre, il vit sa première désillusion et il est profondément choqué (cf. *NE*, 700). La réalité d'après-guerre ne correspond pas à ses attentes idéalisées. Il commence alors à douter : « Il me manquait l'assurance de trouver la France comme je l'avais imaginée » (*NE*, 701). Ce n'est

⁷ Notre traduction.

que lorsque ses clichés coïncident avec ce qu'il perçoit de l'espace urbain qu'il retrouve une certaine stabilité toutefois éphémère :

« Au coin du boulevard et du cours Chevalier de la Barre, j'ai entrevu ma première vraie vision de la France : un énorme café à la marquise bien rouge où une foule paisible sirotait un breuvage. Je me suis arrêté un instant pour bien regarder. C'est ça que j'étais venu chercher » (*NÉ*, 702).

On voit à quel point sa vision de Paris et des Parisiens est marquée par les films, les chansons et les romans dans le passage où il aperçoit « [sa] première Parisienne » agitant un torchon à sa fenêtre quand le train arrive à la gare (cf. *NÉ*, 709). Il s'attend à une Parisienne chic, à l'allure d'une vedette de cinéma ou de la chanson française et non à une femme issue du milieu ouvrier dont il est lui-même issu. Un autre exemple met en lumière l'importance des références prototypiques qu'évoque également Mahler (cf. 1999, 15) : arrivé dans son appartement dans la rue Doudeauville, Édouard regarde par la fenêtre et aperçoit au loin

« le campanile du Sacré-Cœur de Montmartre, longue aiguille blanche, presque obscène, se découpant avec une étonnante précision sur le bleu très franc du ciel. J'ai eu un coup au cœur et j'ai pleinement réalisé, peut-être pour la première fois, que j'étais à Paris » (*NÉ*, 725).

L'ensemble de ce qu'il voit le dépasse et il est incapable de saisir Paris qu'il personifie à travers ses exclamations : « Paris m'a sauté à la gorge. Paris ! enfin ! » (*NÉ*, 716) Toutefois, il n'a pas l'impression d'en faire partie, de pouvoir être un agent au milieu de cette ville qui lui semble hostile. Il est réduit au statut de spectateur :

« Une imagination d'irréalité m'a pris au beau milieu de la rue de Rome ; je me suis senti spectateur, tout d'un coup, comme au cinéma [...]. Ce n'est pas moi qui marchais, c'est le décor qui avançait tout seul » (*NÉ*, 717).

Tout au long de son séjour à Paris, qui ne dure que 36 heures, il raconte d'une manière très anecdotique des épisodes témoignant des différences culturelles entre Montréal et Paris dont nous ne citons que quelques exemples : habitué au système horaire sur 12 heures, Édouard perd la notion du temps lorsqu'il est confronté au système horaire sur 24 heures (cf. *NÉ*, 701) ce qui augmente sa désorientation. Par ailleurs, il ne se heurte pas seulement aux gens qui se moquent de son accent canadien mais aussi aux malentendus linguistiques, notamment quand il demande par exemple au garçon de lui « construire un menu » (*NÉ*, 738) et de lui apporter « la facture » (*NÉ*, 739). Ce qui le déconcerte profondément est l'absence de salle de bains dans son appartement et les toilettes communes dans le couloir (cf. *NÉ*, 723). Nous voyons donc que l'environnement

ne l'accueille pas et semble lui compliquer ou même lui refuser l'accès. Ceci est renforcé par ses contacts directs avec les Parisiens : la concierge le reçoit froidement et la rue en pleine grève des boulangers l'agresse (cf. *NÉ*, 730). Ainsi, il a l'impression de perdre ses dernières illusions et d'être « seul devant un monde dont [il] ne comprend [...] même pas les mécanismes les plus simples où tout [lui] apparaît hostile » (*NÉ*, 731). Ce sentiment d'exclusion et de rejet de la ville s'intensifie même par l'évocation des odeurs répugnantes, des coins sales, du bruit urbain et du trafic. À l'évidence, nous assistons là à la remise en cause de la représentation mythique de la « ville lumière » et de fait de la légitimité normative du prétendu centre parisien.⁸ Édouard finit par prendre la décision de rentrer à Montréal, puisque son voyage se transforme de plus en plus en fugue au lieu d'une quête :

« Je suis venu évoluer dans un décor sans penser que derrière ce décor les êtres humains continuent à fonctionner et font des choses qu'on ne retrouve jamais au cinéma ou dans les romans » (*NÉ*, 732).

En se rendant compte que ses attentes inspirées des œuvres fictives ne correspondent pas au décor réel de l'espace urbain et à ses habitants, Édouard assume son penchant vers l'imaginaire à travers le récit détaillé de sa promenade parisienne. Par conséquent, la construction chimérique et contée de Paris devient le point de mire de son séjour en France.

3.4. Métatextualité et (re)construction imaginaire de Paris

Après ses premières expériences à Paris, Édouard pressent qu'il ne réussira jamais à saisir la ville dans sa totalité. Sa promenade entamée à travers le Paris nocturne peut être lue comme une prise de possession de cette ville en tant que ville textuelle. À travers ce processus d'écriture entre réalité et imagination, Édouard réussit à se recréer une identité, notamment celle de conteur.⁹

Selon Mahler, trois procédés contribuent à la constitution d'une ville textuelle : l'isotopie de référence, l'isotopie de constitution sémantique ainsi que

⁸ Voir notamment à ce sujet les développements de Chapman (2000, 144), qui y voit une contestation de la relation entre colonisateur et colonisé ; et ceux de Ní Bhriain, qui y voit « un détronement symbolique de la France comme autorité culturelle » (2008, 191).

⁹ Au niveau extradiégétique, Hosanna insiste sur le fait qu'Édouard a réussi à se créer une identité du conteur à travers la semi-vérité de ses histoires anecdotiques racontées. Ainsi, elle finit par conclure que : « C'tait elle, la vraie Schéhérazade, Cuirette. Pis a'l'a duré trente ans. Onze mille et une nuits ! » (*NÉ*, 775).

la modélisation, qui conditionnent également la fonction intratextuelle. Premièrement, la fonction intratextuelle dépend de l'isotopie de référence : nous assistons à une dénomination explicite de la ville, Paris, ainsi qu'à une accumulation des références prototypiques partielles (cf. Mahler 1999, 24) comme Édouard énumère toutes les rues qu'il traverse lors de son escapade nocturne. Deuxièmement, l'isotopie de constitution sémantique s'avère importante. Dans son journal, Édouard dresse un portrait non de la ville globale mais des quartiers qu'il réussit à saisir à travers des références littéraires. Le troisième critère, notamment celui de la modélisation, dépend de la focalisation, qui, dans notre cas, correspond à une focalisation interne soulignée d'un côté par le genre du journal intime et de l'autre par l'emploi d'un narrateur autodiégétique.

Bien que, selon Mahler, il soit question d'un type fonctionnel extratextuel, nous proposons d'appliquer ce type à la construction imaginaire d'Édouard, puisque le journal d'Édouard se situe au niveau intradiégétique, mais revêt une importance majeure dans la construction identitaire d'Édouard au niveau extradiégétique. Pour reprendre les propos de Mahler, ces villes de l'imaginaire sont liées au « Konzept einer *imagination créatrice*, [das] an die Stelle einer vorgängig gedachten Stadt eine bewußt hergestellte Stadtkonstruktion zu setzen [beginnt]. Statt eines Abbildes entsteht ein textuell produziertes Bild der Stadt » (id., 33).

Selon Cardinal, « Édouard parcourt Paris comme on parcourt un roman ; en cela, il fuit dans un rêve éveillé pour se protéger d'un réel agressant » (2010, 118). Édouard décide d'aller au hasard et ainsi il traverse le 18^e, le 4^e, le 10^e, le 3^e, le 2^e et le 1^{er} arrondissements – de la rue Doudeauville, la rue Marx-Dormoy, le boulevard de la Chapelle jusqu'à la rue du Faubourg Saint-Denis. Tout au long de son chemin, il a l'impression de marcher dans un décor familier : « Tout ça me disait quelque chose. J'ai regardé autour de moi. Boulevard de la Chapelle [...] rue du Faubourg Saint-Denis [...] Si vous aviez été là, on aurait pu chercher ensemble [...] Un film ? Un livre ? » (*NÉ*, 743). Lorsqu'il reconnaît un bâtiment lié au monde artistique, une salle de spectacles ou un grand magasin comme La Samaritaine qu'il compare constamment aux équivalents montréalais, il doit se convaincre de la réalité et de la figurativité des endroits. Assis sur un banc sur le Pont-Neuf, il doit toucher la pierre pour s'assurer de sa présence dans ce décor imaginé :

« Encore une fois j'avais l'impression d'être le spectateur de ce qui m'arrivait parce que je n'avais jamais été préparé à en être l'acteur. [...]. J'avais été ému, plus tôt, en imaginant Maigret, je n'arrivais plus à l'être devant le vrai paysage de Paris s'illuminant dans la nuit naissante » (*NÉ*, 757).

Il fait ici allusion au fait qu'il a l'impression d'avoir aperçu Maigret près du Quai des Orfèvres. Ces visions des protagonistes des œuvres littéraires lui importent beaucoup plus que ses rencontres imaginées avec les intellectuels de l'époque, notamment Boris Vian qu'il faillit rencontrer au bar le Tabou et sa rencontre avec Simone de Beauvoir, Albert Camus et Jean-Paul Sartre discutant de la pièce *Les Bonnes* de Jean Genet au Café de Flore (cf. *NÉ*, 765–766). Lorsqu'il réussit à repérer son emplacement sur une carte géographique de la ville de Paris, il se rend compte qu'il se promène dans « un roman de Zola » : dès lors, il repart sur la piste de Gervaise :

« Je savais qu'elle [Gervaise] n'avait jamais existé et que tout ça, de toute façon, se passait au dix-neuvième siècle mais, [...] j'étais sûr de la trouver ! Les descriptions de Zola étaient tellement précises que je croyais reconnaître les vieilles maisons : la blanchisserie de la rue de la Goutte-d'Or, l'assommoir de la rue des Poissonniers, le lavoir où Gervaise et la grande Virginie s'étaient battues [...] » (*NÉ*, 770).

Ce n'est qu'à la fin de son périple parisien qu'Édouard s'achète une carte de Paris (cf. *NÉ*, 765). Lorsqu'il pose son verre de bière sur la carte, il retrouve par hasard son chemin parcouru et il a l'impression d'avoir fendu Paris en deux. Il se compare à un « vers qui s'introduit comme un intrus, un indésirable qu'on n'a pas invité et qui s'installe quand même chez vous comme si tout lui était dû » (*NÉ*, 766).

Or, Édouard finit par se rendre compte que malgré la beauté impressionnante de Paris, ses amis et sa famille lui manquent pour partager ses émotions et ses expériences avec eux : « J'ai besoin d'un public. [...] Pour m'expliquer à moi-même. [...] Et le seul public que je connais est à l'autre bout du monde » (*NÉ*, 772). Il profitera de ses expériences réelles et imaginaires afin de s'inventer un voyage fantastique et ainsi à s'inventer une personnalité de « beau conteur ». L'écriture a été importante pour se retrouver soi-même, mais dorénavant : « Ce n'est pas l'expérience qui compte, c'est le mensonge bien organisé. [...] À partir de maintenant, j'improvise à voix haute. Fini, l'écriture » (*NÉ*, 772–773). En fait, on pourrait dire que sa confrontation avec la réalité parisienne lui permet de conjurer la surpuissance de l'image littéraire véhiculée par le canon, et ainsi de laisser place à la création d'une image personnelle et donc, par définition, libérée des images tutélaires du centre symbolique.

4. Conclusion : la (ré)appropriation de l'espace culturel montréalais

Édouard en tant que transgresseur des frontières multiples dans *Les Chroniques* de Michel Tremblay projette sa quête identitaire sur l'espace urbain parisien.

C'est pourquoi il décide de voyager à Paris : de la périphérie présumée, Montréal, en Amérique du Nord à la capitale française, au centre de la France et de son univers imaginaire. Toutefois, ce voyage entraîne une transgression entre la perception de la réalité (urbaine) et l'imagination de sorte que Montréal se transformera en son centre identitaire et que Paris occupera désormais le statut de référence à travers ses contes. La fonction extratextuelle du déplacement géographique du lieu de l'intrigue de Montréal à Paris dans le journal d'Édouard s'inscrit dans l'orientation de la littérature québécoise d'ouvrir les frontières romanesques, comme le soulignent Clément Moisan et Renate Hildebrand (2001). Néanmoins, cette ouverture éphémère vers Paris par le journal intime ayant pour sujet le voyage en mai 1947, et ainsi avant la Révolution tranquille, marque également un moment décisif de l'avènement de la littérature québécoise : c'est à travers le langage et la culture populaire des théâtres des vaudevilles qu'Édouard réussit à ancrer et à affirmer son identité culturelle mais aussi sa quête identitaire individuelle. Ainsi arrive-t-il à se réappropriier Montréal en tant que centre identitaire et culturel : « [p]arce que Montréal m'appartient alors que Paris, jusqu'ici, n'était qu'un rêve décrit dans des dizaines de livres qui me faisaient rêver ? » (*NÉ*, 771). Ceci rejoint les propos de Lise Gauvin concernant la représentation et la signification de Montréal dans la littérature québécoise par rapport aux *Chroniques* de Michel Tremblay, qui, selon elle, annonce un nouveau paradigme de la « ville réappropriée » (2014, 18). Par conséquent, ce détournement fictif de la culture française et anecdotique vers une culture québécoise naissante illustre l'évolution de la littérature franco-canadienne vers la littérature québécoise. Si l'héritage français de la littérature québécoise est reconnu, notamment à travers les nombreuses allusions intertextuelles, nous sommes en présence d'un texte qui revendique une spécificité culturelle et littéraire.

Bibliographie

- Barthes, Roland (1985): „Sémiologie et urbanisme“, in: Barthes, Roland: *L'aventure sémiologique*, Paris, Seuil, 261–271.
- Cardinal, Jacques (2010): *Filiations. Folie, masque et rédemption dans l'œuvre de Michel Tremblay*, Montréal, Lévesque Éditeur.
- Cardinal, Jacques (1995): „L'épreuve de la France. Langue et féminité dans *Des Nouvelles d'Édouard* de Michel Tremblay“, in: *Études françaises* 31/1, 109–128.
- Černíková, Veronika (2009): „Des différentes facettes de la quête identitaire des écrivains fictifs tremblayens“, in: *Identity through Art, Thought and the*

- Imaginary in the Canadian Space – Art, pensée et imaginaire identitaire de l'espace canadien*, Brno, Masarykova univerzita, 145–150.
- Chapman, Rosemary (2000): *Siting the Quebec novel: the representation of space in Francophone writing in Quebec*, Oxford et al., Peter Lang.
- Duchaine, Richard (1994): *Écriture d'une naissance/naissance d'une écriture. La grosse femme d'à côté est enceinte de Michel Tremblay*, Québec, Nuit blanche Édition.
- Foucault, Michel (1984): „Des espaces autres“, in: Foucault, Michel: *Écrits et dits 1954–1988*, vol. 4, 1980–1988, Paris, Gallimard, 752–762.
- Gauvin, Lise (2014): „Comment peut-être montréalais?: écrire la ville“, in: Julien, Anne-Yvonne (ed.): *Littératures québécoise et acadienne contemporaines: au prisme de la ville*, Rennes, PUR, 13–34.
- Gauvin, Lise (2000): *Langagement. L'écrivain et la langue au Québec*, Montréal, Boréal.
- Harel, Simon (1999 [1989]): *Le voleur de parcours. Identité et cosmopolitisme dans la littérature québécoise contemporaine*, Montréal, XYZ Édition.
- Hémon, Louis (1990 [1916]): *Maria Chapdelaine. Récit du Canada français*, Montréal, Bibliothèque québécoise.
- Mahler, Andreas (1999): „Stadttexte – Textstädte. Formen und Funktionen diskursiver Stadtkonstitution“, in: Mahler, Andreas (ed.): *Stadt-Bilder. Allegorie. Mimesis. Imagination*, Heidelberg, Winter, 11–36.
- Moisan, Clément/Hildebrand, Renate (2001): *Ces étrangers du dedans. Une histoire de l'écriture migrante au Québec (1937–1997)*, Québec, Édition Nota bene.
- Ní Bhriain, Mairéad (2008): „La carnavalesque dans *Des Nouvelles d'Édouard* de Michel Tremblay: à la recherche d'une culture québécoise“, in: Ní Mhainín/Máire Áine (edd.): *Canada: Text and Territory*, Newcastle, Cambridge University Press, 189–202.
- Prévost, Geneviève (1998): „Des Québécois en France: six points de vue d'auteurs sur la variation linguistique“, in: *Revue québécoise de linguistique* 26/2, 81–94.
- Samzun, Marie-Béatrice (2010): „Le récit de voyage d'Édouard: enquête sur une rupture“, in: Arino, Marc/Piccione, Marie-Lyne (edd.): *En quête d'une littérature. Imaginaire et modernité. Mélanges offerts à Marie-Lyne Piccione*, Bordeaux, Presses Universitaires de Bordeaux, 121–129.
- Tremblay, Michel (2000): *Chroniques du Plateau-Mont-Royal*, Arles, Actes Sud.

Christian Koch

Zentrum und Peripherie der romanischen Silbe aus typologischer Sicht

Cet article aborde la typologie des structures syllabiques des langues romanes, modelées comme combinaisons de centres vocaliques et de périphéries consonantiques. Le développement de la prononciation des langues romanes y dégage deux processus d'économisation différents, nommés *typèmes* selon la typologie cosérienne. Ces processus seront illustrés dans plusieurs modèles montrant que certaines langues ont réduit les centres syllabiques en chargeant les périphéries tandis que d'autres ont simplifié l'articulation des consonnes et déchargé leur rôle phonologique en conservant des voyelles, voire en en ajoutant. Les particularités syllabiques du français et – à l'inverse – du roumain seront interprétées comme le passage d'un typème vers l'autre.

1. Einleitung

Was macht eine Silbe zu einer romanischen Silbe? Gibt es Merkmale, durch die sich die romanische Silbe gegenüber den Silbenstrukturen anderer Sprachfamilien auszeichnet? Bei diesen Fragen könnte einem in den Sinn kommen, dass etwa slawische Sprachen komplexere Silbenstrukturen, sino-tibetische Idiome hingegen nur einfachere Formen der Silbe kennen. Es geht hier jedoch nicht so sehr um die Abgrenzung von nicht-romanischen Sprachen, als vielmehr darum, zu betrachten, was die Sprachfamilie von Portugiesisch bis Rumänisch eint. Es geht also darum, das Charakteristische und im Weiteren das Typologische an der romanischen Silbe festzustellen, das für alle Sprachen und Dialekte gleichermaßen gilt.

Die im Folgenden unternommenen Betrachtungen stellen einen überarbeiteten und erweiterten Auszug aus meiner Staatsexamensarbeit (Koch 2010) dar, in der das Französische auf Grundlage des *code phonique* typologisch beschrieben und dafür argumentiert worden ist, dass sich diese Sprache – entgegen gelegentlicher Behauptungen – auch lautlich innerhalb der Gesetzmäßigkeiten des romanischen Sprachtypus bewegt.

Es erfolgt zunächst eine kurze Einführung in die typologischen Grundlagen, auf denen aufbauend eine Reihe von Denkmodellen zu intra- wie intersyllabischen Strukturen präsentiert und deren Potenzial für das – nicht ganz leicht erringbare – Verständnis des romanischen Sprachtypus diskutiert werden.

2. Typologische Grundlagen

2.1. Coserius integrale Typologie

Coseriu bemängelt in seinem Aufsatz *Der Sinn der Sprachtypologie* die Gleichsetzung von Typologie und Sprachcharakterisierung sowie die Gleichsetzung der Typologie mit der Klassifikation von Sprachen. Das Problem der Charakterisierung sei, dass sie die Sprache zunächst rein äußerlich in Bezug auf ihre *Architektur* betrachte, während sie erst typologisch werde, „wenn sie die Strukturebene des Sprachtypus als solche betrifft“ (1988a, 162). Die Klassifikation gehe hingegen über den empirischen Vergleich nicht hinaus und erkenne keine innersprachlichen Zusammenhänge (cf. id., 163). Coserius eigene sog. *integrale Sprachtypologie* zielt darauf ab, den Typus von Sprachen bzw. Sprachgruppen zu beschreiben. Der Typus ist eine „höhere Funktionseinheit der verschiedenen Verfahren des Systems“ (Coseriu 1988c, 208), also das „Invariante im Variablen“ (Raible 1989, VIII). Folglich steht der Typus in der Reihe von System, Norm und Rede noch eine Ebene höher als das System und beinhaltet die Prinzipien, auf denen das System basiert (cf. Jacob 2003, 142). Dabei ist die Gestalt des Typus einer Sprache nicht ohne weiteres aus der Kenntnis einer Sprache erkennbar: „Der Sprachtypus ist ein *Forschungsfeld* und nicht etwa ein einfaches Faktum, das auf einmal als solches wahrgenommen werden könnte“ (Coseriu 1988a, 169, Hervorhebung im Original).

Ziel der Typologie Coserius ist eine holistische, also nicht partiell bleibende Betrachtung, die dadurch möglich wird, dass zwischen kopräsenten Merkmalen eine „*notion de corrélation*“ (Bossong 2001, 721) festgestellt wird: „Die unterschiedliche Behandlung verschiedener Teile des Systems kann [...] eine typologische Kohärenz widerspiegeln“ (Coseriu 1988b, 181).

Zur Erkenntnis von Korrelationen bzw. Kohärenzen genügt häufig nicht der synchrone Blick auf den Ist-Zustand des sprachlichen Systems. Vielmehr muss in diachroner Perspektive das Werden dieser Strukturen berücksichtigt werden, da es durch die Prinzipien eines panchron einwirkenden Typus zustande kommt (cf. Jacob 2003, 143). Besonders interessant ist in diesem Zusammenhang die Beschreibung eines gemeinsamen romanischen Typus, bei dem die verschiedenen romanischen Sprachen nach Ausprägungsgrad diverser Merkmale in verschiedene Entwicklungsstufen¹ geordnet werden (cf. etwa Coseriu 1988c).

¹ Selbstverständlich ist der Begriff der Entwicklung hier nicht wertend zu verstehen, also frei von „evolutionären bzw. völkerpsychologischen Implikationen“ (Jacob 2003, 139).

2.2. Phonologie als *disciplina non grata* der Typologie

Die Phonologie spielt in der typologischen Betrachtung von Sprachen eine untergeordnete Rolle. Einerseits kann man mit Albrecht sagen: „Der erste und leichteste Zugang zu einer völlig fremden Sprache führt über das Lautliche“ (1970, 11), da diverse lautliche Eigenschaften von Sprachen auch ganz ohne grammatisches und semantisches Wissen erkannt werden. So stellt Ternes (1985, 552) ein phonologisches System des romanischen Sprachtypus auf, in das nur Merkmale aufgenommen werden, die übereinzelsprachlich breit vertreten sind. Dabei fällt das Französische als exzentrisch auf, da es im Gegensatz zu den meisten anderen romanischen Sprachen gerundete Vorderzungenvokale sowie Nasalvokale besitzt.² Im Vergleich der romanischen Sprachen steht das Französische dem Portugiesischen am nächsten (cf. Müller 1971, 253), was neben einigen Konsonanten wie /ʃ/ und /ʒ/ vor allem auf die Nasalvokale zurückzuführen ist, wobei deren Phonemstatus im Portugiesischen jedoch diskutabel ist.

Andererseits stellt sich bei der Behandlung phonologischer Merkmale in einem typologischen Kontext die Frage nach dem Nutzen dieses Unterfangens, da im Sinne der *double articulation* nach Martinet Phonologie und Morphosyntax zwei verschiedene Ebenen darstellen, bei denen von der Struktur der einen kein Rückschluss auf die Struktur der anderen gezogen werden kann, sodass die phonologische Ebene letztlich eine geringe Aussagekraft für die typologische Einordnung der Gesamtsprache zu haben scheint. So stellt z. B. Iliescu (1969, 119) fest, dass sich in einem Vergleich von 48 Merkmalen der Verbalmorphologie die als phonologisch ähnlichen Sprachen Französisch und Portugiesisch nur zu 46 % gleichen und somit in dieser Hinsicht besonders weit voneinander entfernt sind. Entsprechend bezeichnet sie die morphologische Typologie als das „*chapitre plus important pour la caractérisation d'une langue et pour l'établissement de ses rapports avec les idiomes apparentés que la phonétique, la phonologie et la syntaxe*“ (id., 114). Seiler sagt zur morphologischen Typologie: „We have now reached ‘the bottom level’ and would at this point certainly not go into phonology“ (1987, 16).

Es gibt jedoch auch Fürsprecher der Berücksichtigung von Phonologie im Rahmen einer nicht-partiellen typologischen Betrachtung. So gibt es Kritik an der Abhängigkeit von den Schriftr Traditionen der Einzelsprachen in der Green-

² Weitere Sprachen mit gerundeten Vorderzungenvokalen sind Okzitanisch (nur /y/) und Bündnerromanisch. Außerdem kommen sie in norditalienischen Dialekten vor. Nasalvokale gibt es neben dem Emilianischen und dem Frankoprovenzalischen vor allem im Portugiesischen.

berg-Typologie (cf. Ineichen 1979, 89) und Haarmann (1976, 58–59) bemängelt an Skaličkas Typologie die Vernachlässigung lautlicher Strukturen, etwa wenn die französische Konjugation als vollständig endungsmarkiert bezeichnet wird. Diese Kritik richtet sich in erster Linie dagegen, dass die Erkenntnisse auf der Gestalt des *code graphique* basieren und mögliche lautliche Eigenschaften einer Sprache verzerren. Die Fürsprache für die Integration von phonologischen Fragestellungen kann aber für die Typologie noch fundamentaler sein, und zwar dann, wenn man – anders als Martinet – annimmt, dass lautliche Strukturen einer Sprache in Korrelation zu grammatischen Strukturen stehen.

Um derartige Korrelationshypothesen überprüfen zu können, muss die phonologische Typologie jedoch über den Vergleich von Phoneminventaren hinausgehen. Interessante Analysen ergeben sich besonders im suprasegmentalen Bereich, etwa in der Silbenstruktur und in der Prosodie, denn sowohl die Beschreibung dominanter syllabischer als auch prosodischer Strukturen im typologischen Vergleich ermöglichen Rückschlüsse auf divergierende Präferenzen von Einzelsprachen und die Auswirkungen solcher Präferenzen auf lexikalische und morphosyntaktische Strukturen. In dieser Weise könnte man lautliche Präferenzen von Sprachen als einen Teil des Sprachtypus ansehen, indem sie Prinzipien determinieren, nach denen sich das Sprachsystem entwickelt.

3. Zentrum und Peripherie der Silbe³

Zentrum und Peripherie gehören nicht zu den gängigen Termini für die Beschreibung der Silbenstruktur:

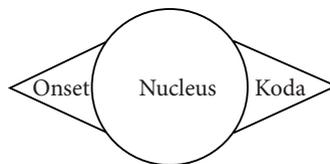


Abb. 1: Silbenstruktur

³ Bei dieser Bezeichnung sollte man an das Modell von Zentrum und Peripherie der Silbe von Matthias Heinz denken, wo – sehr verknappt ausgedrückt – Silbenstrukturen nach Grad der Häufigkeit in zentrale und periphere Bereiche sortiert werden: CCCV → (CCV (CVC (CV) V, VC) VCC) ← VCCC, hier am Beispiel des Spanischen (2014, 101). Die hier erfolgte Modellierung geht etwas anders vor, lässt sich jedoch durch die Ergebnisse aus Heinz' Habilitationsschrift zu „Tendenzen des Silbentypsensystems der Romania“ (2011, 206–215) durchweg bestätigen.

Dennoch liegt eine Beschreibung des Silbenkerns (bzw. Nucleus) als Zentrum der Silbe nah, da er den obligatorischen Bestandteil darstellt, während Silbenkopf (bzw. Onset) und Silbenkoda schwächere und durchaus sehr unterschiedliche Positionen in der Peripherie einnehmen. Zentrum und Peripherie beschreiben so die universelle Silbenstruktur eines im Romanischen (fast) immer vokalischen Kerns als Zentrum und zweier sich gegenüberliegender Peripherien, die konsonantisch gefüllt oder als leere Nullperipherien auftreten können. In welcher Weise die Silbenperipherien in den verschiedenen romanischen Sprachen gefüllt werden können und was passiert, wenn mehrere Silben aufeinandertreffen und so die Peripherien ineinandergreifen, wird im Folgenden aus typologischer Perspektive beschrieben.

4. Romanische Silbenstrukturpräferenzen

4.1. Intrasyllabische Strukturpräferenzen

Trotz gemeinsamer Genese begegnen uns heute in der Romania ganz verschiedene syllabische Strukturen. Interessant ist es nun, zu erkennen, nach welchen Prinzipien die voneinander divergierenden Lautwandel stattgefunden haben. Allem Lautwandel gemein ist die „Schrumpfung“ (Lüdtke 1989, 4) des lautlichen Materials, die im Sinne der Sprachökonomisierung „meliorativ“ (Restle/Vennemann 2001, 1313) ist, das heißt sprachliche Zeichen werden zu einer weniger aufwändigen Artikulation vereinfacht. Diese Vereinfachung kann tendenziell in zwei Richtungen gehen; die eine ist die silbenharmonisierende Richtung:

- (1) lat. RESPECTU(M) > it. *rispetto*, sard. *respetu*, port. *respeito*, sp. *respeto*.

Der lateinische Nexus [kt] wird durch den Wegfall des Plosivs [k] vereinfacht und dadurch die erste der beiden Silben geöffnet.⁴ In die andere, die silbentilgende Richtung gehen etwa das Katalanische und das Altfranzösische:

- (2) lat. PORTU(M) > kat. *port*, afrz. *port* [ˈpɔrt].

Hier wird das lateinische Flexionsmorphem der o-Deklination getilgt. Ähnliches passiert beim auslautenden -e der konsonantischen Deklination:

- (3) lat. GENTE(M) > kat./surs. *gent* vs. it./sp./port. *gente*.

⁴ Im Italienischen könnte man aufgrund der Geminierung von einer geschlossenen Silbe -*pet*- sprechen, allerdings erfolgt der explosive Teil von [t] erst im Silbenkopf der Folgesilbe -*to* (cf. zur Silbengrenze bei Geminierung Hess 1975, 251).

Die Apokopierung von Deklinationseendungen kann als ein Ökonomisierungsverfahren der Flexionsmarkierung angesehen werden, die in der o- und a-Deklination weitgehend mit der Genusverteilung zusammenfällt. So wäre das Lateinische als übermarkiert zu betrachten und einige romanische Sprachen⁵ hätten sich so entwickelt, dass das Maskulinum unmarkiert wurde, das Femininum jedoch weitestgehend durch die Endung der a-Deklination weiterhin markiert blieb.

Vergleicht man die Sprachen der Welt, so entdeckt man eine allgemeine Präferenz für offene Silben mit kompaktem Silbenkopf:

„Jede Sprache, die so komplexe Strukturen wie CCCVCCCC zulässt, kennt auch die einfacheren Strukturen CV, CCV etc. Dagegen gibt es eine Reihe von Sprachen, die nur die einfacheren Silbenstrukturen ermöglichen“ (Meisenburg/Selig 2004, 127).

Sprachen, die nur offene Silbenstrukturen besitzen, sind z. B. Hawaiianisch oder Guaraní. In der Romania ist das Italienische die Sprache, die am meisten zu offenen Silben bzw. zu der sog. Idealsilbe CV (cf. Restle/Vennemann 2001, 1314) neigt. Schließlich fixierten sich dort – und noch ausgeprägter im Sardischen – paragogische Vokale, welche zwar der Ökonomisierung der Artikulationsmenge entgegenstehen, dafür aber dem Artikulationskomfort dienen:

(4) lat. *SUN*(τ) > it. *son*_o, sard. *sun* ['sunu].

Die Apokope führt dagegen zu einem höheren Anteil an geschlossenen Silben und ist daher im Italienischen nur in wenigen Fällen als sog. *troncamento vocalico* möglich.⁶ Die konträren Silbenpräferenzen werden vor allem im Sprachkontakt zwischen Kastilisch und Katalanisch deutlich, wenn Kastilisch-Sprecher das Katalanische als *castellano troncado* bzw. *castellà truncat* bezeichnen. Im Französischen hat sich nach der Tendenz zur Apokopierung eine starke Tendenz zur Öffnung von Silben bzw. zur Entlastung der Silbenkoda entwickelt. Eine Korpusanalyse von Hess (1975, 258–275) ergibt, dass Französisch zu 77,6% offene Silben besitzt. Im Italienischen sind erstaunlicherweise nur 68,3% aller Silben offen, obwohl hier geminierte Konsonanten nicht in der Silbenkoda gezählt worden sind.⁷ Katalanisch und Okzitanisch haben dagegen mit 63,3% und 63,6% deutlich weniger offene Silben als das Französische.

⁵ Nach der Klassifikation von Lausberg (cf. Müller 1971, 242) könnte man diese Sprachen (Französisch, Katalanisch, Okzitanisch, Frankoprovenzalisch, Rätoromanisch, Gallo-Italienisch) als nordwestromanische Sprachen bezeichnen.

⁶ Frequent sind allerdings *troncamenti* mit Wegfall von Konsonanten: z. B. *realità* < *realitate* (standardsprachlich lexikalisiert), *signò* < *signore* (regional).

⁷ Diese Form der Zählung ist problematisch (cf. Hurch/Tonelli 1984).

Die Möglichkeit zur Öffnung von Silben im Französischen kann teilweise durch die Herausbildung eines überaus reichen Vokalphoneminventars begründet werden. Die insgesamt 16 Vokalphoneme des Französischen kompensieren in gewisser Weise den Wegfall phonologisch distinktiver Finalkonsonanten, sodass die Anzahl an missverständlichen Homophonien begrenzt bleibt. Lausberg (1976, 167–168) stellt im romanischen Sprachvergleich eine Korrelationshypothese zwischen Phonemreichtum und Wortkürze auf:

- (5) frz. *mûr* vs. it. *maturo*.

Entsprechend ist in den anderen nordwestromanischen Sprachen, die weniger reich an Vokalen sind, die Silbenöffnung weniger ausgeprägt, wie in der folgenden Tabelle gezeigt werden soll:

Französisch		Katalanisch		Friaulisch		Etymon
[mi]	<i>mie</i>	[ˈmikə]	<i>mica</i>	[ˈmige]	<i>mighe</i>	< MICA(M)
	mi-	[ˈmit̪]	<i>mig</i>	[ˈmjɛt̪]	<i>mieç</i>	< MEDIU(M)
[me]	<i>mes</i>	[m u s] / [məs]	<i>mos/mas</i> ⁸	[ˈmjei̯] / [ˈmeːs]	(i) <i>miei</i> / (lis) <i>mês</i>	< MEOS/ MEAS
[ma]	<i>ma</i>	[mə]	<i>ma</i>	[mɛ]	(la) <i>mê</i>	< MEA
[mo]	<i>mot</i>	[ˈmot]	<i>mot</i>	[ˈmɔt]	<i>mot</i>	< MUTTU(M)
[mu]	<i>mou</i>	[ˈmɔʎ]	<i>moll</i>	[ˈmɔl]	<i>mol</i>	< MOLLE(M)
	<i>moût</i>	[ˈmɔst]	<i>most</i>	[ˈmɔst]	<i>most</i>	< MUSTU(M)

Tab. 1: Silbenstrukturen im Sprachvergleich

Während im Französischen in der Regel „el límite posible de la reducción“ (Gargallo Gil 1993, 106) erreicht ist, nutzen die anderen nordwestromanischen Sprachen die Distinktion durch teilweise erhaltene Finalkonsonanten. Das Friaulische besitzt außerdem – als einzige romanische Sprache – eine funktional starke phonologische Differenzierung von Vokalquantitäten. Allen diesen Sprachen gemein ist aber die Tendenz zum Monosyllabismus bei Substantiven und konjugierten Verbformen, der in Sprachen wie Italienisch und Sardisch eher selten vorkommt.

⁸ Die Possessivbegleiter *mon*, *ma*, *mos* und *mas* werden nur noch fakultativ bei Familienbezeichnungen benutzt. Ansonsten sind im modernen Katalanisch die vom Artikel begleiteten Formen *el meu*, *la meva*, *els meus* und *les meves* üblich.

4.2. Typologisierung der romanischen Silbenstrukturpräferenzen

Aus den unterschiedlichen Silbenstrukturen innerhalb der Romania lassen sich zwei divergierende Präferenzen ableiten, die als Lösung des metatypemischen Prinzips der artikulatorischen Ökonomisierung dienen. Die beiden beschriebenen Ökonomisierungsverfahren können zusammenfassend in zwei Typeme mit konträren Eigenschaften gegliedert werden:

Typem 1	Typem 2
– silbentilgend	– silbenharmonisierend
– Erhalt etym. Konsonantenstruktur	– Erhalt etym. Vokalstruktur
– Vokalapokope	– Konsonantenapokope
– Belastung der Silbenkoda	– Entlastung der Silbenkoda, ggf. durch Paragoge
– Tendenz zum Monosyllabismus	– Erhalt des Polysyllabismus
– Ökonomisierung durch Silbenreduktion	– Ökonomisierung durch artikulatorische Vereinfachung

Tab. 2: Typeme der Silbenstrukturpräferenz zum Metatypem Ökonomisierung

Situiert man die romanischen Sprachen in diesen beiden Typemen unter Berücksichtigung des diachronen Wandels, ergibt sich grob etwa folgendes Bild. Eine äußere Stellung – also beim Typem 1 weit links und beim Typem 2 weit rechts – entspricht eher dem Prototyp, während zentralere Positionen eher Mischformen bzw. Entwicklungstendenzen darstellen:

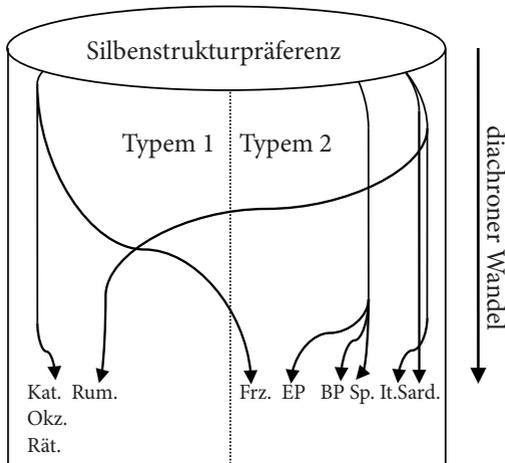


Abb. 2: Silbenstrukturpräferenzen in der Romania

Diese Abbildung stellt einen Vorschlag dar, wie die Silbenstrukturpräferenzen klassifiziert werden könnten, ohne hier im Einzelnen die Situation Sprache für Sprache zu präzisieren. Um jedoch eine Grobvorstellung der Prinzipien dieses Situierungsvorschlags zu geben, seien einige ausgewählte Einzelbeobachtungen genannt:

Der weite Bogen des Französischen über die Typengrenze hinweg signalisiert den Wandel der Silbenstrukturpräferenz vom Alt- zum Neuf Französischen; über eine frühe gemeinsame Entwicklung der Silbenstruktur in der Nordwestromania entlastet das Französische viel stärker die Silbenkoda als die Nachbarsprachen.

Katalanisch, Okzitanisch sowie die Rätorumania (ggf. auch das Gallo-Italienische) entsprechen am ehesten dem Typem 1 der silbentilgenden Sprachen. Sie zeigen jedoch auch leichte Tendenzen zur Entlastung der Silbenkoda, etwa bei wortfinalelem -n oder -r und besonders bei zwei Konsonanten in der Silbenkoda, weshalb ihr Pfeil leicht nach rechts weist:

- (6) kat./surs. *dent* – [ˈdɛn].

Italienisch und Rumänisch haben einerseits eine gemeinsame Entwicklung im Wegfall des *s* im Plural und bei Personalendungen. Im Rumänischen ist die Ersatzmarkierung durch *i* jedoch nicht mehr vokalisches, sondern führt zur Palatalisierung vorangehender Konsonanten, ist also silbentilgend und Silbenkoda-belastend (Typem 1), was sich auch im übrigen Wortschatz widerspiegelt. Ob jedoch das Rumänische sprachgeschichtlich eine ähnliche Transition wie das Französische durchgemacht und den Silbenstrukturpräferenztyp gewechselt hat oder genuin Typem-1-präferent war, müsste genauer untersucht werden. Im modernen Rumänisch divergieren Orthoepik und tatsächliche Artikulation bisweilen so weit, dass man wiederum von einigen Typem-2-Präferenzen sprechen kann, so spricht man vor allem die Zahlen häufig stark vereinfacht:

- (7) rum. 88 *optprezeci și opt* – [ˈɔptsprezeʃiʃi, ɔpt] > [ˈɔp(t)ze, ʃɔpt].

Italienisch entspricht im Wesentlichen dem Typem 2, es gibt aber leichte Tendenzen in die andere Richtung wie beim genannten *troncamento* oder die Beibehaltung geschlossener Silben bei Lehnwörtern, an denen das moderne Italienisch besonders reich ist, das heißt der Verzicht auf paragogische Vokale, die die Konsonantenartikulation vereinfachen würden.

Anders ist hier das *Sardische*, in dem die metaphonische Paragoge zu einem grundlegenden phonologischen Prozess gehört, der im Schriftbild unbemerkt bleibt (nach Mensching³2004, 19):

- (8) sard. *Cando benit?* – [ˈkandɔ ˈβeniti].

Zusammen mit der Vereinfachung der Konsonantengruppen (Bsp. 3) ist Sardisch entsprechend ein prototypisches Beispiel für das Typem 2.

Spanisch und Portugiesisch entsprechen in mancherlei Hinsicht dem Typem 2 in der Bewahrung finaler Vokale. Andererseits haben beide Sprachen eine große Menge an geschlossenen Silben, bei denen jedoch im Spanischen in vielen Varietäten eine Tendenz zur Silbenöffnung besteht:

(9a) sp. *edad* – [e' ðað] > [e' ða^h]/[e' ða]

(9b) sp. *los palos* – [los 'palos] > [lo^s 'palo^s]/[loh 'paloh]/[lo 'palo].

Ähnlich verhalten sich viele brasilianische Varietäten. Das europäische Portugiesisch (eingeschränkt auch das brasilianische) neigt zur ausgeprägten Vokalreduktion, weshalb es dem Typem 1 nahekommt:

(10) port. *gente* – [ʒê^t] vs. bras. [ʒê^{t̃}].

4.3. Sigmaphobie in der Romania

Ergänzend zu den hier dargestellten Silbenstrukturpräferenzen soll an einen Ansatz von Geckeler erinnert werden. In einem Streifzug durch die Romania bezeichnet Geckeler den vielfältigen Schwund des silbenfinalen -s mit dem Ausdruck der Sigmaphobie – alternativ auch „Antisigmatismus“ (1976, 265). Die Untersuchung an der Entwicklung dieses einzelnen Lauts zeigt, dass es Parallelen und Unterschiede zu den oben beschriebenen Silbenstrukturpräferenzen gibt. Dies soll zunächst in einem analog zu Abb. 2 gestalteten Schema verdeutlicht werden, wobei links die am wenigsten sigmaphoben, rechts die am ausgeprägtesten sigmaphoben Sprachen stehen:

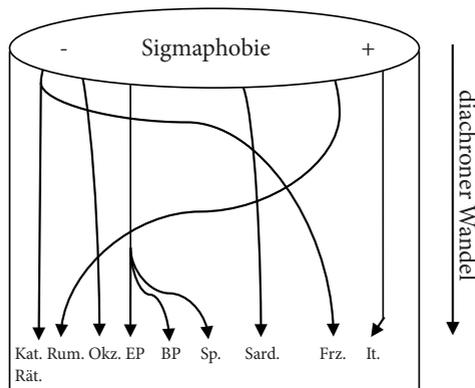


Abb. 3: Sigmaphobie in der Romania

Analog zu von Wartburgs Teilung der Romania in eine West- und eine Osthälfte sind die ostromanischen Sprachen Italienisch und Rumänisch genuin sigmaphob, was sich an Plural- und Konjugationsendungen widerspiegelt. Während jedoch Italienisch außer in einigen Lehnwörtern wie *ananas* oder *autobus* kein wortfinales -s besitzt, zeigt modernes Rumänisch keine Anzeichen einer Sigmaphobie, was sich z. B. in der Endung vieler Partizipien zeigt:

(11) rum. *dus, mers, spus*.

In der Nordwestromania ist die Sigmaphobie in den lautlichen Pluralmarkierungen einiger okzitanischer Dialekte (cf. id. 276) und ausgeprägt im Französischen feststellbar. Im Surselvischen existieren sogar noch Relikte eines *casus rectus*, der im Französischen und Okzitanischen schon im späten Mittelalter aufgegeben wurde (nach Liver 2010, 135):

(12) surs. *il castgaun ei buns* 'der Mensch ist gut'.

Zum europäischen Portugiesisch und zum Sardischen könnte man sagen, dass sie – um in der Metaphorik der Sigmaphobie zu bleiben – konsequente Wege gefunden haben, um dem silbenfinalen -s zu entkommen: Portugiesisch durch Palatalisierung zu [ʃ] und Sardisch durch die oben beschriebenen paragogischen Vokale und andere Assimilationsprozesse (s. u. Abb. 4, Typ 2).

4.4. Wenn die Peripherien aufeinandertreffen: Intersyllabische und interlexikalische Artikulation

Blickt man über die Struktur der Einzelsilben hinweg auf die Koartikulation von Silben, so lassen sich weitere Parallelitäten und Unterschiede zwischen verschiedenen Sprachen feststellen. Beim Aufeinandertreffen von Silben existiert in vielen Sprachen eine Disfavorisierung von Vokalhiaten (cf. Restle/Venne-mann 2001, 1318), also von der getrennten Aussprache benachbart liegender vokalischer Zentren ohne dazwischenliegende Peripherien. Treffen zwischen lexikalischen Einheiten Vokale aufeinander, gibt es verschiedene Strategien, diese zu artikulieren. In den meisten romanischen Sprachen ist die Synalöphe üblich, also die artikulatorische Verschleifung von Vokalen, bis hin zu pentaphthongartigen Vokalgebilden wie im folgenden Satz (nach Navarro Tomás 2004, 72):

(13) sp. *envidio a Eusebio* – [ēm'biðjo_a_eu'seβjo].

Komplementär dazu steht die Elision von Vokalen, die i. d. R. auf einige grammatikalisierte Lexeme beschränkt ist, im Falle des Französischen auf offensilbige Artikel, Pronomen, Konjunktionen, Präpositionen und die Negationspartikel *ne*. Elisionen dieser Art, die im Schriftbild durch Apostroph oder (im Rumä-

nischen) durch Bindestrich gekennzeichnet sind, existieren in allen modernen romanischen Sprachen außer Spanisch, Galicisch und Portugiesisch, wobei es auch dort grammatikalisierte Kontraktionen wie sp. *al* oder port. *à* gibt, die auf Vokalelision zurückgehen.

Ein Sonderfall des Französischen bei der Hiatvermeidung ist die *liaison*. Durch die Reartikulation verstummter Laute wird wortübergreifend die Idealsilbenstruktur CV erreicht:

- (14) fr. *les enfants* – [le + ã.fã] → [le.zã.fã]
CV + V.CV → CV.CV.CV.

Strukturalistisch kann man hier von phonologischen Allomorphen (/le/ und /lez/) sprechen (cf. Hunnius 1993, 281), die in komplementärer Distribution in Relation zu den sich anschließenden Syntagmen stehen. Eine Reartikulation verstummter Laute in der Koartikulation ist in den anderen romanischen Sprachen kaum existent, etwa bei der katalanischen Präposition *amb*, wo die Artikulation des /b/ die Folgesilbe stärker hervorhebt:

- (15) kat. *amb ell* – [am + 'eʎ] → [am.'beʎ]
VC + VC → VC.CVC.

Weniger selten, und trotzdem der französischen *liaison* nicht unähnlich, sind die über Morphem- und Wortgrenzen hinweggehende Silbenstrukturierungen wie etwa – und dort besonders ausgeprägt – im (europäischen) Portugiesisch:

- (16) port. *os olhos* – [uʃ + 'o.ʎuʃ] → [u.'zo.ʎuʃ]
VC+ V.CVC → V.CV.CVC.

Hier wird die Silbenkoda im Sinne der Typem-2-Präferenz zum Kopf der Folgesilbe, allerdings würde diese Silbenkoda, anders als im Französischen, auch artikuliert werden, wenn sie nicht zum Silbenkopf transformiert werden kann:

- (17) port. *os pais* – [uʃ'paiʃ], bzw. mit Aphärese ['ʃpaiʃ].

Diese in Anlehnung an die Sanskrit-Grammatik als Sandhi-Phänomene bezeichneten Merkmale der Koartikulation können als eine konsequente Ausführung der Silbenstrukturpräferenzen interpretiert werden.

Zusammenfassend seien die verschiedenen Arten des Zusammentreffens von Silben in folgendem Modell von neun Typen verdeutlicht, das den Ansatz von Zentrum und Peripherie der Silbenstruktur aufgreift:

<p>1. ohne Assimilation</p>  <p>sp. <i>en la</i></p>	<p>2. mit Assimilation</p>  <p>sard. <i>in sa [is:a]</i></p>	<p>3. leere Koda</p>  <p>sp. <i>a ca -sa</i></p>
<p>4. <i>radoppiamento fonosintattico</i></p>  <p>it. <i>a [k] ca -sa</i></p>	<p>5. leerer Kopf</p>  <p>sp. <i>los o- tros</i></p>	<p>6. <i>liaison/Sandhi</i></p>  <p>port. <i>os ou- tros</i></p>
<p>7. Hiatt</p>  <p>frz. <i>la haine</i></p>	<p>8. Elision</p>  <p>frz. <i>l' art</i></p>	<p>9. Synalöphe</p>  <p>sp. <i>mi a -mor</i></p>

Abb. 4: Typen des Aufeinandertreffens von Silben⁹

5. Fazit

Aus den Ausführungen über die Silbenstrukturpräferenzen ist festzuhalten, dass Französisch und Rumänisch einen grundlegenden Wandel zwischen den beiden postulierten Typemen erfahren haben, der parallel zum Sprachwandel insgesamt die relative typologische Ferne dieser beiden Sprachen zum proto-romanischen Vulgärlatein kennzeichnet. Außerdem kann die Annäherung des europäischen Portugiesisch an das Typem 1 zusammen mit den Beobachtungen über die *liaison* als Ansatzpunkt für eine mögliche weiterreichende typologische Annäherung der Sprachen Französisch und Portugiesisch angenommen werden. Hier sei an die Hypothese eines westlich-atlantischen Sprachbunds gemeinsam mit dem Irischen von Wehr (2001) erinnert, wo interessante Korrelationen zwischen Silbenstrukturen und Syntax aufgezeigt werden.

Für den Versuch, den romanischen Sprachtypus genauer zu ergründen, stellt dieser silbenphonologische Ansatz den Versuch eines *bottom-up*-Beginns dar. Man müsste nun mit der Prosodie, dann mit Morphologie und Syntax fortfahren. Aber schon durch diese ersten Einblicke sind Typeme als Leitprinzipien erkennbar, aus denen ein vertieftes Verständnis über die Gestalt der romanischen Sprachen entspringen kann.

⁹ Der Typ 5 ist diskutabel. Im Spanischen spricht man gelegentlich von *encadenamiento silábico*, bei dem – wie in Typ 6 – die Koda den leeren Kopf füllt. Dies ist jedoch im Spanischen eher ein partielles, und weniger ein universelles Phänomen.

Bibliografie

- Albrecht, Jörn (1970): *Le français – langue abstraite?* Tübingen, Narr.
- Bosson, Georg (2001): „Typologie linguistique“, in: Holtus, Günter/Metzeltin, Michael/Schmitt, Christian (edd.): *Lexikon der Romanistischen Linguistik*, Tübingen, Niemeyer, vol. I, 2, 718–730.
- Coseriu, Eugenio (1988a): „Der Sinn der Sprachtypologie“, in: Albrecht, Jörn/Thun, Harald/Lüdtke, Jens (edd.): *Energieia und Ergon. Sprachliche Variation – Sprachgeschichte – Sprachtypologie*, vol. I: *Schriften von Eugenio Coseriu (1965–1987)*, Tübingen, Narr, 161–172.
- Coseriu, Eugenio (1988b): „Synchronie, Diachronie und Typologie“, in: Albrecht, Jörn/Thun, Harald/Lüdtke, Jens (edd.): *Energieia und Ergon. Sprachliche Variation – Sprachgeschichte – Sprachtypologie*, vol. I: *Schriften von Eugenio Coseriu (1965–1987)*, Tübingen, Narr, 173–184.
- Coseriu, Eugenio (1988c): „Der romanische Sprachtypus. Versuch einer neuen Typologisierung der romanischen Sprachen“, in: Albrecht, Jörn/Thun, Harald/Lüdtke, Jens (edd.): *Energieia und Ergon. Sprachliche Variation – Sprachgeschichte – Sprachtypologie*, vol. I: *Schriften von Eugenio Coseriu (1965–1987)*, Tübingen, Narr, 207–224.
- Gargallo Gil, José Enrique (1993): „Erosión fonética e implicaciones fonológicas: el caso del francés en su contexto románico“, in: Hilty, Georg (ed.): *Actes du XX^e Congrès International de Linguistique et Philologie Romanes*, Tübingen, Francke, 103–112.
- Geckeler, Horst (1976): „Sigmaphobie in der Romania? Versuch einer funktionellen Bestimmung“, in: *Zeitschrift für Romanische Philologie* 92/3/4, 265–291.
- Haarmann, Harald (1976): *Grundzüge der Sprachtypologie. Methodik, Empirie und Systematik der Sprachen Europas*, Stuttgart, Kohlhammer.
- Heinz, Matthias (2011): *Zentrum und Peripherie in romanischen Silbentypsystemen*. Universität Tübingen: Habilitationsschrift [Veröffentlichung in Vorbereitung].
- Heinz, Matthias (2014): „Syllable complexity in the diachrony of Romance languages: A center vs. periphery view and the syllable vs. word paradigm“, in: Caro Reina, Javier/Szczepaniak, Renata (edd.): *Syllable and Word Languages*, Berlin, de Gruyter, 87–111.
- Hess, Zita (1975): *Typologischer Vergleich der romanischen Sprachen auf phonologischer Basis*, Frankfurt a. M., Peter Lang.

- Hunnius, Klaus (1993): „*Grammaire phonique* und Schulgrammatik: Die *liaison*“, in: Schmitt, Christian (ed.): *Grammatikographie der romanischen Sprachen*, Bonn, Romanistischer Verlag, 280–291.
- Hurch, Bernhard, Tonelli, Livia (1984): „/‘matto/ oder /‘mat:o/? Jedenfalls [,mat:o]. Zur Konsonantenlänge im Italienischen“, in: *Studi italiani di linguistica teorica ed applicata* 2, 395–409.
- Iliescu, Maria (1969): „Ressemblances et dissemblances entre les langues romanes du point de vue de la morphosyntaxe verbale“, in: *Revue de Linguistique Romane* 33, 113–132.
- Ineichen, Gustav (1979): *Allgemeine Sprachtypologie. Ansätze und Methoden*, Darmstadt, WBG.
- Jacob, Daniel (2003): „Prinzipien der Typologie und der sprachinternen Klassifikation der romanischen Sprachen“, in: Ernst, Gerhard/Wiegand, Herbert Ernst/Ungeheuer, Gerold (edd.): *Romanische Sprachgeschichte*, Berlin, de Gruyter, vol. 1, 137–155.
- Koch, Christian (2010): *Eine typologische Beschreibung des français phonique*. Universität Kiel: Staatsexamensarbeit [unveröffentlicht].
- Lausberg, Heinrich (1976): *Lingüística románica*, vol. 1, Madrid, Gredos.
- Liver, Ricarda (²2010): *Rätoromanisch. Eine Einführung in das Bündnerromanische*, Tübingen, Narr.
- Lüdtke, Helmut (1989): „Prämissen für die Darstellung der romanischen Sprachgeschichte“, in: Raible, Wolfgang (ed.): *Romanistik, Sprachtypologie und Universalienforschung*, Tübingen, Narr, 1–11.
- Meisenburg, Trudel/Selig, Maria (2004), *Phonetik und Phonologie des Französischen*, Stuttgart, Klett.
- Mensching, Guido (³2004): *Einführung in die sardische Sprache*, Bonn, Romanistischer Verlag.
- Müller, Bodo (1971): „Die typologische Klassifikation der romanischen Sprachen. Methode und Entwurf“, in: Bausch, Karl-Richard/Gauger, Hans-Martin (edd.): *Interlinguistica. Sprachvergleich und Übersetzung. Festschrift zum 60. Geburtstag von Mario Wandruszka*, Tübingen, Niemeyer, 242–253.
- Navarro Tomás, Tomás (²⁸2004): *Manual de pronunciación española*, Madrid, CSIC.
- Raible, Wolfgang (1989): „Romanistik, Sprachtypologie und Universalienforschung. Plädoyer für eine integrale Romanistik“, in: Raible,

- Wolfgang (ed.): *Romanistik, Sprachtypologie und Universalienforschung*, Tübingen, Narr, VII–XXX.
- Restle, David/Vennemann, Theo (2001): „Silbenstruktur“, in: Haspelmath, Martin et al. (edd.): *Sprachtypologie und sprachliche Universalien*, vol. 2, Berlin, de Gruyter, 1310–1336.
- Seiler, Hansjakob (1987): „Language Typology in the UNITYP Model“, in: *akup* 65, 1–20.
- Ternes, Elmar (1985): „Typologie des langues romanes du point de vue phonétique et phonologique“, in: *Actes du XVII^e Congrès International de Linguistique et Philologie Romanes*, vol. 2, Aix-en-Provence, Université de Provence, 541–554.
- Wehr, Barbara (2001): „Ein westlich-atlantischer Sprachbund: Irisch, Französisch, Portugiesisch“, in: Eichner, Heiner et al. (edd.): *Fremd und eigen. Untersuchungen zu Grammatik und Wortschatz des Uralischen und Indogermanischen. In memoriam Hartmut Katz*, Wien, Praesens, 253–278.

Melina Riegel

Zentrum und Peripherie in lateinamerikanischen Fußballerzählungen: Eduardo Sacheris „Esperándolo a Tito“ (2000) und Eduardo Galeanos *El fútbol a sol y sombra* (1995, 2015)

Más recientemente el tema del fútbol, que frecuentemente se considera un tema *periférico*, ha sido objeto de estudio por algunos críticos. La importancia cultural del fútbol en Latinoamérica se manifiesta en la gran variedad de textos que narran diversas historias futboleras, entre ellos *Esperándolo a Tito y otros cuentos de fútbol* (2000) de Eduardo Sacheri y *El fútbol a sol y sombra* (1995, 2015) de Eduardo Galeano. En estos dos cuentos que vamos a examinar a continuación, se encuentran diversas reflexiones acerca de las nociones centro y periferia, p.ej. cuando se denuncia un cierto *eurocentrismo* histórico o actual de los campeonatos mundiales. Mostrando la centralidad del deporte quizás más popular del mundo y su vinculación con otras áreas de la vida social, los textos borran fronteras convencionales y abren nuevos espacios de diálogo entre disciplinas, literatos y crítica literaria.

1. Fußball, oder: Zur Zentralität des Peripheren

“Hay quienes sostienen que el fútbol no tiene nada que ver con la vida del hombre, con sus cosas más esenciales. Desconozco cuánto sabe esa gente de la vida. Pero de algo estoy seguro: no saben nada de fútbol” (Sacheri 2000, o. S.).

Diese Sätze, die Eduardo Sacheris *Esperándolo a Tito y otros cuentos de fútbol* (2000) vorangestellt sind, können als Infragestellung überkommener Zentrum-Peripherie-Konstellationen gedeutet werden, sind sie doch als Replik auf die oft geäußerte Behauptung zu verstehen, Fußball – als sportliches Spiel und Freizeitaktivität – habe nichts mit den „wirklich wichtigen Dingen im Leben“ zu tun. Die zugrundeliegende Opposition von Zentrum und Peripherie, die hier evoziert wird, kann als Produkt dualistischen Denkens verstanden werden, indem der Zentrumsbegriff semantisch als das Wesentliche, Entscheidende, Maßgebliche bestimmt wird und das Nicht-Zentrale, oder Peripherie, als den Bereich erscheinen lässt, der durch die Abwesenheit solcher Attribute gekennzeichnet ist. Wird der Fußball in diesem Sinne dem *Zentralen*, dem *Leben* gegenübergestellt, wird er gewissermaßen in die gesellschaftliche Peripherie relegiert, und, wie

es einer antonymischen Ausdeutung der Begriffe *Zentrum* und *Peripherie* entspricht, seine gesellschaftliche Bedeutsamkeit in Abrede gestellt. Gerade dieser (unterschätzenden?) Bewertung des Fußballs wirkt der argentinische Autor, ein bekennender Fußballliebhaber, Künstler und Intellektueller, entgegen, indem er zu Beginn seines Textes mit feiner Ironie die Lebensweisheit derjenigen, die den Fußball als unwesentlich erachten, in Zweifel zieht und sie – nicht zuletzt mit seinen dem Fußball gewidmeten Erzählungen – als des Fußballs Unkundige entlarvt.

Das Potenzial des Fußballs im Hinblick auf seine gesellschaftliche Wirksamkeit scheint zunehmend erkannt und insbesondere als literarisches Thema erprobt zu werden, sodass der oftmals und in mehrfacher Hinsicht als peripher rubrizierte *Publikumssport Nr. 1* allmählich ins Zentrum des Interesses rückt.¹ Wenn der Politikwissenschaftler Wolfgang Muno in seinem Beitrag „Fußball und Politik in Lateinamerika“ den Fußball emphatisch „eine der großen kulturellen Institutionen der Menschheit“ (Muno 2007, 6) nennt und Ottmar Ette im Sport nicht nur eine schöne Freizeitbeschäftigung, sondern vielmehr ein „fenómeno central en el desarrollo cultural de la modernidad“² (Ette 2007, 120) erkennt, zeigt sich, dass mittlerweile verschiedene wissenschaftliche Disziplinen dem Fußball eine zentrale kulturelle Bedeutung beimessen. Diese manifestiert sich nicht zuletzt in den zahlreichen Erzählungen über den Fußball – zu nennen wären hier für den lateinamerikanischen Raum etwa *Puro fútbol* (2000) des Argentiniers Roberto Fontanarrosa oder die von seinem Landsmann, dem ehemaligen Profispieler Jorge Valdano herausgegebenen Sammelwerke *Cuentos de Fútbol* (1995) und *Cuentos de fútbol II* (1998), die Texte renommierter Schriftsteller verschiedener Nationalitäten, darunter Mario Benedetti (Uruguay), An-

¹ Zum Potenzial der Sportliteratur in Lateinamerika, cf. (Wood 2007). Das Verhältnis von Fußball und Politik, das in den letzten Jahrzehnten in der Forschung zum Sport besondere Berücksichtigung gefunden hat, beleuchten z.B. die Beiträge in *Fußball. Macht. Politik. Interdisziplinäre Perspektiven auf Fußball und Gesellschaft* (Bens/Kleinfeld/Noack 2014).

² Ette bezieht sich hier auf den kulturellen Stellenwert des Fußballs im Allgemeinen und legt einen weiten bzw. diversen Modernitätsbegriff zugrunde: „Y esta última no es una, la modernidad de cuño europeo, sino que incluye un sinnúmero de modernidades divergentes, que se han venido cultivando en todo el mundo en el contexto de la tercera fase de la globalización acelerada“ (2007, 120).

tonio Skármeta (Chile), Osvaldo Soriano (Argentinien), Julio Ramón Ribeyro (Peru) und Augusto Roa Bastos (Paraguay), zusammenführen.³

Werden im Folgenden zwei Beispiele der lateinamerikanischen *Sportliteratur*⁴ fokussiert, so richtet sich der Blick mit dem Fußball auf einen literarischen Gegenstand, der als eng mit Fragen nach Zentrum und Peripherie verbunden gelten kann. Welche Perspektivierungen des Begriffspaars in Eduardo Sacheris *Esperándolo a Tito y otros cuentos de fútbol* (2000) und Eduardo Galeanos *El fútbol a sol y sombra* ([1995] 2015) eine Rolle spielen, welche Implikationen sie möglicherweise haben und inwiefern die Texte das polare Konzept auf seine Möglichkeiten befragen, soll im Folgenden untersucht werden.

2. Blicke aus der Peripherie: Fußball und Ideale in Sacheris „Esperándolo a Tito“

Der Fußball steht im Zentrum von Eduardo Sacheris Erzählungen ebenso wie im Leben ihrer Protagonisten. So ist in dem titelgebenden und vielleicht bekanntesten Text der Sammlung, dem aus homodiegetischer Perspektive erzählten *cuento* „Esperándolo a Tito“,⁵ das Duell zwischen zwei Amateurmanschaften benachbarter Stadtteile ein bedeutendes Ereignis mit Tradition: „El clásico se jugaba todos los años, para mediados de octubre, un año en cada barrio. Lo hacíamos desde pibes, desde los diez años“ (Sacheri 2000, 12). Der Wettkampf, der in Anspielung auf das berühmte Stadtderby der bonaerensischen Vereine *Boca Juniors*

³ Für Mexiko wäre darüber hinaus das chronistische Züge tragende *Dios es redondo* (Villoro 2006) zu nennen. Auch wenn in Bezug auf den Fußball von einer polyzentrischen Disposition auszugehen ist, scheint auffällig, dass, wollte man die literarische Produktivität als binäre Zentrum-Peripherie-Relation darstellen, sich das (geographische) Zentrum der Fußballliteratur wahrscheinlich in Lateinamerika befände, cf. Meneses (1999).

⁴ Auf den Gattungsbegriff der *Sportliteratur* wäre gesondert einzugehen. Zu den Bezügen zwischen Fußball und Literatur, cf. Gebauer (2006), zum Fußball als literarischer Gegenstand, cf. Ette (2007). Die gattungspoetische Auffächerung einer angenommenen Fußballliteratur nimmt (Sánchez 2007) in den Blick.

⁵ Sánchez sieht im homodiegetischen Erzähler interner Fokalisierung die für die Sportliteratur charakteristische Erzählinstanz (2007, 138).

vs. *River Plate* wahrscheinlich nicht zufällig mit *el clásico*⁶ apostrophiert wird und als dessen Mikroversion mit Amateurspielern gelten mag, erscheint als *jour fixe* im Jahreskalender sowie als Kräfteressen, das den Schulterschluss der Mannschaft und den aufopfernden Einsatz ihrer Mitglieder erfordert:

“El sábado a las nueve llegaron todos juntos en el camión de Gonzalito. El único que se retrasó un poco fue Alberto, el arquero, que como la mujer estaba empezando el trabajo del parto esa mañana, se demoró entre que la llevó a la clínica y pudo convencerla de que se quedara con la vieja de ella” (id, 14s.).

Dadurch, dass dem Fußballspiel mehr Wert beigemessen wird als der Geburt des eigenen Nachwuchses, inszeniert Sacheri mit einer dem Zynismus immanenten Ernsthaftigkeit die Fußballbesessenheit der Protagonisten, akzentuiert aber vor allem den zentralen Stellenwert des Sports in ihren Leben. Der Fußball ist institutionalisierter Austragungsort von innerstädtischen Rivalitäten und gleichzeitig Raum kameradschaftlichen Zusammenhalts. Letzterer ist es auch, der in „Esperándolo a Tito“ auf die Probe gestellt wird: Um der Schmach einer zehnten Niederlage in Folge zu entgehen, bitten die Spieler einer der beiden Amateurmansschaften ihren ehemaligen Jugendmannschaftskameraden Tito, der es zum Profispieler in einem europäischen Verein gebracht hat, um seine Unterstützung bei dem alljährlichen Duell:

“Primero [Tito] se mató de la risa de que le saliera con semejante cosa, pero, cuando le di las cifras finales de la estadística actualizada, se puso serio: 22 jugados, 10 ganados, 3 empatados, 9 perdidos. La conclusión era evidente: uno más y el colapso, la vergüenza, el oprobio sin límite de que los muertos esos nos empataran la estadística. Me dijo que lo llamara en tres días. Cuando volvimos a hablar [Tito] me dijo que bueno, que no había problema, que le iba a decir a su vieja que fingiera un ataque al corazón para que lo dejaran venir desde Europa rapidito. Después ultimé los detalles con doña Hilda. Quedamos en hacerlo de canuto, por supuesto, porque si se enteraban allá de que venía a la Argentina, en plena temporada, para un desafío de barrio, se armaba la podrida” (id., 13s.).

Die Zusage Titos, die eigentlich einen Vertragsbruch mit der eigenen Turniermannschaft und eine (Not)lüge der Mutter in Form eines vorgetäuschten Herzinfarktes voraussetzt, scheint beinahe eine Selbstverständlichkeit. Vor allem aber wohnt der nonchalanten Komik, die sich aus der kolloquial-idiomatischen

⁶ Das Duell wird auch als *Superclásico del fútbol argentino* betitelt. *El clásico* bezeichnet allgemeiner berühmte Derbys gegnerischer Mannschaften, unter denen die Spiele *Boca Juniors vs. River Plate* in Bezug auf Argentinien, *Club América vs. Deportivo Guadalajara* für Mexiko und *Barcelona SC vs. CS Emelec* für Ecuador sowie das *derbi español* zwischen *Real Madrid* und dem *FC Barcelona* im spanischsprachigen Raum die bekanntesten sein dürften.

Sprache in Verbindung mit der unbekümmerten Waghalsigkeit der Protagonisten angesichts ihres illusionären Plans ergibt, ein subversives Moment inne: Indem Tito, wenn nicht seine Karriere, so zumindest seinen Ruf für ein Amateurduell zweier Stadtteilmannschaften riskiert, entzieht er sich den Machtstrukturen der europäischen Profifußballszene, auf deren Spieler hier mit „[los de] allá“ eher despektierlich Bezug genommen wird. Europa als undifferenzierte Gesamtheit, die durch Sacheris *cuento*-Sammlung hindurch immer wieder als ökonomisch privilegiert erscheint, ist auch hier Zentrum des professionalisierten Fußballs, das seine besten Spieler aus der Peripherie bezieht. In den Texten wird eine Zentrum-Peripherie-Konstellation aufgerufen, die sowohl im Hinblick auf die angenommene Zentralität Europas und den peripheren Status Lateinamerikas als auch aufgrund des ökonomischen Selektionskriteriums als stereotypische gelten kann. Bemerkenswert ist jedoch vor allem, dass jene Konstellation in „Esperándolo a Tito“ partiell dekonstruiert wird: Ist es in der Erzählung die Übermacht des europäischen Profivereins, welche die Anreise Titos bis zur letzten Sekunde gefährdet, so kann das Zustandekommen des Turniers auch als Schlag der Peripherie gegen das Zentrum gelesen werden. Freundschaft und Heimatverbundenheit wiegen mehr als ökonomische Machtverhältnisse und lassen die Peripherie momentan als Zentrum erscheinen, wenn der europäische Profiverein durch einen *Trick* im wahrsten Sinne des Wortes gegen die argentinische Amateurm Mannschaft ausgespielt wird.

Im Zentrum der Erzählung steht ein Triumph, dessen wesentliches Element der (bedingungslose) kameradschaftliche Zusammenhalt ist; die Erfahrung von Gemeinschaft im Sport ruft Emotionen hervor,⁷ wodurch die eigene Existenz als sinnvoll erlebbar wird:

“[Y] Tito por fin saliendo del tumulto de los abrazos postergados, y viniendo hasta donde yo estaba plantado en el cuadrado de pasto en el que me había quedado como sin pilas, y mirándome sonriendo, avergonzado, como pidiéndome disculpas [...] y él diciéndome perdóná, Carlos, [...] Carlitos, perdóname y yo diciendo cállate, boludo, cállate, con la garganta hecha un nudo y abrazándolo para que no me viera los ojos, porque llorar, vaya y pase, pero llorar delante de los amigos, jamás; y el mundo haciendo click y volviendo a encastrar justito en su lugar, el cosmos desde el caos, los amigos cumpliendo, cerrando círculos abiertos en la eternidad [...]” (id., 19).

Der Beweis freundschaftlicher Treue kommt einer (Selbst-)Vergewisserung bzgl. der eigenen Wertvorstellungen gleich, womit die Erlebnisse im Sinne einer „kosmischen Ordnung“ erfahrbar werden. Dergestalt treffen wir in „Esperándolo a Tito“ auf eine weitere Zentrum-Peripherie-Konzeption, nämlich eine ideell-ord-

⁷ Zur Rolle der Emotionen im Fußball, cf. Gebauer (2014).

nende, die der Orientierung in der Welt dient und – vor dem Hintergrund der Handlung – nicht nur freundschaftliche Ideale, mannschafts-kameradschaftliche Prinzipien und Maximen des Zusammenlebens eingeführt, sondern implizit auch verschiedene Facetten und (teilweise widerstreitende) Ausdeutbarkeiten der Vorstellungen von Zentrum und Peripherie thematisch werden lässt.

3. Dynamisierungen von Peripherie und Zentrum in Galeanos *El fútbol a sol y sombra*

Ähnliche Zentrum-Peripherie-Formationen spielen in Eduardo Galeanos reahistorisch basierten, kommentarreichen Erzählungen des 1995 erstmals veröffentlichten und in mehreren Auflagen bis 2015 stetig erweiterten *El fútbol a sol y sombra* eine Rolle. Wie bei Sacheri erscheint der Fußball unter anderem als Feld der Bewährung und Selbstbehauptung, wenn auch in Galeanos Werk wirtschaftspolitische Implikationen des Systems Sport sehr viel deutlicher hervortreten. So wird schon die Ankunft des Fußballs in seiner modernen Form auf dem amerikanischen Kontinent als Folge der „invasiones inglesas“ (Galeano 2015, 31) dargestellt. Hiermit mag zunächst ein (euro)zentr(al)istisches Narrativ evoziert werden: An englischen Eliteschulen entstanden, gelangt das später so populäre Ballspiel über Schüler- und Studentenaustausche zunächst in andere Länder Europas, später durch z. B. Seefahrer und Handelsleute in die ehemaligen Kolonien und in die Welt.⁸ Galeano jedoch liefert eine Art Gegengeschichte, welche die Anfänge des Fußballspiels wesentlich früher ansetzt:⁹ Den Beginn sieht er bereits in den frühzeitlichen chinesischen Dynastien, der ägyptischen Hochkultur, in der griechischen und römischen Antike (id., 25) und, analog dazu – mit Blick auf Zentrum-Peripherie-Konstellationen wahrscheinlich nicht zufällig – in den religiösen Praktiken präkolumbischer mesoamerikanischer Kulturen gegeben. Den Briten hingegen gesteht er lediglich das Verdienst zu, das Spiel kodifiziert und es in dieser Form weiterverbreitet zu haben, in der es bei den Bewohnern des südamerikanischen Teilkontinents zunächst für Befremden sorgt:

“A la orilla del manicomio, en un campo baldío de Buenos Aires, unos muchachos rubios estaban pateando una pelota.

Quiénes son? – preguntó un niño.

Locos – le informó el padre – . *Ingleses locos*” (id., 31).

⁸ Cf. z. B. Behringer (2012).

⁹ Cf. das Kapitel „Los orígenes“ (Galeano 2015, 25–27).

Greift Galeano mit diesen Sätzen auf den Bericht des als erster argentinischer Chronist bekannten Juan José de Soiza Reilly (1879–1959) zurück, beschreibt er die Ankunft des Fußballs gewissermaßen aus der Perspektive der Peripherie, die damit ins Zentrum rückt und *cum grano salis* einen skeptischen Blick auf jene „verrückten Engländer“ wirft. Der Fußball erscheint hier eingegliedert in eine Reihe von importierten englischen Gütern und sog. Errungenschaften – wie Textilien aus Manchester, die Eisenbahn oder marktwirtschaftliche Doktrinen (cf. id., 33s.) – und ist vor diesem Hintergrund nicht nur mit Fortschritt konnotiert, sondern im Kontext dependenztheoretischer Überlegungen von möglicherweise ambivalentem Wert.¹⁰ Anders als bei anderen Importgütern, welche die einheimische Wirtschaft gefährden, sei es im Falle des Fußballs aber nicht bei einer versuchten Nachahmung der Sportart aus England geblieben. Vielmehr bilde sich – wenn auch schrittweise und nicht ohne Konflikte mit den das englische Modell werthaltenden Institutionen – eine eigene Form des Spiels heraus:¹¹

“La Argentine Football Association no permitía que se hablara en español en las reuniones de sus dirigentes, y la Uruguay Association Football League prohibía que los partidos se jugaran en día domingo, porque la costumbre inglesa mandaba jugar el sábado. Pero ya en los primeros años del siglo, el fútbol estaba empezando a popularizarse, y a nacionalizarse, en las orillas del río de la Plata. Esta diversión importada, que entretenía los ocios de los niños bien, se había bajado a la tierra y estaba echando raíces. Fue un proceso imparable. Como el tango, el fútbol creció desde los suburbios” (id., 33).

Die Genese dessen, was Galeano als „El fútbol criollo“ (ibid.) bezeichnet, seine „Nationalisierung“ und „Tropikalisierung“ (cf. id., 34), wie Galeano es – womöglich den Analysen des brasilianischen Soziologen Gilberto Freyres (1900–1987) nachfolgend – nennt,¹² erscheint dabei nicht als Mimikry im Sinne Homi

¹⁰ Hingewiesen sei hier auf die Konzeption von Zentrum und Peripherie im Rahmen ökonomischer, wirtschaftliche Hegemonien an soziale und räumliche Hierarchien knüpfende Dependenztheorien, cf. z. B. (Gunder Frank 1967). Entsprechende Spuren finden sich z. B. in Galeanos *Las venas abiertas de América Latina* (1971). Für weiterführende Überlegungen zum Zusammenhang von Zentrum, Peripherie und Dependenz, cf. Lehmann (1990).

¹¹ Das Spannungsfeld übernommene Praktiken/autonome Praktiken, das hier aufgerufen wird und an die Frage Spivaks nach der (Un)Möglichkeit der Existenz subalterner Identitäten außerhalb der kolonialen Diskurse und Praktiken (Spivak 1988, 202) erinnert, ließe sich aus dem Blickwinkel postkolonialer Theoriebildung weiterführend analysieren.

¹² Hier wäre an das Konzept des Lusotropikalismus nach Freyre zu denken, das mit Mário Rodrigues Filhos *O negro no futebol brasileiro* ([1947] 2003) bereits früh auf den Fußball angewendet worden ist.

K. Bhabhas (Bhabha 1994), als von den Europäern induzierte Top-down-Entwicklung oder als Transfer aus dem Zentrum in die Peripherie, sondern – aus der hier gewählten Perspektive, welche die *suburbios* als Ursprung einer eigenen *Fußballkultur* angibt – als ein plurizentrischer Prozess. Die Entwicklung scheint, räumlich gesehen, geradezu in entgegengesetzte Richtung, das heißt von der oft als solche angenommene Peripherie ausgehend, zu verlaufen, und vermag damit vielleicht auch die Frage danach, was für den Fußball Zentrum und was Peripherie ist, neu zu stellen. Gerade durch den Vergleich mit dem Tango, der als Symbol der *argentinidad* gilt und als Tanz später nach Europa *exportiert* wird,¹³ erscheint der lateinamerikanische Fußball mehr oder weniger als Resultat der historischen und sozialen Lebensbedingungen der Bewohner eines Subkontinents, als etwas Kulturspezifisches und Bestandteil der eigenen Identität.¹⁴ Im Sinne einer identitätsstiftenden¹⁵ Funktion einerseits auf unterschiedlichen Ebenen nach innen wirksam, ist der Fußball auf der anderen Seite auch für die Wahrnehmung durch ein Außen relevant. Galeano verweist hier auf den Erfolg Uruguays beim im Rahmen der Olympischen Spiele 1924 stattfindenden ersten Weltturnier des Fußballs – ein Triumph, der für eine Wahrnehmung der lateinamerikanischen Peripherie durch das europäische Zentrum gesorgt habe. Bezeichnet der Schriftsteller die *Entdeckung* des lateinamerikanischen Fußballs schon in der Kapitelüberschrift als „El segundo descubrimiento de América“ (Galeano 2015, 50–52), stilisiert er den Sport zum Feld (supra)nationaler Bewährung und – unter Betonung der Ereignishaftigkeit – das Jahr 1924 zum historischen Umbruchpunkt.¹⁶ Semiotisch aufgeladen und semantisch wirksam wird Galeanos Darstellung auch dadurch, dass es sich bei der Jahreszahl 1924 um eine Permutation der Jahreszahl 1492, des Entdeckungsjahres des amerikanischen Kontinents durch Kolumbus, handelt. Im Unterschied zum *primer descubrimiento* und in paradigmatischer Opposition zu einem annehmbaren

¹³ Manche sprechen auch von einem Reimport. Zur Geschichte und Bedeutung des Tangos, cf. Salas (1995).

¹⁴ Über den Identitätsbegriff ergibt sich auch eine Anschlussstelle zu Arbeiten aus dem Bereich der *postcolonial studies*. Für den lateinamerikanischen Raum wären die Arbeiten von John Beverly (Beverly 1999) bzw. der *Latin American subaltern studies*-Gruppe (Rodríguez et al. 2001) zu berücksichtigen. Die Anwendbarkeit postkolonialer Theorien auf den Fall Lateinamerikas diskutiert schon Florencia Mallon, cf. Mallon (1994).

¹⁵ Zur identitätsstiftenden und -integrierenden Funktion des Fußballs, cf. Fábregas Puig (2001).

¹⁶ Für den Sport darf 1924 in der Tat als besonders bedeutsames Jahr gelten, cf. Weiler (2004).

redescubrimiento erfolgt die zweite Entdeckung Lateinamerikas nicht, indem Europäer auf dem amerikanischen Kontinent ankommen, sondern indem – genau umgekehrt – eine lateinamerikanische Nation den europäischen Kontinent betritt und dort, bei den Olympischen Spielen in Paris – also in der Stadt, die oft als kulturelles Zentrum Europas bezeichnet worden ist – siegt.

Galeanos Darstellung sowohl einer polyzentrischen Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte des Fußballs als auch einer *Eroberung* des Zentrums durch die Peripherie mag als Entgegnung auf eurozentristische Vereinnahmungen des Fußballs gedeutet werden, schreibt er doch eine eigene Version einer Fußballgeschichte, die synchrone Zentrum-Peripherie-Konstellationen dynamisiert und entsprechende Grenzziehungen zu problematisieren vermag. Erscheint der Fußball in *El fútbol a sol y sombra* – wie auch der von Galeano angeführte Ausspruch des Fußballpatrons Atilio Naracio, „Ya no somos más aquel pequeño punto en el mapa del mundo“¹⁷ (id., 50),¹⁸ nahelegt – als Möglichkeit internationaler Selbstbehauptung,¹⁹ oder, mehr noch, als Weg in die Unabhängigkeit, wenn z. B. auf die Fußballaffinität des Rebellenführers Che Guevara, eine Märtyrerfigur späterer Unabhängigkeitsbewegungen, verwiesen wird, so treffen wir hier auf eine passagenweise idealisierende Lesart des Sports, die sich womöglich mit gesellschaftspolitischen Überlegungen eines engagierten Autors verbindet.²⁰ Auch wenn der für *Las venas abiertas de América Latina* (1971) bekannt gewordene Autor sich später von seinem Frühwerk distanzieret,²¹ mögen doch in dem seinem Spätwerk zuzurechnenden *Fútbol a sol y sombra* dependenztheoretische Gedanken nachhallen, die das Verhältnis von Europa und Amerika im Sinne einer ökonomischen Abhängigkeitsverhältnisse bezeichnenden Zentrum-

¹⁷ Mit diesen Worten habe das Gründungsmitglied des uruguayischen *Club Nacional de Football* den Sieg der Nationalmannschaft bei den Olympischen Sommerspielen in den Niederlanden 1928 kommentiert. Wagner sieht hier im Fußball einen „Spiegel“ politisch-gesellschaftlicher Entwicklung“ (Wagner 2007, 30) und betont die Rolle des Sports für das nationale Selbstbewusstsein.

¹⁸ Die Kehrseite dieser Funktion des Fußballs bzw. seine mögliche nationalistische Vereinnahmung kommentiert z. B. Beatriz Sarlo, cf. Sarlo (2002).

¹⁹ Zu den Paradoxien (öffentlicher und individueller) Selbstbehauptung, cf. Wood (2011, 31).

²⁰ Zu den dependenztheoretischen Elementen in Galeanos *Las venas abiertas de América Latina*, cf. z. B. Hafner et al. (2016).

²¹ Cf. Rother (2014).

Peripherie-Konfiguration betreffen.²² Wird z. B. der Eurozentrismus der sog. *Weltmeisterschaften* denunziert (cf. z. B. id., 262), ist das nicht zuletzt Ausdruck einer Kritik an den Machtverhältnissen im System Sport, die den Fußball zur „industria de exportación“ (id., 239) von Amerika und Afrika nach Europa verkommen lassen, ihn gar zu einer Spielerbörse machen, die zwar in mancher Hinsicht leistungsbasiert ist, jedoch die Mannschaften – je nach Kapital des Vereins – mit ungleichen Voraussetzungen ins sog. *fair play* starten lässt.²³ Im Gegensatz zu einem Raum der Bewährung erscheint der massenwirksame Publikumssport Fußball in seiner heutigen Form kritisch betrachtet als *Rezementierung* herkömmlicher Zentrum-Peripherie-Verhältnisse, die durch die von reichen Nationen finanzierten Massenmedien,²⁴ welche den Sport zunehmend der Logik des Konsums unterwerfen (Galeano [id., 195–197] spricht von einer „telecracia“), verstärkt werden und das Konzept der Dependenz selbst um eine Bedeutungsdimension erweitern.

4. *Espacios propios de la ficción* – Sport, Literatur und das Potenzial eines Modells

Zentrum und *Peripherie* sind Begriffe, die in der Forschungsliteratur zu Lateinamerika spätestens seit den 1950er Jahren Konjunktur haben.²⁵ Sie finden ihren Niederschlag in einer Reihe theoretischer Texte und Modelle,²⁶ wo sie oft bemüht werden, um Machtverhältnisse, demographische Verteilungen, ökonomische sowie kulturelle Beziehungen und angenommene Abhängigkeiten konzeptuell fassbar zu machen und terminologisch zu fixieren.²⁷ Dass die Idee von

²² Eine Anwendung des ökonomisch-politischen Modells auf den kulturellen Bereich findet sich bei (Sarlo 1988) und in der Folge bei (Toro 2007), der es mit poststrukturalistischen Theoremen zu verbinden sucht und in Anlehnung an den Begriff der *différance* (Derrida) jenen der *altaridad* konstruiert.

²³ Cf. Ette (2007, 122).

²⁴ Die Medien selbst können als Faktor einer Dynamisierung bisheriger Zentrum-Peripherie-Verhältnisse gedeutet werden, bringen sie doch das Spiel aus dem Stadion an potentiell jeden Ort der Welt.

²⁵ Cf. Pratt (2000). Laut Pratt löst das Begriffspaar *Zentrum/Peripherie* die wertende Opposition Entwicklung/Unterentwicklung ab (id., 35).

²⁶ Hier sei exemplarisch auf das Modell von Nohlen und Plebisch verwiesen.

²⁷ Mögliche Gefahren und Nachteile des Zentrum-Peripherie-Modells nimmt der Sammelband *Jenseits von Zentrum und Peripherie* (Brunkhorst 2005) in den Blick.

einem Zentrum und der sie umgebenden Peripherie²⁸ aber in ganz unterschiedlicher Art und Weise in literarischen Texten thematisch werden kann und, teilweise in Einklang mit theoretischen Modellen, teilweise in anderer Hinsicht, perspektiviert wird, konnte exemplarisch anhand zweier Werke, in deren Mittelpunkt der Fußball stand, gezeigt werden.

So treffen wir in Eduardo Sacheris „*Esperándolo a Tito*“ auf dichotomisch gedachte und in Antagonismen übersetzte Zentrum-Peripherie-Formationen sowie ideelle Aufladungen der Begriffe, wenn beispielsweise das Zentrum bestimmte Werte repräsentiert. Historisch gewachsene Oppositionen und Grenzziehungen werden aufgerufen und – z. B. durch das Unterlaufen von Machtstrukturen auf *histoire*-Ebene und die Aufwertung des literarischen Sujets Fußball – problematisiert. So ließe sich die Sammlung von fiktionalen, teilweise uchronischen oder phantastischen Erzählungen, die *Esperándolo a Tito y otros cuentos de fútbol* konstituieren, mitunter als Reflexion über die Implikationen und Legitimität gewisser Zentrum-Peripherie-Zuordnungen lesen.

Auch in Eduardo Galeanos *El fútbol a sol y sombra* spielen Zentrum-Peripherie-Konstellationen eine Rolle, auch wenn stärker als bei Sacheri gesellschaftspolitische Überlegungen miteinfließen. Wird bei Galeano das eurozentralistische Gründungsnarrativ des Fußballs dekonstruiert, so denunziert der Autor nicht nur potentiell mit Zentrum und Peripherie konnotierte Abhängigkeitsstrukturen, wie sie in dependenztheoretischen Überlegungen in der Folge des ökonomischen Strukturalismus (cf. Lehmann 1990) eine Rolle spielen und durch die Ökonomisierung des Publikumssports in anderer Weise erneut virulent werden,²⁹ sondern zeigt auch auf, dass das Zentrum-Peripherie-Konzept zum Diagnostikum sich verändernder Verhältnisse werden kann. Indem er die Herausbildung des *schönen*, gekonnten Fußballs im Sinne eines ästhetischen Genusses als polyzentrische Entwicklung darstellt und dessen höchste Form in einem Zusammenfließen von Ballspiel, Kampf und Tanz sieht (cf. Galeano 2015, 34), hybridisiert und pluralisiert er den Fußball in einer Weise, die zum einen dualistische Zentrum-Peripherie-Relationen globaler Zweiteilung obsolet erscheinen, sich zum anderen an Überlegungen zur kulturellen Postmoderne anschließen lassen.³⁰

²⁸ Manche Modelle, wie jenes Immanuel Wallersteins, sehen auch eine *Semiperipherie* vor.

²⁹ Zu den Veränderungen im System Sport, cf. z. B. Gebauer (2006).

³⁰ Eine Zusammenfassung der Postmodernediskussion in Lateinamerika findet sich in der *Boundary 2*-Ausgabe „The Postmodernism Debate in Latin America“ (Beverly/Oviedo 1995). Cf. ferner Herlinghaus (2004).

Analogien zu den Ausführungen Galeanos mögen sich ergeben, wenn in der Einleitung des von Ette und Rinke herausgegebenen Dossiers *Después del Mundial = Antes del Mundial: el fútbol, la(s) historia(s) y sus construcciones identitarias en América Latina* (2007) vom Fußball als „fenómeno transareal no de una sola, sino de diversas modernidades divergentes y a su vez, gracias a su gran capacidad para la creación de mundos antagónicos, como espacio propio de ficción“ (Ette/Rinke 2007, 82) die Rede ist. Zentral scheint jedoch vor allem, dass Fußball und Literatur, letztendlich aber auch Zentrum-Peripherie-Konstruktionen, in einem Moment zusammenfallen: in jenem der Fiktion. Der Fußball erscheint vor diesem Hintergrund als *anderer Raum* im Sinne der Heterotopie Foucaults, in dem „all die anderen realen Orte, die man in der Kultur finden kann, zugleich repräsentiert, in Frage gestellt und ins Gegenteil verkehrt werden [können]“ (Foucault 2005, 935) bzw. als metonymische Verlängerung oder metaphorische Spiegelung bestimmter gesellschaftlicher Verhältnisse, während die Literatur als deren Reflexionsraum und das Konzept von Zentrum und Peripherie als flexibles und verschieden ausdeutbares Modell³¹ von heuristischem Nutzen fungiert. Dienen die unterschiedlichen Konzeptionen von Zentrum und Peripherie, die in den Texten Resonanzen produzieren und auf die Interpretierbarkeit der Begriffe als Pole³² geographischer,³³ ökonomischer, kultureller oder ideeller Ordnungen verweisen, zur Sichtbarmachung z. B. kultureller Dispositive und Wertzuweisungen, so spannt die Interdependenz verschiedener (dualistischer oder dialektischer) Zentrum-Peripherie-Modelle relationale Netze auf, innerhalb derer sich der Fußball – auch als literarischer Gegenstand und stellvertretend für verschiedene Phänomene der Populärkultur –,³⁴ die Literaturwissenschaft und die Kulturwissenschaft produktiv die Bälle zuzuspielen vermögen.

³¹ Zu den verschiedenen Applikationen und Deutungsmöglichkeiten des Zentrum-Peripherie-Konzepts, cf. Arbeitsgruppe „Zentrum und Peripherie in soziologischen Differenzierungstheorien“ (2011).

³² Zur Rolle von Polaritäten und Gegensätzen in der lateinamerikanischen Literatur, cf. Rössner (2007).

³³ Gerade die räumliche Dimension wäre weitere Betrachtungen wert, cf. Dünne et al. (2015), sei es im Sinne topographischer wie topologischer Ordnungen bzw. literarischer Raummodelle (Lotman) oder z. B. im Sinne einer „geografía de fútbol“ (Bale 1998), die vielleicht mit einer „literarischen Geographie Lateinamerikas“ (Mahlen-dorff 2011) verbunden werden könnte.

³⁴ Zum zentralen Stellenwert des Fußballs, cf. Wood (2007). Zur Bedeutung der Populärkultur in Lateinamerika, cf. Colombres (2007).

Bibliografie

Primärliteratur

- Fontanarrosa, Roberto (2000): *Puro fútbol*, Buenos Aires, Ediciones de la Flor.
- Galeano, Eduardo (2015): *El fútbol a sol y sombra*, Madrid, Siglo XXI.
- Sacheri, Eduardo (2000): *Esperándolo a Tito y otros cuentos de fútbol*, Buenos Aires, Galerna.
- Valdano, Jorge (ed.) (1998): *Cuentos de fútbol II*, Madrid, Santillana.
- Valdano, Jorge (ed.) (1995): *Cuentos de fútbol*, Madrid, Santillana.
- Villoro, Juan (2006): *Dios es redondo*, Barcelona, Anagrama.

Sekundärliteratur

- Arbeitsgruppe Zentrum und Peripherie in Soziologischen Differenzierungstheorien (2011): *Mythos Mitte. Wirkmächtigkeit, Potenzial und Grenzen der Unterscheidung „Zentrum/Peripherie“*, Wiesbaden, Springer VS.
- Bale, John (1998): „La hinchada virtual; el futuro paisaje del fútbol“, in: *Lecturas en educación física y deportes* 10, <http://www.efdeportes.com/efd10/jbalee.htm> [1.8.2016].
- Behringer, Wolfgang (2012): *Kulturgeschichte des Sports. Vom antiken Olympia bis zur Gegenwart*, München, Beck.
- Bens, Jonas/Kleinfeld, Susanne/Noack, Karoline (edd.) (2014): *Fußball. Macht. Politik. Interdisziplinäre Perspektiven auf Fußball und Gesellschaft*, Bielefeld, transcript.
- Beverly, John (1999): *Subalternity and representation. Arguments in cultural theory*, Durham, Duke University Press.
- Beverly, John/Oviedo, José (1995): „Introduction“, in: *Boundary 2. The postmodernism debate in Latin America*, 1–17.
- Bhabha, Homi K. (1994): *The Location of Culture*, London: Routledge.
- Brunkhorst, Hauke/Costa, Sergio (edd.) (2005): *Jenseits von Zentrum und Peripherie. Zur Verfassung der fragmentierten Weltgesellschaft*, München, Hampp.
- Colombres, Adolfo (2007): *Sobre la cultura y el arte popular*, Buenos Aires: Ediciones del Sol.

- Dünne, Jörg (ed.) (2015): *Handbuch Literatur & Raum*, Berlin, de Gruyter [Handbücher zur kulturwissenschaftlichen Philologie].
- Ette, Ottmar (2007): „El fútbol como pasión: el mundial, Costa Rica y los estudios culturales“, in: *Iberoamericana* 7/27, 117–130.
- Ette, Ottmar/Rinke, Stefan (edd.) (2007): „Después del Mundial = Antes del Mundial: el fútbol, la(s) historia(s) y sus construcciones identitarias en América Latina. Presentación“, in: *Iberoamericana* 7/27, 81–83.
- Fábregas Puig, Andrés (2001): *Lo sagrado del rebaño. El fútbol como integrador de identidades*, Guadalajara, El Colegio de Jalisco.
- Gebauer, Gunter (2014): „Kollektive Emotionen und Glaube: Das erhöhte Ich im Fußball“, in: Gebauer, Gunter/Edler, Markus (edd.): *Sprachen der Emotion. Kultur, Kunst, Gesellschaft*, Frankfurt a. M., Campus, 230–244.
- Gebauer, Gunter (2006): *Poetik des Fußballs*, Frankfurt a. M., Campus.
- Gunder Frank, André (1967): *Capitalism and underdevelopment in Latin America. Historical studies of Chile and Brazil*, New York, Monthly Review Press.
- Hafner, Robert et al. (2016): „Ressourcenboom in Südamerika: alte Praktiken – neue Diskurse?“, in: *Zeitschrift für Wirtschaftsgeographie* 60/1–2, 25–39.
- Herlinghaus, Hermann (2004): *Renarración y descentramiento. Mapas alternativos de la imaginación en América Latina*, Madrid/Frankfurt, Iberoamericana/Vervuert.
- Lehmann, David (1990): *Democracy and development in Latin America. Economics, politics and religion in the post-war period*, Philadelphia, Temple University Press.
- Mahlendorff, Andrea (2000): *Literarische Geographie Lateinamerikas. Zur Entwicklung des Raumbewußtseins in der lateinamerikanischen Literatur*. Berlin, tranvía/Frey.
- Mallon, Florencia E. (1994): „The promise and dilemma of subaltern studies. Perspectives from Latin American history“, in: *The American Historical Review* 99/5, 1491–1515.
- Meneses, Carlos (1999): „La realidad a través del fútbol“, in: Alemany, Carmen/Mataix, Remedios/Rovira, José Carlos (edd.): *Mario Benedetti. Inventario cómplice*, Alicante, Servicio de Publicaciones, 501–505.
- Muno, Wolfgang (2007): „Fußball und Politik in Lateinamerika (Football and Politics in Latin America)“, in: Muno, Wolfgang/Spiller, Roland (edd.):

- „*Gracias, Dios, por el fútbol*“. Diskurse rund um den Fußball in Lateinamerika, Mainz, Universität Mainz, 6–26.
- Pratt, Mary Louise (2000): „Modernität und Peripherie. Zur Analyse globaler Verhältnisse“, in: Badenberg, Nana/Nelle, Florian/Spielmann, Ellen (edd.): *Exzentrische Räume. Festschrift für Carlos Rincón*, Stuttgart, Heinz, 33–50.
- Rodrigues Filho, Mário (2003): *O negro no futebol brasileiro*, Rio de Janeiro, Mauad.
- Rodríguez, Ileana (ed.) (2001): *The Latin American subaltern studies reader*, Durham: Duke University Press.
- Rössner, Michael (2007): „Latin Literatures ‚New Look‘ im alten Europa. Zur Rezeption der neuesten lateinamerikanischen Literatur vor dem Hintergrund der alten Stereotypen aus der Boom-Zeit“, in: Römer, Diana von/Schmidt-Welle, Friedhelm (edd.): *Lateinamerikanische Literatur im deutschsprachigen Raum*, Madrid/Frankfurt, Iberoamericana/Vervuert, 113–129.
- Rother, Larry (2014): „Author changes his mind on ’70s manifesto. Eduardo Galeano disavows his book ‘The Open Veins’, 23.5.2014, http://www.nytimes.com/2014/05/24/books/eduardo-galeano-disavows-his-book-the-open-veins.html?_r=1 [21.7.2016].
- Salas, Horacio (1995): *El tango*, Buenos Aires, Planeta.
- Sánchez, Yvette (2007): „La literatura de fútbol, ¿metida en camisa de once varas?“, *Iberoamericana* 27, 131–142.
- Sarlo, Beatriz (2002): „Mundiales de fútbol“, in: *Cuadernos de literatura* 8/15, 194–199.
- Sarlo, Beatriz (1988): *Una modernidad periférica. Buenos Aires 1920 y 1930*, Buenos Aires, Nueva Visión.
- Spivak, Gayatri Chakravorty (1988): *In other worlds. Essays in cultural politics*, New York, Routledge.
- Toro, Alfonso de (2007): „Escenificaciones de la representación de la otredad y altaridad. Estrategias de hibridización en discursos premodernos en Latinoamérica“, in: Toro, Alfonso de et al. (edd.): *Estrategias de la hibridez en América Latina. Del descubrimiento al siglo XXI*, Frankfurt a. M., Peter Lang, 21–52.
- Wagner, Christoph (2007): „Erinnerungsorte, Mythen und die identitätsstiftende Funktion des Fußballs: Ausgewählte Beispiele aus Uruguay, Argentinien und Brasilien“, in: Munro, Wolfgang/Spiller, Roland (edd.): „*Gracias, Dios, por el*

fútbol“. *Diskurse rund um den Fußball in Lateinamerika*, Mainz: Universität Mainz, 27–41.

Weiler, Ingomar (2004): „The predecessors of the Olympic movement, and Pierre de Coubertin“, in: *European Review* 12/3, 427–443.

Wood, David (2011): „Playing by the book: football in Latin American literature“, in: *Soccer & Society* 12/1, 27–41.

Wood, David (2007): „Sport and Latin American Studies“, in: *Bulletin of Spanish Studies* 84/4–5, 629–643.

Julia Sánchez Rodríguez

La internacionalización de lo local a través de los documentales sobre el 15-M: *Vers Madrid: The burning bright* de Sylvain George e *Idas y vueltas entre las primaveras* de Sarah Mauriaucourt

Die Bewegung 15-M in Spanien hat zu einer Vielzahl an Produktionen von Dokumentarfilmen geführt, wie es sie nie zuvor gegeben hat. Durch Produktionen wie die von S. Mauriaucourt und S. George sieht man die internationale Auswirkung einer Bewegung, die ihren Ursprung in der Peripherie hat und sich von dort aus auch international ausgebreitet hat. Dennoch versucht die Bewegung 15-M auch das Zentrum zu erreichen, kein elitistisches Zentrum in dem Sinne, sondern ein erneuertes Konzept, welches transversaler, partizipativer und inklusiver ist.

1. Introducción

El corpus documental en torno al movimiento 15-M en España tiene un valor esencial como imagen del mismo y como amplificador internacional de las premisas por las que lucha. Se trata de 46 documentales (encontrados hasta ahora), de diferente duración y formato, cuyos autores, en la mayoría de las ocasiones miembros activos en las concentraciones, transforman en legado audiovisual, lo que el movimiento 15-M llevó a cabo a partir del 15 de mayo de 2011.

En este sentido encontramos todo tipo de documentales: desde documentales expositivos (*15M: «Excelente. Revulsivo. Importante»*, Málaga despierta [2013], Stéphane M. Grueso) de corte más convencional, hasta documentales más experimentales (*Vers Madrid* [2012], Sylvain George; *Banderas Falsas* [2012], Carlos Serrano Azcona) pasando por documentales biográficos centrados en personajes de relevancia para el movimiento 15-M como es el caso de Arcadi Oliveres (*Mai es tan fosc* [2014], Èrika Sánchez) o por medimetrajes más amateurs (*En nombre de la democracia* [2012], Fernando Santise, Alejandra Garcés) para acabar por la que puede que sea la última obra de Basilio Martín Patino (*Libre Te quiero* [2012]). La variedad conforma una inigualable fuente de estudio no solo sobre el movimiento 15-M sino sobre todo, sobre la importancia del medio audiovisual como plataforma de expresión ciudadana y del documental como género fundamental para la representación de los márgenes en España.

En general, estos documentales tienen unos rasgos definitorios que los limitan, por sus propósitos y singularidades, con una estética marcada por la urgencia y la impasividad de quienes necesitan grabar el *¡Ya!* y su pertenencia, ya no solo como autores sino como actantes, a esa lucha, „obviamente la forma es producto de las condiciones de producción“ (Alvarado/Barquero 2013, 324).

La participación social de la que se vale el 15-M se refleja así en una propuesta audiovisual comprometida y multitudinaria, contando con las premisas del 15-M¹ y lo que Josexo Cerdán ha denominado „euforia discursiva“ (2015, 46) como, „respuesta al expolio de la riqueza común por parte de las élites del neoliberalismo global“ según Moreno-Caballud (2013, 102). Una explosión documental en sus diferentes formatos que ha vivido España en los últimos años, gracias al poder del digital y del medio web y que se acerca a la realidad social y a su vez acerca ésta misma a la sociedad. De este modo, se erigen los tipificados procesos de regionalización-globalización, en los que España, como lugar periférico en Europa y en el mundo exporta sus planteamientos de manera global con medios también ‚marginales‘ frente al mainstream: „Le discours n'est pas simplement ce qui traduit les luttes ou les systèmes de domination, mais ce pour quoi, ce par quoi on lutte, le pouvoir dont on cherche à s'emparer“, aclara Foucault (1970, 12).

Del conjunto de piezas audiovisuales con que nos encontramos resaltan en cuanto a la representación internacional del movimiento 15-M la película de Sylvain George: *Vers Madrid: The burning bright* (VM) y la de Sarah Mauriau-court: *Idas y vueltas entre las primaveras* (IV).

Ambas son visiones muy personales sobre el movimiento, las cuales, detenidas en observar diferentes espacios del 15-M, la primera en Madrid en mayo de 2011 y la segunda acompañando las marchas indignadas durante varios meses, muestran peculiaridades del movimiento y lo presentan de manera simbólica a un público que consideran potencialmente extranjero. Así le ofrecen un contenido contextualizado y adaptable a sus propias circunstancias, es decir, que sirva de guía para acciones en otros lugares.

Ambas películas están subtituladas, VM en inglés e IV en español y francés, lo que reconoce manifiestamente este sentido aperturista. En estos documentales los temas y problemas sobre los que se debate son completamente reconocibles en un contexto internacional (como es el caso de la migración que ocupa un espacio principal en ambos documentales) puesto que las problemáticas que

¹ Para más información sobre propuestas a este respecto existe un manifiesto de Gerardo Tudurí y también se puede consultar el número 47 de *Cahiers du cinema España* donde algunos cineastas ofrecen sus ideas sobre lo que debería ser el cine del 15-M.

se plantean tienen un origen sistémico y no tan regionalista como en un primer momento pueda parecer por tratarse de un fenómeno español. En el caso de documentales grabados por españoles, el tema de la constitución española y del problema de la transición fallida ocupa un lugar central, mientras que en estos dos documentales no aparece prácticamente.

Ambos cineastas son de origen francés lo que origina cierta distancia entre los hechos y la estructura histórica del imaginario del que ellos parten; aunque ambos convivan con el movimiento y gracias a estas circunstancias, por su mirada ajena y a la vez de primera mano, ofrecen un mensaje más fácilmente trasladable a un contexto global. Los documentales comparten el medio pero difieren en el uso que hacen del mismo para expresarse y de algún modo, en la función que le atañen a sus creaciones.

El simbolismo que ofrece VM se sitúa en un registro de abstracción mayor que el que podemos encontrar en IV. En nuestro caso, la pregunta no es cuál es más popular o cual tendrá mayor acogida en el público sino a qué público se dirige y cuál tendría mayor proyección internacional. De esta forma, se establecen también las fronteras entre forma y contenido y la importancia que cada uno le concede a ambas líneas de trabajo. Así mientras que IV, con licencia creative commons, puede verse libremente en internet, facilitando la llegada a un público más amplio y menos especializado, VM no es fácil encontrarlo y se plantea más como *objeto* de festivales. Para Bouhaben (2014, 251), por ejemplo, que ha estudiado la producción y distribución audiovisual de los documentales del 15-M, aquellos documentales que no tuvieran creative commons entrarían „en contradicción con los presupuestos ético-políticos del movimiento.“ Ambas establecen relaciones periféricas con un exterior que otros autores no alcanzan y que a continuación nos proponemos analizar, reconociendo las pautas que cada documental ofrece para hacer eco internacional del movimiento 15-M.

2. La visión experimental sobre Madrid

Sylvain George (1968) fue trabajador social durante años junto a ex presos y toxicómanos, mientras, se graduaba en filosofía, ciencias políticas, derecho, historia y cine. Estos hechos marcan su obra, la cual comienza a fraguarse a los 38 años, cuya poética y política no pueden desligarse de su compromiso social con temas como la inmigración o la representación de personas desprotegidas.

Para él, el movimiento 15-M es fundamental para la expresión de generaciones que habían callado durante años en España y para la confrontación y la

puesta en marcha de un cambio.² Él admite que no viajó a Madrid para rodar una película sino para ver lo que sucedía, tomar unas imágenes y hacer una contribución. Convertida en 2013 en 114 minutos de documental: *Vers Madrid: The Burning Bright*.

El director afirma que ha „querido filmar la alegría y la belleza como experiencias políticas“.³ Se trata de un film experimental, cuyo tratamiento de las imágenes y de lo que se filma, puede llegar a rozar cierta visión estereotipada del folklorismo español. Pero que, sobre todo, es una presentación de la relación que el propio Sylvain George establece con el movimiento al trasladarse a vivirlo cámara en mano y con muy poco tiempo de rodaje, planteando lo que él mismo llama newsreel,⁴ una especie de contrareportaje ante la desinformación que existía en Europa en torno al movimiento. Se trata sin duda de una apuesta arriesgada, que junto a la de Carlos Serrano Azcona con *Banderas Falsas* (2011) conforman el lado más experimental del documental en torno al movimiento 15-M.

2.1. Una trilogía en blanco y negro

VM requiere de un enfrentamiento cara a cara con el movimiento 15-M. Facciones translúcidas y detalles opacos, que reflejan una realidad en blanco y negro que se concentra en muy pocos metros cuadrados de suelo. La historia narra en romanceros el desarrollo del propio movimiento, estructurando la narración en tres y generando una sensación de proceso terminado, de círculo completo. El romancero de Sol que presenta la acampada, su organización y sus componentes, muestra también muy detalladamente las asambleas como procesos participativos y la toma de decisiones de manera democrática. El romancero de los pueblos muestra fundamentalmente las diferentes modalidades de protesta que se llevaron a cabo: manifestaciones, sentadas y parlamentos a la policía. El ritmo con el que se presentan los acontecimientos es pausado, es pacífico, porque es el desenlace consecuente de lo fraguado como grupo. Es el éxito de la lucha por las reflexiones comunitarias. Y por último el romancero del fuego, muestra los acontecimientos del 25-S., la represión policial en las calles, los disturbios acontecidos en los barrios, las discusiones entre los propios asistentes a las manifestaciones y, gracias a un intercambio de mails entre el autor y un conocido

² Para más información consultar la entrevista: Martí Freixas (2013).

³ Para más información consultar la entrevista: Fernández Savater (2013).

⁴ Para más información consultar la entrevista: Fernández Savater (2013).

en Madrid, las medidas legislativas ,anti 15-M‘ que llevó a cabo el gobierno por aquellas fechas. El ritmo de la película cambia, ahora es más rápido, más oscuro, menos cuidado y desconcertante.

A pesar de los diferentes juegos con el montaje, la película posee un lenguaje visual en cierto modo, homogéneo. Imágenes de encuadres perfectos y dialéctica continuada que generan sentidos que saltan a la vista, que conforman la piel y son la estética de la película y sentidos menos ostensibles pero que hacen un llamamiento profundo a la reflexión pública. Las cabezas parlantes adquieren importancia como hilo conductor sonoro mientras que, sobre todo, en los dos primeros capítulos, el recorrido visual que se hace de los alrededores son segundos de rostros bellos detenidos, que admiran y escuchan, que reaccionan a las propuestas y que intervienen, se trata de primeros planos de perfil, primeros planos de besos, de manos que se acarician. En otros documentales en torno al 15-M hay rostros que no se olvidan, porque se mantienen en escena y tienen un carácter presencial más fuerte, aquí tenemos un abanico diverso de rostros bellos, se disfruta de la esteticidad de las tomas mientras oímos los parlamentos y las discusiones, produciéndose una pérdida del perfil de los personajes para convertirla en espesura visual. Se genera de algún modo una atmósfera de disfrute, lo que se oye, son en la mayoría de los casos, mensajes que motivan al espectador y que presentan una vez más al movimiento 15-M como algo histórico, lleno de fuerza, energía y alegría. El último capítulo difiere de los anteriores en el modo en el que se articulan las imágenes creando un final sobrecogido por las duras luchas policiales y la falta de luz. El movimiento se plantea ya no desde [el] Sol sino como un pueblo apagado, como un proceso terminado. España se esboza aquí como problema desde su clase política dominante al encontrarse sistémicamente podrida. Las reivindicaciones sociales se gritan aquí con lemas como: „No nos representan“ o „Si somos el futuro por qué nos dais por culo“.

2.2. Internacionales somos todos

La película le concede la absoluta prioridad en escena a las personas en singular y cuenta historias de los márgenes, abarcando más de lo que el 15-M como campamento es. Los mensajes que se ofrecen son completamente exportables y generan una base para la comprensión de estos movimientos de lucha: la alegría, la conexión interpersonal, el júbilo ante la sensación de que está ocurriendo algo histórico y de lo que él es partícipe como autor y como presente.

No se trata del discurso que pueda interesar a la mayoría, se trata de un lenguaje dedicado a un público minoritario, desde una información marginal que sin embargo tiene un objetivo global y que puede a su vez, ser releída por su

carácter globalizador desde lemas internacionales como: „Fuck the system“, „El capitalismo no se reforma se destruye“, o „Podréis pisar las flores pero no lograréis parar la primavera“. Esta relectura internacional tiene después cabida en otros documentos sobre movimientos como Occupy Wall Street o las revueltas en Chile. Es una lucha sistémica que no comienza ni termina en Madrid, sino que tiene que ver con las primaveras (árabe, griega ...) y con Sol, elementos naturales y que se oponen al otoño como periodo de caída, de recogimiento y a la noche, como momento de resguardo, de falta de luz, de lo desconocido.

Por otro lado, por el ímpetu que el director concede a los bailes, la música y el cante, la película se acerca a un público internacional que reconoce *el espíritu español*, el prototipo de la fiesta, con el señor de las coplas antisistema y las mujeres castizas. Nos siente mejor o peor, se trata de la imagen del desarrollismo en España, del formato más exportado y por lo tanto, especialmente reconocido en el extranjero. Esto genera simpatía ante un público que vincula estas imágenes con su imaginario audiovisual. Son imágenes cuidadas con las que el espectador puede recrearse, abstraerse. La estética experimental que logra el film, puede llegar a un público que sin estar necesariamente relacionado con el movimiento, encuentra en los códigos estéticos que maneja, una lectura de lo que se vivió en Sol aquellos meses y sobre todo una creación audiovisual no ficcional *de culto*.

2.2.1. *La migración como motor de cambio*

La migración juega un rol principal en la película a través de tres momentos clave: la palabra de un español que vive en Leipzig, la entrevista a un inmigrante magrebí que vive en España y el debate de la comisión de internacional. Es un tratamiento personalizado que enlaza perfectamente con la problemática siempre actual de la inmigración en Europa.

El joven inmigrante en Alemania explica cómo se está viviendo el movimiento allí, agradece a los presentes su coraje reforzando una vez más la idea de que no están solos. Este discurso reconecta con el público internacional explicando cómo funciona un grupo 15-M en el extranjero, sirviendo de ejemplo para que aquellas personas, no solo españoles, que se vinculen con el movimiento y quieran comenzar algo así en sus lugares de residencia.

La retransmisión del debate de la comisión migración e internacional en el que se intenta llegar a un acuerdo sobre el uso de términos como mestizaje, solidaridad, multiculturalidad o interculturalidad y en el que los integrantes, desde sus diferentes puntos de vista, ponen en entredicho los modos de ver ciertas simbologías, es un ejemplo de que estos debates abiertos y públicos son fundamentales para generar opinión y replantear la situación social de los inmi-

grantes desde su propia voz. Uno de los participantes del grupo es de origen marroquí. El director nos traslada a su casa y este nos explica cómo llegó a España, cómo cruzó la frontera y cómo funcionan los CIEs (Centro de Internamiento de Extranjeros). Nos abre una puerta a su interior, el detalle exhaustivo, que nos marca las diferencias entre las realidades, de lo propio y lo ajeno, a través del parlamento del olvidado.

2.2.2. *Un encuentro intergeneracional*

El documentalista permite al, por desgracia, desaparecido, Agustín García Calvo estar más de seis minutos en escena con su discurso antisistema sobre los modos de actuación frente al gobierno. Es un discurso que pone en entredicho los modos de actuación que hasta ahora ha llevado a cabo el propio movimiento 15-M, es crítico con ellos. Es una forma de resolver las dudas que cualquier persona pueda plantearse ante el movimiento 15-M, para la solidez de un movimiento que desata inconformismos, y lograr soluciones a través de la palabra en público. Agustín García Calvo, así como el representante de los que después fueron los *yayoflautas* (grupo de mayores antisistema) y los defensores de la memoria histórica, pertenecientes a otra generación, en cuyos discursos motivan a todas esas nuevas fuerzas que se encuentran con un futuro peor del que ellos se encontraron, luchan junto a los jóvenes. Este grupo generacional cobra gran relevancia en la mayoría de los documentales del 15-M aunque es en éste, en el que más tiempo en escena protagonizan a través del ya nombrado escritor o el cantaor de saetas.



Fig. 1: *La puerta del Sol, eso es historia*

3. Las marchas indignadas de Europa

Sarah Mauriaucourt (1988) licenciada en Bellas Artes, recibe un premio por su serie fotográfica sobre Hénin-Beaumont una zonal comunal en la región de Calais en 2011. Cuando estaba leyendo *Marcher, Créer: Déplacements, flâneries, dérives dans l'art de la fin du XXe siècle* de Thierry Davila pasa por Lille la marcha del 15-M en dirección a Bruselas a la que decide unirse con su cámara para colaborar con ellos durante el recorrido⁵. Este gesto espontáneo se convierte en una obra documental de acompañamiento: *15-M Idas y vueltas entre las primaveras* que completa la información sobre lo que el 15-M llevaba a cabo en el extranjero. Así, una marcha que se planteaba tan solo llegar a Bruselas con el fin de encontrarse con la cúpula europea, acabó reinventándose y continuó pasando por todas las capitales en dirección al sur hasta llegar a Atenas. Durante todo el camino se unirían indignados e indignadas y marcharían juntos. „Lo que se presenta a ustedes ahora son unas imágenes recogidas entre el frío del invierno y el calor de la primavera“ (Mauriaucourt 2013, 00:01:20). Son seis meses de rodaje continuo en diferentes puntos de la geografía europea, en los que la directora tuvo que realizar algunas pausas más prolongadas para recobrar fuerzas. La película tiene un carácter muy personal, la filmación es parte de la acción y aunque las imágenes son de calidad audiovisual, esta estética de la espontaneidad, de la urgencia, nos confirma lo que la autora nos dice al principio: que solo quiere mostrar.

Es una narración neutralizada en la que la convergencia de idiomas, de fronteras y de usos, unifican el significado de lo que está ocurriendo para elevar los lemas y la lucha a un nivel transnacional en el que todos los pueblos se encuentran unidos.

3.1. Caminar sin fronteras

Se trata de una composición audiovisual que se acerca a las personas, donde la cámara forma parte del propio movimiento. No se sitúa como objeto extraño que analiza desde fuera, sino como parte actante de la acción. De esta manera se acerca a una visión inclusiva de lo que ella vivió con la cámara como extensión de sus ojos y de su corazón. El traslado que se hace a la pantalla tiene menos de la autora en cuanto a creadora y más de autora como recolectora de informa-

⁵ Esta información procede de una entrevista por Skype llevada a cabo el 10 de junio de 2016.

ción. La composición que hace de las imágenes facilita la comprensión de lo que ocurre sin crear simbologías de *elementos extraños*.

La película se estructura en cinco capítulos que se refieren a las diferentes marchas al Parlamento europeo, Niza-Mónaco-Roma y a Atenas, la situación vivida con la campaña política en Francia y las marchas que se produjeron a París, y por último, el 15-M en Barcelona. Se trata de un recorrido transnacional en el que las imágenes describen lo que ocurre en Bruselas: el desalojo de la plaza, la ocupación de la universidad, las reuniones dentro y la decisión de continuar hacia otros destinos. Se muestra cómo se solucionan los pasos de las fronteras y cómo interactúan con la policía, también cómo consiguen asentarse en las diferentes plazas y llegar caminando a todos los lugares, cómo se relacionan con los indignados de la zona y las protestas que organizan en cada ciudad, cómo se abrazan al llegar y cómo se sienten. Por otro lado, las marchas dentro de Francia a París se plantean como respuesta a la campaña de Sarkozy para las elecciones.

El último capítulo, dedicado a España y a las manifestaciones en torno al 15 de mayo de 2012, se presentan como un ejemplo de cómo deben desarrollarse y evolucionar las manifestaciones y protestas ciudadanas: en luchas continuadas en el tiempo que a partir de grupos de trabajo planteen respuestas frente a las decisiones del gobierno, „Se dice que desde el 15 de mayo pueblos se despiertan, se manifiestan y se rebelan contra el orden establecido en las 4 esquinas de la vieja Europa“ (id., 00:02:16).

Se trata de una narración en la que las marchas son un recorrido lineal por la geografía europea en la que los participantes y los paisajes cambian, pero las formas y los modos de protesta son los mismos. Todos los pueblos son representados en las marchas:



Fig. 2: *Nosotros, todos*

3.2. Consignas internacionales: *Tutte le pecore nere unite*

El primer parlamento que se oye en la película tras la presentación es ya una consigna a la internacionalidad del movimiento como reivindicación global y necesaria del sistema establecido:

„[...] se ha fomentado el conflicto y condenado gran parte de la humanidad a la pobreza o el hambre. [...] acusamos a la cultura de la codicia. Acusamos a la economía de la basura. Acusamos a la existencia de fronteras“ (id., 00:08:27).

El siguiente rótulo reza: „El 15 de octubre de 2011 hubo manifestaciones en 886 ciudades del mundo en 87 países diferentes“ (id., 00:10:48). Es una reverencia, una vez más y sobre todo, una puesta en escena de que lo que se dice en el 15-M tiene una repercusión global y de que aunque se trata de movimientos minoritarios tiene un reflejo directo en cada una de estas ciudades. Las imágenes que se nos muestran no son de concentraciones masivas, sino más bien lo contrario, asambleas de 15 a 20 personas en las que se debate de manera local sobre temas que tienen un sentido global.

La mayoría de los eslóganes que se veían en el 15-M se traducen a todos los idiomas. „We are the 99%“, „Yes we can“, se repiten constantemente. „Entramos en una época decisiva para el futuro de la humanidad, es el fuego de la historia“ (id., 00:59:32). La conciencia de que este cambio necesario es una cuestión global.

La película genera un sentimiento europeo de los pueblos a través de las constantes traducciones en las asambleas y en las marchas así como la especial atención a la marcha hacia Grecia donde nació la democracia que Europa ha perdido. Volver a los orígenes y demostrar que los pueblos de Europa no tienen las mismas ideas que su(s) gobierno(s): „Después de la puesta bajo tutela de Grecia e Italia queremos manifestar nuestro apoyo a todos los pueblos en lucha y crear una convergencia a nivel internacional“ (id., 00:50:37).

3.2.1. *La visión anónima de aquel que trata verdades*

La película recoge también varios parlamentos muy críticos con el modo en el que se llevan a cabo las marchas, así como de los modelos de protesta y otras narraciones en voz en off, que resumen o se plantean en forma de conclusiones de lo que se proponen los caminantes. En concreto, hay un chico que aporta una visión muy particular sobre las manifestaciones pero al cual se recurre de manera anónima. Solo vemos sus pies, sus manos y el entorno que le rodea, oímos sus palabras en francés no como voz aislada, sino como un conocimiento general, un discurso de autoridad, la que le concede la directora, presentando su aportación como una reflexión general exportable a cualquier situación y territorio.

Además, se recogen nuevas formas de actuación que no tienen relación alguna con los modelos que aporta el estado, planteándose así actuaciones en las periferias sociales, dejar las plazas centrales como lugares de organización del poder para salirse de las zonas del control. Por ello se habla de los barrios políticos en Atenas y de los grupos de trabajo en Madrid y Barcelona para continuar con la lucha desde epicentros más deslocalizados, como son los barrios o los distritos.

Mientras oímos estos parlamentos tenemos en pantalla imágenes que hablan de nuevo de esas fronteras europeas, que aunque permiten asomarse a conocer al otro, este proceso no funciona como debería: un niño que toca la armónica mientras que turistas del norte lo miran con desagrado o las fotos de turistas junto a la guardia griega formando.

4. Conclusiones

Ambas visiones son positivas con el movimiento, el júbilo de las calles y los momentos de diversión que se viven entre los participantes son imágenes centrales de lo ocurrido, ambos directores sintieron el impulso de salir a la calle y grabar algo que consideraron histórico y que debía ser contado. Mientras VM recalca lo que el 15-M como caso español, con su folklorismo, si así se quiere, de imágenes bellas y ciudadanos comprometidos, IV muestra que es algo que comienza en España pero que se encuentra en cualquier rincón de Europa.

De hecho, una de las razones por las que estos documentales tienen tanto peso en el complejo social, es la capacidad que ofrece internet para la intercomunicación y el intercambio de información. Lo que se traduce en una distribución potencial a nivel global, lo cual, se encuentra condicionado *únicamente* por las posibilidades de promoción que tenga a su disposición el creador del documental.⁶

La participación del medio internet es fundamental para el movimiento 15-M y esto aparece muy bien reflejado en los documentales. En el de Sylvain George a través de los emails que intercambia con su conocido en Madrid y en el de Sarah Mauriaucourt con las constantes alusiones a Twitter (#) y con el pantallazo del comentario en Facebook. La participación online es una herramienta decisiva como plataforma para el debate, el 15-M y su manifestación primera se convoca a través de las redes sociales e internet y a posteriori como herramienta

⁶ Artículos como los de Peña-López/ Congosto/Aragón sobre el movimiento 15-M en Twitter o el artículo de Arévalo Salinas sobre los vídeos del 15-M en Youtube nos ofrecen información del medio web y las redes sociales para la participación social en el movimiento 15-M.

para la difusión e información sobre el movimiento. De hecho, las manifestaciones podían seguirse prácticamente en directo a través de Facebook y Twitter con la repercusión internacional que ello supone. Bouhaben (2014, 247) al respecto dice que „este modelo organizativo pretende ser horizontal y participativo es bidireccional va de la plaza a la red y de la red a la plaza“.

Es, por lo tanto, un lenguaje internacionalmente conocido el que se usa en la película y que conecta con un público joven, promoviendo el acceso al movimiento a través de las redes sociales e internet. Herramientas que la sociedad puede usar para ponerse en contacto de manera instantánea y global, independientemente del lugar en el que se encuentre.

Una explosión estética tan fuerte como la que se dio a partir de mayo de 2011 refuerza la idea de que la creación artística y por añadidura la audiovisual, juegan un rol fundamental para el desarrollo social. La realización de la democracia, desde su origen, solo puede nacer del pueblo y en el pueblo. Con unos modelos de autoproducción, distribución alternativas y con una exhibición que unifica todos estos términos en la muestra de las obras en festivales especializados o en foros limitados, como son centros sociales o como es el caso específico de IV, que se proyectó en el tercer aniversario del movimiento 15-M en Barcelona, vemos que el desarrollo del audiovisual, la no-ficción en concreto toma modelos alejados de las vías convencionales de explotación. Planteo, para finalizar, el documental comprometido, el medio web y el medio audiovisual como plataformas claves para comprender la sociedad, no ‚solo‘ revueltas y revoluciones, sino como medio de expresión total, de una sociedad global, que se expresa desde su periferia con selfies, tweets y vídeos colgados en Youtube y que se desarrolla en largometrajes no ficcionales, llamando la atención de las filologías como anticipadoras de los cambios en los discursos sociales, ya aquí, en cualquier formato.

Bibliografía

Películas

George, Sylvain (2013): *Vers Madrid: The burning bright*.

Mauriaucourt, Sarah (2013): *15-M, Idas y vueltas entre las primaveras*.

Artículos y libros

Alvarado Jódar, Alejandro/Barquero Artés, Concha (2013): „Un despertar revulsivo: prácticas colaborativas en el documental sobre el 15-M“, in: *Fonseca, Journal of Communication*, Monográfico 2, 316–337.

- Álvarez, Marta/Hatzmann, Hanna/Sánchez Alarcón, Inmaculada (edd.) (2015): *No se está quieto. Nuevas formas documentales en el audiovisual hispánico*, Madrid, Iberoamericana.
- Bouhaben, Miguel Alfonso (2014): „La política audiovisual. Crítica y estrategia en la producción y distribución de los documentales del 15M“, in: *Fotocinema: revista científica de cine y fotografía* 8, 223–253.
- Cerdán, Josetxo (2015), „Identificación del ‘otro cine español’ en el contexto iberoamericano“, in: Álvarez, Marta/Hatzmann, Anna/Sánchez Alarcón, Inmaculada (edd.): *No se está quieto/ Nuevas formas documentales en el audiovisual hispánico*, Madrid, Iberoamericana, 33–57.
- Fernández-Savater, Amador (2013): „Sylvain George: „He querido filmar la alegría y la belleza como experiencias políticas“, in: *El diario*, 09.10.2013, http://www.eldiario.es/interferencias/Sylvain_George-cine-15-M_6_183441674.html [24.06.16].
- Foucault, Michel (1971): *L'ordre du discours*, Paris, Gallimard.
- Peña-López, Ismael/Congosto, Mariluz/Aragón, Pablo (2014): „Spanish Indignados and the evolution of the 15-M movement on Twitter: toward networked para-institutions“, in: *Spanish Cultural Studies*, 15/1–2, 189–216.
- Martí Freixas, M. (2013): „Sylvain George: „Métodos sencillos de filmación basados en el respeto por las personas parecen hoy en día revolucionarios“, in: *Blogs&Docs*, 13.12.2013, <http://www.blogsandocs.com/?p=6026> [14.07.2016].
- Moreno-Caballud, Luis (2013): „Desbordamientos culturales en torno al 15-M. The 15-M movement in its cultural context“, in: *Teknokultura*, 10/1, 101–130.
- Moreno-Caballud, Luis (2014): „Cuando cualquiera escribe. Procesos democratizadores de la cultura escrita en la crisis de la Cultura de la Transición española“, in: *Spanish Cultural Studies*, 15/1–2, 13–36.
- Salinas Arévalo, Alex Iván (2014): „El movimiento social 15-M de España y la promoción de la protesta a través de sus vídeos en Youtube“, in: *Historia y comunicación social*, 19/Marzo, 153–163.
- Tudurí, Gerardo (2013): „Cine XXI. La política de la colectividad. Manifiesto de cine sin autor 2.0“, in: *Arte y políticas de identidad*, 8, Julio, 227–284.

Corina Schmauser

***Zentrum vs. Peripherie* in italienischen Grammatiken der Frühen Neuzeit: Toskanisches Ideal und sprachliche Abweichungen**

Il contributo intende illustrare il modo in cui sono trattate le forme linguistiche che non coincidono con il modello di Bembo, il *fiorentino arcaizzante* del Trecento, mostrando che la tradizione della contrapposizione fra *centro* e *periferia* risalente originariamente all'area culturale e linguistica greco-romana continua pure nell'Italia premoderna: Nella grammaticografia fra 16° e 18° secolo è possibile osservare paralleli con un concetto di lingua già esistente nell'antichità, dove l'uso linguistico barbarico delle zone marginali veniva già svalutato rispetto a quello prestigioso di Atene o Roma. Pure nelle grammatiche italiane si manifesta un centro linguistico: Il toscano forma il punto di riferimento centrale in base al quale si confrontano tutte le altre forme linguistiche come barbarismi periferici.

1. Vorbemerkung

Das Gegensatzpaar Zentrum und Peripherie hat aus einer sprach-historischen Perspektive eine lange Vergangenheit, die bis in das antike Griechenland reicht. Im Folgenden soll dargestellt werden, dass sich das ursprünglich kulturell und politisch bedingte Konzept von zentralem Sprachideal und peripheren Sprachformen auf die volkssprachliche Grammatikographie im Italien der Frühen Neuzeit übertragen lässt. Anhand der metasprachlichen Kommentierung seitens der Grammatiker soll gezeigt werden, wie sprachliche Formen, die vom Sprachmodell Pietro Bembos abweichen, beschrieben und bewertet werden und wie sich in diesem Zusammenhang zwischen dem 16. und 18. Jh. die Peripherie – diasystematisch betrachtet – verändert, während das Zentrum das gleiche bleibt.

2. *Zentrum und Peripherie* in der Antike

Bereits in der Antike spielte das Konzept von *Zentrum* und *Peripherie* eine bedeutende Rolle. Dem Sprachgebrauch der Stadt Athen, die sich sowohl politisch als auch sprachlich als Zentrum manifestierte, standen die Gepflogenheiten der Randgebiete gegenüber. Diese Kluft kam umso mehr im Zuge der Kolonialisierung zum Tragen, als die griechischen Eroberer in 'barbarische' Gebiete vor-

drangen und dort auf fremde Völker trafen, deren Sprachen sie nicht mächtig waren und die für sie nur unverständlich vor sich hin stammelten¹ (cf. Weinrich 1985, 201; Ehlich 1986, 89; Koselleck 1989, 218; Losemann 1997, 439–441).

So prägt sich ab dem 7./6. Jh. v. Chr. nicht nur kulturell das Gegensatzpaar *Hellenen* vs. *Barbaren*, sondern auch sprachlich: *hellenismós* beschreibt das prestigereiche, reine Attische, während *barbarismós*, das sich vom griechischen Adjektiv *bárbaros* – ursprünglich mit der Bedeutung ‘fremd’, später ab dem 5. Jh. v. Chr. auch pejorativ als ‘fehlerhaft’ gebraucht – ableitet, die Verunreinigung durch Sprachkontakt bzw. des Griechischen in den Kolonien bezeichnet. Parallel dazu entstand in diesem Kontext der Ausdruck *soloikismós* (gr. *soiloikos* – ‘fehlerhaft’), der konkret auf den fehlerhaften Spachgebrauch auf der Kolonie Soloi in Kilikien angewandt wurde (cf. Deroy 1980, 304–305; Werner 1980, 491–492; Ehlich 1986, 86–87; Koselleck 1989, 213, 217–219; Andrews 2010, 208; Jungen/Lohnstein 2007, 30, Reisigl 2007, 960).

Die griechisch-römische Grammatik- und Rhetoriklehre greift genau diese beiden Begrifflichkeiten (gr. *barbarismós/soloikismós* und lat. *barbarismus/soloecismus*) auf, um Verstöße gegen die Reinheit der Sprache (gr. *hellenismós*, lat. *puritas* oder *latinitas*) zu kategorisieren. Unter einem *Barbarismus* versteht sie einen Verstoß am Einzelwort, unter *Solözismus* dagegen einen Verstoß in Wortverbindungen. Beide werden mithilfe von vier sogenannten Änderungskategorien (*adjectio*, *detractio*, *transmutatio*, *immutatio*) klassifiziert, je nachdem, ob Laute, Silben bzw. Elemente hinzugefügt, weggelassen, vertauscht oder durch andere ersetzt werden. Der *Barbarismus* kommt sowohl in der Lautung als auch Schreibung zustande und kann ebenfalls ein Fremdwort, Dialektalismus, Neologismus oder Archaismus sein, während der *Solözismus* die Syntax und die Wortarten bzw. deren Akzidentien (*persona*, *numerus*, *casus*, *tempus*, *modus*) betrifft (cf. Ehlich 1986, 75; Lausberg³ 1990, 250–253, 271–274; Jungen/Lohnstein 2007, 28; Reisigl 2007, 959–960).

So gelangen einzelne fremde bzw. barbarische Formen aus der Peripherie von außen in das sprachliche Zentrum.² Umgekehrt wird das Sprachideal, das mit der Kolonialisierung aus dem Zentrum in diese peripheren Gebiete exportiert wird, dort zunächst lückenhaft beherrscht bzw. vermischt sich mit den vor

¹ Cf. das altindische Onomatopoeikon *barbarah* – dt. ‘stammelnd’ (cf. Schnerrer³ 1997, 123).

² *Zentrum* ist hier nicht monotopisch zu verstehen, sondern im Sinne der attischen *koiné* als sprachliches Referenzmodell mit überregionaler Ausstrahlung und Verwendung als Verkehrssprache (cf. Niehoff-Panagiotidis 1994, 197–198).

Ort verbreiteten Idiomen aus Sicht der Verfechter des modellhaften Gebrauchs zu einer *unreinen* Variante.

Im Folgenden soll gezeigt werden, dass sich diese Dichotomie von zentralem Sprachideal und sprachlichen Abweichungen aus der Peripherie nicht auf den antiken Sprach- und Kulturraum beschränkt, sondern sich auch im Zeitalter der modernen europäischen Volkssprachen fortsetzt. Gerade im stark vom Humanismus geprägten und damit von antiken Traditionen beeinflussten Italien (cf. dazu etwa Tavoni 2000) lassen sich konzeptuell in Grammatiken des 16.–18. Jh.s entscheidende Parallelen ziehen.

3. Zentrales Sprachideal und periphere Abweichungen in italienischen Grammatiken

Wer sich schon einmal näher mit der italienischen Grammatikographie³ befasst hat, dem ist bekannt, dass der Großteil der Grammatiker im Zuge der Normierungsbestrebungen der Volkssprache und der Suche nach einer als Literatursprache geeigneten *volgare*-Varietät dem Modell folgt, das Pietro Bembo im 16. Jh. in seinen *Prose della volgar lingua* (1525) propagiert und das sich in der *Questione della lingua*⁴ erfolgreich durchsetzt (cf. Muljačić 1988, 294–295). Demnach orientieren sie sich am *fiorentino arcaizzante*, dem Sprachgebrauch der Autoren des *Trecento*, für den vornehmlich die *Tre Corone* Petrarca, Boccaccio und Dante maßgeblich sind (cf. Schmitt 1997, 449–451).⁵

Es gibt zahlreiche Beispiele,⁶ die belegen, dass die Grammatiker selbst immer wieder auf dieses Sprachideal hinweisen. So schreibt etwa Giovan Francesco Fortunio in den *Regole grammaticali della volgar lingua* „l'uso delli nostri auttori sarà nostra insegna“ (2001 [1516], 25). Oder aber Alberto Accarisi appelliert in seinem Kompendium *Vocabolario, grammatica, et orthographia de la lingua*

³ Cf. hierzu beispielsweise Fornara (2006).

⁴ Zur *Questione della lingua* cf. etwa Vitale (¹1967) oder Demel (2007, 81–84). Zu den einzelnen Sprachmodellen (*fiorentino trecentesco*, *fiorentino vivo*, *lingua cortigiana*) cf. auch Koch (1988) oder Krefeld (1988).

⁵ Zur Normierung des Italienischen cf. etwa Koch (1988) und Muljačić (1988). Zum Sprachausbau bzw. zum Standardisierungsprozess cf. insbesondere Kloss (²1978) und Haugen (1983).

⁶ Alle im Anschluss und in den folgenden Kapiteln angeführten Auszüge aus den Grammatiken wurden von der Verfasserin typographisch und orthographisch angepasst. Die jeweiligen sprachlichen Beispielformen werden hier zudem einheitlich kursiv gesetzt.

volgare an seine Zeitgenossen „dobbiamo seguire le pedate de gli auttori da noi approvati, & usare le voci da loro usate“ (1543, 20).

Selbst im 18. Jh. ist das Ansehen der vorbildhaften Autoren aus dem 14. Jh. noch quasi ungebrochen, wie Domenico Maria Manni, Verfasser der *Lezioni di Lingua Toscana*, beschreibt:

- (1) inalterabile autorità de' primieri cultissimi scrittori, che sono norma, e guida sicura del più forbito regolato parlare. (1737, 136)

Im Fokus der Grammatiken in der Tradition Bembo's steht ein literarisches Ideal, das sich auf den mit Prestige verbundenen Autoren gründet. Diesem zu folgen, legen die jeweiligen Grammatiker ihrer Leserschaft stets ausdrücklich nahe. Dem Sprachmodell kommt dadurch eine *zentrale* Funktion zu. Zugleich deuten die Kommentare der Grammatiker darauf hin, dass es im Gegenzug Formen gibt, die von dem anzustrebenden vorbildhaften Sprachgebrauch abweichen. Pietro Sforza Pallavicino beispielsweise geht in den *Avvertimenti grammaticali per chi scrive in lingua italiana* genau auf diesen Gegensatz ein:

- (2) Col nome d'errori dunque intendo quelli, che si scostano dall'uso ordinario degli scrittori buoni, e pregiati per politezza di lingua. (1661, 5)

Bei eingehender Betrachtung italienischer Grammatiken des 16. bis 18. Jh.s ist festzustellen, dass diese im Vergleich zur gewohnten Darstellung in modernen Grammatiken, die zumeist allein den korrekten Sprachgebrauch mit all seinen Regeln wiedergeben, zahlreiche Belege enthalten, bei denen es sich um Formen handelt, die dem Sprachideal nicht entsprechen („voci e frasi contro a[i] buoni scrittori“, Bosolini 1724, 108).

Auf Basis dessen und aufgrund der Tatsache, dass sich die italienischen Grammatiken der Frühen Neuzeit in die lange Tradition lateinischer Grammatikschreibung einreihen und dadurch insbesondere in Aufbau und Inhalt deutlich von antiken und humanistischen Vorbildern beeinflusst wurden (cf. Fornara 2004, 184; Pizzoli 2004, 128–129), lässt sich folgende Beobachtung formulieren: In italienischen Grammatiken der Frühen Neuzeit manifestiert sich das Toskanische des 14. Jh.s, das auf den Werken der guten Autoren fußend zum Modell für die Literatursprache wird, als Sprachzentrum, mit dem alle anderen sprachlichen Formen, die diesem nicht entsprechen, konfrontiert werden.

Die ursprünglich antike Dichotomie *zentrales Sprachideal* vs. *fehlerhafte Peripherie* lässt sich demnach konzeptuell vom griechisch-römischen Kultur- und Sprachraum auf den Bereich der Normierung⁷ einer modernen Volkssprache übertragen. Analog zu Griechenland und Rom, wo dem zentralen Prinzip ei-

⁷ Cf. hierzu wiederum Kloss (²1978) und Haugen (1983) sowie Muljačić (1988).

ner reinen Sprache (*hellenismós*, *latinitas*) eine Peripherie von Abweichungen an Einzelwörtern (*barbarismós*, *barbarismus*) und in Wortverbindungen (*soloikismós*, *soloecismus*) gegenüberstand, ist das Sprachideal in Italien die *toscanità*, während die Peripherie von unterschiedlichen Ausprägungen des *barbarismo* und *solecismo* gebildet wird (cf. Tab. 1).

Zentrum	Peripherie
Antikes Griechenland	
gr. <i>hellenismós</i>	gr. <i>barbarismós/soloikismós</i>
↓	
Römisches Reich	
lat. <i>latinitas</i>	lat. <i>barbarismus/soloecismus</i>
↓	
Italien der Frühen Neuzeit	
it. <i>toscanità</i>	it. <i>barbarismo/solecismo</i>

Tab. 1: Fortsetzung des Konzeptes von Zentrum und Peripherie

4. Variation und Entwicklung der Peripherie

Wie sieht nun diese Peripherie an Abweichungen aus und wie lässt sie sich näher fassen? Während sich das sprachliche Zentrum anhand seiner Merkmale – literarisch und auf Basis modellhafter Autoren aus dem 14. Jh. – relativ gut eingrenzen lässt, ist im Rahmen einer eingehenden Betrachtung der Grammatiken festzustellen, wie vielschichtig dagegen die Peripherie ist. Anhand einzelner Belege aus ausgewählten Grammatiken soll dies im Folgenden illustriert werden.

Untersucht man den Metatext der Grammatiken, fallen zunächst allgemeine Bezeichnungen für ‘Abweichung’ bzw. ‘Fehler’ wie *errore* oder *vizio* ins Auge, durch die auf die fehlerhafte Peripherie verwiesen wird:

- (3) è manifesto error medesimamente, attribuendosi lo pronome di femina a maschio.
(Fortunio 2001 [1516], 64)

Abgesehen von seltenen Textstellen, in denen die Grammatiker bestimmte Sprachformen konkret als *barbarismo* oder *solecismo* deklarieren,⁸ ist die Mehrzahl der relevanten Belege eher als implizit zu beschreiben: Sie enthalten keine

⁸ Cf. z. B. „*insieme voce legitima, assieme barbarismo*“ (Bosolini 1724, 136) oder „*astengasi [...] ciascun di noi da quelle maniere di solecismi: io andiedi [...] noi ebbamo*“ (Manni 1737, 174).

direkten Marker, die sprachliche Formen als Fehler kennzeichnen.⁹ In diesen Fällen ist nur anhand der Kommentare des Grammatikers bzw. an den jeweiligen Beispielen erkennbar, dass es sich um Erscheinungen handelt, die nicht dem Ideal entsprechen. So finden sich zahlreiche generische Belege, in denen der ideale Sprachgebrauch und eine (oder mehrere) fehlerhafte Formen einander mittels des simplen Schemas 'a e non b' gegenübergestellt werden, wie etwa „*possiamo e non potemo*“ (Ceci ²1623, 57).

Im Laufe der Jahrhunderte wird die Beschreibung der Peripherie zunehmend detaillierter. Zusätzlich zu den Angaben 'richtig vs. falsch' kommen Hinweise auf die Herkunft und den Kontext der Abweichungen hinzu. Buommattei schreibt etwa bezüglich des Gebrauchs der Demonstrativpronomina *questo*, *cotesto* und *quello*, dass außerhalb der Toskana Abweichungen vorliegen:

- (4) Errano molti non Toscani nell'uso di questi pronomi [...] dicono o scrivono *Io son venuto in cotesta città*, e pure intendon di quella dove si trovano; *Io amo cotestui o cotesto mio fratello*, accennandolo con la mano; *Datemi quel cappello*, e parlano a colui che l'ha in capo. (2007 [¹1643], 264)

Pallavicino etwa verweist zudem konkret auf die Lombardei, wo anstatt des Reflexivpronomens *ci* die Variante *si* gebraucht werde:

- (5) Alcuni, specialmente Lombardi, errano frequentemente ponendo *si*, che corrisponde al latino *se o sibi*, per *ci* che corrisponde a *nos o a nobis*; e così dicono *si partimmo, si fermammo*, in luogo di *ci partimmo, ci fermammo*. (1661, 17)

Die Ausführungen Buommatteis und Pallavicinos stellen die Toskana als geographisches Zentrum gegenüber dem Sprachgebrauch in anderen Regionen Italiens dar. Dennoch sind *Zentrum* und *Peripherie* keineswegs nur rein lokal zu verstehen. Vielmehr sind sie metaphorisch als Referenzpole zu betrachten, wie andere Belege deutlich machen.

Im 16. Jh. kommentiert Liburnio z. B. in *Le vulgari eleganzie* die Verwendung der Pronomen *lui* und *lei* in Subjektfunktion anstelle von *egli* und *ella* als 'barbarische'¹⁰ Ausdrucksweise der Toskana:

⁹ Sicherlich ist dies vor dem Hintergrund des jeweiligen Rezipientenkreises und der Ausbildung der einzelnen Grammatiker zu betrachten. Die Analyse der Grammatiken zeigt jedoch, dass bestimmte Muster in der Darstellung über die Jahrhunderte immer wiederkehren (cf. Leithner 2011), was für eine eigene metasprachliche Tradition spricht, der die Grammatiker folgen.

¹⁰ Die Markierung einer fehlerhaften bzw. vertauschten Form eines Pronomens müsste nach der Rhetoriklehre eigentlich als Solözismus erfolgen, da es sich um einen Verstoß in Wortverbindungen handelt. Die Verwendung von *barbaro* ist vermutlich generisch im Sinne von 'fehlerhaft' zu verstehen.

- (6) non mi rimembra d'aver mai letto *lui* in caso retto, abenché al di d'oggi, nel cotidiano parlare in terra di essa Toscana, io abbia sovente udito dire: *lui mi vide, lui mi ama* [...] Chi dicesse *lui*, o ver *lei m'abbracciava*, barbaramente sarà detto. Ma ben dirai *egli*, o ver *ella m'abbracciava*. Tuttavia l'uso del commune parlamento è corrotto. (2005 [1521], 43)

Die Abweichung wird zwar örtlich der Toskana zugeordnet, womit Zentrum und Peripherie scheinbar zusammenfallen. Letztere besteht hierbei allerdings in anderer Hinsicht: Formulierungen wie *al di d'oggi* sowie *cottidiano parlare* verweisen auf den zeitgenössischen mündlichen Sprachgebrauch, der nicht dem Ideal des 14. Jh. entspricht. Zugleich zeigen sich darin Tendenzen eines diasystematischen Bewusstseins der Grammatiker.

Der diachrone Aspekt spielt auch weiterhin im 17. Jh. eine Rolle. Als Abweichung vom Modell der altherwürdigen Autoren kritisiert etwa Pergamini in seinem *Trattato della lingua* die Endung *-vi*, die in der 2. Person Plural des *imperfetto* anstelle von *-vate* zu seiner Zeit gebraucht wird:

- (7) E contra questa terminatione [*-vate*], ricevuta universalmente da' regolati dicatori hanno alcuni moderni usato di scrivere, *cantavi, vedevi*, il che è manifesto errore. (1613, 173)

Weiterhin spielen zunehmend auch schichtenspezifische Angaben eine Rolle, die oftmals von einem abwertenden Beiton begleitet werden, wie es bei Corticelli der Fall ist:

- (8a) *io amavo*, come dice il volgo (1745, 109)
 (8b) *poterei, poteresti* &c. per *potrei, potresti* &c., è maniera da contadini (id., 121)

Darüber hinaus lässt sich eine weitere bedeutende Entwicklung bezüglich der Peripherie beobachten. Ende des 18. Jh.s sind in den metasprachlichen Kommentaren der Grammatiker vermehrt Verweise auf fremde Einflüsse zu beobachten. So rät z. B. Lancillotti in *I principj della lingua italiana* seinen Lesern:

- (9) sono da sfuggire le parole peregrine. (1996 [1775], 94–95)

Ebenso führt Soave zu Beginn des 19. Jh.s in seiner *Grammatica italiana* mehrere Wörter und Wendungen auf, die seiner Ansicht nach das Italienische entstellen:

- (10) [*R*]isorse, *regretto*, *le molle dello stato*, *vo a dirvi*, *vengo di fare*, e cento altre maniere di simil fatta introdotte non so da chi a deturpare, con frasi d'oltre monte, la bellissima forma dell'italiana favella. (1818, 168)

Die verstärkte Behandlung von fremdsprachigen Elementen in den Grammatiken ist vor dem Hintergrund des aufkommenden Purismus im Zusammenhang des europaweiten Einflusses durch Frankreich sowie im Zuge der Besetzung

durch Napoleon zu betrachten. Betroffen sind hierbei insbesondere Entlehnungen, für die das Italienische bereits entsprechende Ausdrücke besaß und die somit als überflüssige *francesismi* betrachtet wurden (cf. Serianni 1998, 228–231; Marazzini ³2002, 341–348; Grabner-Haider/Davidowicz/Prenner 2014: 131–133).¹¹

Zugleich lässt dies auf eine Verschiebung der Peripherie sowie eine Rückkehr zur ursprünglichen Bedeutung des Ausdrucks *barbarismo* ('Fremdwort') schließen. Während in der Antike die 'Verunreinigung' des Griechischen bzw. Lateinischen im Zentrum zunächst *interlingual* entstand, das heißt durch einzelne Wörter, die aus fremden Sprachen eindringen, war die Peripherie schließlich auch *intralingual* zu verorten, als es durch den Sprachkontakt im Zuge der Kolonialisierung und Eroberungszüge zu einem fehlerhaften Gebrauch des Griechischen bzw. Lateinischen kam.

Im Italien der Frühen Neuzeit lässt sich eine gegenläufige Entwicklung beschreiben. Zunächst handelt es sich um ein *intralinguales* Phänomen, geht es doch um die Suche nach der einen *volgare*-Varietät, die sich als Literatursprache eignete. Als die Auswahl getroffen war und sich im Rahmen der *Questione della lingua* über Jahrhunderte hinweg das Toskanische des *Trecento* etabliert hatte, wurde daraus im 18. und vor allem 19. Jh. ein *interlinguales* Problem, als der Purismus als reaktionäre Bewegung gegen den Einfluss durch Fremdwörter entstand.¹²

Resümierend kann Folgendes festgehalten werden. In Grammatiken, die sich am Modell Bembos orientieren, wird bis ins 19. Jh. als zentrales Leitbild stets der Sprachgebrauch der *buoni scrittori* des *Trecento* ausdrücklich betont. Zugleich werden über wiederkehrende Muster metasprachlicher Kommentierung der Umfang und das Ausmaß der Peripherie an Abweichungen deutlich. Die Kommentare der Grammatiker sind als *Schlüssel* zu den Abweichungen zu sehen. Neben Gegenüberstellungen des Typs *richtig* vs. *falsch* finden sich wiederholt direkte, teils plakative Marker (wie *errore*, *vizio*, *corrotto*) sowie verschiedenste Formulierungen, mittels derer die Vielfalt der abweichenden Formen kategorisierbar wird. Entsprechend zum traditionellen Zentrum des toskanischen Ideals

¹¹ Hiervon auszuschließen sind hingegen Bedürfnislehnwörter, die z. B. im fachsprachlichen Kontext aus dem Französischen übernommen wurden, da im Italienischen noch keine Äquivalente existierten. Zur Unterscheidung zwischen *Luxus-* und *Bedürfnislehnwort* cf. etwa Winter-Froemel (2011, 300–303).

¹² Cf. dazu „interlinguistico“ bzw. „intralinguistico“ (Tesi 2000, 4–5; 13–15; 21–22).

etabliert sich damit von Grammatik zu Grammatik eine parallele Traditionslinie einer Peripherie von Abweichungen.¹³

Insgesamt verbirgt sich hinter dem Gegensatzpaar *Zentrum* und *Peripherie* in den italienischen Grammatiken der Frühen Neuzeit ein breites Spektrum an Merkmalen diasystematischer Dimensionen. Es lassen sich traditionell über verschiedene Grammatiken hinweg mehrere Dichotomien abbilden, die zusammengenommen den jeweiligen Pol *Zentrum* bzw. *Peripherie* ergeben (cf. Tab. 2).¹⁴

Kategorie	Zentrum	Peripherie
dianormativ	Idealform	Abweichung(en), Variante(n)
diatopisch	Toskana	andere <i>volgari</i>
diastratisch	Elite, Oberschicht	Volk, Bauern
diaphasisch	literarisch	informell, familiär
diachronisch	<i>Trecento</i>	Zeitraum vor bzw. nach dem 14. Jh.
<i>diaintegrativ</i>	Italienisch	Fremdwörter

Tab. 2: Abbildbare Dichotomien

Das *Zentrum* bildet das Toskanische des *Trecento* als literarisches Sprachideal eines elitären Benutzerkreises. *Zentrum* ist nicht nur geographisch zu betrachten, sondern vielmehr als Referenzmodell, das sich aus verschiedenen diasystematischen Merkmalen zusammensetzt.

Dies trifft ebenfalls auf die *Peripherie* zu. Im Gegenzug zum *Zentrum* ist diese allerdings zudem breit gefächert. Dort sind verglichen mit der (überwiegend) einen, alleinigen Idealform nicht nur eine, sondern zugleich mehrere verschiedene Varianten an Abweichungen möglich.

Auf diatopischer Ebene stehen der Toskana die verschiedenen anderen *volgari* gegenüber. Diastratisch können die Abweichungen von dem der Elite

¹³ Die Verfasserin verweist an dieser Stelle auf ihre Dissertation („*I vizi del favellare*“ *Barbarismus und Solözismus in den italienischen Grammatiken der Frühen Neuzeit*, 2018), in der sie über den Rahmen dieses Beitrags hinaus, ausgehend von und im Vergleich zu Strukturen und Inhalten lateinischer Grammatiken, vertieft eine Traditionslinie im Hinblick auf sprachliche Abweichungen in italienischen Grammatiken des 16. bis 19. Jh.s verfolgt und dabei auch detailliert auf die entsprechenden metasprachlichen Kommentare sowie repetitiven Formulierungsmuster und Darstellungsmethoden eingeht.

¹⁴ Tab. 2: in Anlehnung an Coserius Architektur der Sprache (etwa ²1992, 280–285) und Hausmanns Kategorien diasystematischer Markierung (1989).

der Gebildeten vorbehaltenen Ideal aus unterschiedlichen Schichten stammen, so etwa vom Volk (*volgo*) oder speziell aus der Riege der Bauern (*contadini*). Ebenfalls sind, diaphasisch gesehen, diverse situative Kontexte denkbar, die von Ort zu Ort und Schicht zu Schicht verschiedene Abweichungen hervorbringen.¹⁵ Die diachronische Peripherie umfasst entweder Formen, die vor dem 14. Jh. in Umlauf waren, oder den zeitgenössischen bzw. den zum Zeitpunkt des Entstehens der Grammatik noch zukünftigen Gebrauch.

Um die oben dargestellte Entwicklung im Kontext des Purismus hin zu einer interlingualen Problematik zu erfassen, ließe sich eine weitere Ebene ergänzen. Sie wird hier als *diaintegrativ* bezeichnet, was die Dichotomie zwischen autochthonen Elementen als integrativen Bestandteilen der italienischen Sprache und im Italienischen überflüssigen fremdsprachigen Wörtern bzw. Wendungen ausdrücken soll.

5. Fazit: Statisches Zentrum und dynamische Peripherie

Das Konzept von *Zentrum* und *Peripherie* hat im Bereich der Sprachgeschichte eine lange Vergangenheit, die in der Antike beginnt und sich mit der Tradition des Humanismus in Italien fortsetzt. Dieses ursprünglich stark politisch geprägte Bild vom prestigereichen Zentrum und den weniger bedeutenden Randzonen lässt sich aus dem griechisch-römischen Kultur- und Sprachraum auch auf einen ganz anderen Bereich übertragen, auf die italienische Grammatikographie der Frühen Neuzeit. Vom Beginn der Normierung im 16. Jh. an bis zum 19. Jh., dem Jahrhundert, das stark von puristischen Strömungen geprägt ist und in dem schließlich Alessandro Manzoni ein neues, moderneres Sprachmodell durchsetzt (cf. Demel 2007, 84; Morgana 2009, 83–84), bleibt über Jahrhunderte hinweg ein Sprachideal der zentrale Referenzpunkt: Das Toskanische des 14. Jh.s fungiert seit Bembos Antwort auf die *Questione della lingua* traditionell als Zentrum. Formen, die davon abweichen, bilden die Peripherie. Diese ist von Beginn an vielschichtig und dynamisch. Während das Zentrum durch das Ansehen und die Autorität der vorbildhaften Autoren und Bembos nahezu unantastbar ist, unterliegt die Peripherie stetiger Änderung. Erst im 19. Jh. soll sich dies ändern, wenn durch Manzonis sprachliche Reform ein neues Zentrum als Orientierungspunkt bestimmt wird.

¹⁵ Cf. hierzu die Kommunikationsbedingungen im Nähe-Distanz-Kontinuum nach Koch/Oesterreicher (2011, 7–10).

Bibliografie

Primärliteratur

- Accarisi, Alberto (1543): *Vocabolario, grammatica, et orthographia de la lingua volgare d'Alberto Acharisio da Cento con ispositioni di molti luoghi di Dante, del Petrarca et del Boccaccio*, stampato in Cento: in casa de l'autore.
- Bembo, Pietro (2001 [¹1525]): *Prose della volgar lingua, L'editio princeps del 1525 riscontrata con l'autografo Vaticano latino 3210. Edizione critica a cura di Claudia Vela*, Bologna, CLUEB.
- Bosolini, Stefano (1724): *Midolla letteraria della lingua italiana purgata, e corretta [...] cui s'aggiunge una midolla di lettere familiari per li principianti, opera di Stefano Bosolini padovano*, in Venezia, appresso Sebastiano Coleti.
- Buommattei, Benedetto (2007 [¹1643]): *Della lingua toscana. A cura di Michele Colombo*. Firenze, presso L'Accademia.
- Ceci, Battista (²1623 [¹1618]): *Compendio d'avvertimenti di ben parlare volgare del sig. Battista Ceci, nobile d'Urbino*, in Venetia, appresso Ghirardo, & Iseppo Imberti Fratelli.
- Corticelli, Salvatore (1745): *Regole ed osservazioni della lingua toscana, ridotte a metodo per uso del Seminario di Bologna, da Salvatore Corticelli bolognese chierico regolare di S. Paolo*, in Bologna, nella stamperia di Lelio dalla Volpe.
- Fortunio, Giovan Francesco (2001 [¹1516]): *Regole grammaticali della volgar lingua. A cura di Brian Richardson*, Roma/Padova, Antenore.
- Lancillotti, Giovanni (1996 [¹1775]): *I principj della lingua italiana*, Napoli, presso i fratelli di Simone, http://www.liberliber.it/mediateca/libri/l/lancillotti/i_principj_della_lingua_italiana/pdf/i_prin_p.pdf [30.07.2016].
- Liburnio, Nicolò (2005 [¹1521]): „Le vulgari eleganzie“, in: Barucci, Guglielmo (ed.): *Le vulgari eleganzie. Le tre fontane*, Torino, RES, 7–106.
- Manni, Domenico Maria (1737): *Lezioni di Lingua Toscana*, Firenze, nella stamperia di Pietro Gaetano Viviani.
- Pallavicino, Pietro Sforza (1661): *Avvertimenti gramaticali per chi scrive in lingua italiana, dati in luce dal p. Francesco Rainaldi*. Roma: Il Varese.
- Pergamini, Giacomo (1613): *Trattato della lingua del signor Giacomo Pergamini da Fossombrone. Nel quale con una piena e distinta instruttione si dichiarano tutte le regole & i fondamenti della favella italiana*, in Venetia, per Bernardo Giunta, Gio. Battista Ciotti & compagni.

Soave, Francesco (1818): *Grammatica italiana. Ad uso delle scuole normali*, Brescia, per Bettoni Tip. provinciale e soci, Biblioteca dell'Accademia della Crusca.

Sekundärliteratur

Andrews, John (2010): *Book of isms. From Abolitionism to Zoroastrianism*, London, Profile Books Ltd.

Coseriu, Eugenio (²1992): *Einführung in die allgemeine Sprachwissenschaft*, Tübingen, Francke.

Demel, Daniela (2007): *Si dice o non si dice? Sprachnormen und normativer Diskurs in der italienischen Presse*, Frankfurt a. M., Peter Lang.

Deroy, Louis (1980): *L'emprunt linguistique*, Paris, Société d'Édition Les Belles Lettres.

Ehlich, Konrad (1986): „Der Normverstoß im Regelwerk: Über den Solözismus“, in: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 16/62, 74–91.

Fornara, Simone (2004): „Varietà e struttura nelle prime grammatiche delle lingue volgari“, in: Milani, Celestina/Finazzi, Rosa Bianca (edd.): *Per una storia della grammatica in Europa. Atti del Convegno 11–12 settembre 2003 Milano, Università Cattolica*, Milano, Pubblicazioni dell'I.S.U. Università Cattolica, 183–203.

Fornara, Simone (2006): *Breve storia della grammatica italiana*, Roma, Carocci.

Grabner-Haider, Anton/Davidowicz, Klaus S./Prenner, Karl (2014): *Kulturgeschichte der frühen Neuzeit. Von 1500 bis 1800*, Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.

Haugen, Einar (1983): „The Implementation of Corpus Planning: Theory and Practice“, in: Juan Cobarrubias, Juan/Fishman, Joshua A. (edd.): *Progress in Language Planning. International Perspectives*, Berlin/New York, Mouton, 269–289.

Hausmann, Franz Josef (1989): „Die Markierung im allgemeinen einsprachigen Wörterbuch: eine Übersicht“, in: Hausmann, Franz Josef et al. (edd.): *Wörterbücher. Ein internationales Handbuch zur Lexikographie*, Berlin, de Gruyter.

Jungen, Oliver/Lohnstein, Horst (2007): *Geschichte der Grammatiktheorie. Von Dionysios Thrax bis Noam Chomsky*, München, Wilhelm Fink.

- Kloss, Heinz (²1978): *Die Entwicklung neuer germanischer Kultursprachen seit 1800*, Düsseldorf, Schwann.
- Koch, Peter (1988): „Italienisch: Externe Sprachgeschichte. Storia della lingua. a) Externe Sprachgeschichte I. Storia della lingua I“, in: Holtus, Günter/Metzeltin, Michele/Schmitt, Christoph (edd.): *Lexikon der Romanistischen Linguistik*, vol. 4: *Italienisch, Korsisch, Sardisch*, Tübingen, Niemeyer, 343–360.
- Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf (²2011): *Gesprochene Sprache in der Romania: Französisch, Italienisch, Spanisch*, Berlin, de Gruyter.
- Koselleck, Reinhart (1989): *Vergangene Zukunft: Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt a. M., Suhrkamp.
- Krefeld, Thomas (1988): „Periodisierung des Italienischen“, in: Holtus, Günter/Metzeltin, Michele/Schmitt, Christoph (edd.): *Lexikon der Romanistischen Linguistik*, vol. 4: *Italienisch, Korsisch, Sardisch*, Tübingen, Niemeyer, 748–762.
- Lausberg, Heinrich (³1990): *Handbuch der literarischen Rhetorik. Eine Grundlegung der Literaturwissenschaft*, Stuttgart, Steiner.
- Leithner, Corina (2011): „Normen repräsentieren: Darstellungsformen in der italienischen Grammatikographie“, in: Kittler, Judith et al. (edd.): *Repräsentationsformen von Wissen. Beiträge zum XXVI. Forum Junge Romanistik in Bochum (26.–29. Mai 2010)*, München, Meidenbauer, 215–231.
- Losemann, Volker (1997): „Barbaren“, in: Cancik, Hubert/Schneider, Helmuth (edd.): *Der neue Pauly*, Stuttgart/Weimar, Metzler, 439–443.
- Marazzini, Claudio (³2002): *La lingua italiana. Profilo storico*, Bologna, Il Mulino.
- Morgana, Silvia (2009): *Breve storia della lingua italiana*, Roma, Carocci.
- Muljačić, Žarko (1988): „Italienisch: Sprachnormierung und Standardsprache. Norma e standard“, in: Holtus, Günter/Metzeltin, Michele/Schmitt, Christoph (edd.): *Lexikon der Romanistischen Linguistik*, vol. 4: *Italienisch, Korsisch, Sardisch*, Tübingen, Niemeyer, 286–305.
- Niehoff-Panagiotidis, Johannes (1994): *Koine und Diglossie*, Wiesbaden, Harrassowitz.
- Pizzoli, Lucilla (2004): *Le Grammatiche di italiano per inglesi (1550–1776). Un'analisi linguistica*, Firenze, Accademia della Crusca.

- Reisigl, Martin (2007): „Solözismus“, in: Ueding, Gert (ed.): *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*, vol. 8: *Rhet-St*, Tübingen, Niemeyer, 959–990.
- Schmauser, Corina (2018): „*I vizi del favellare*“. *Barbarismus und Solözismus in den italienischen Grammatiken der Frühen Neuzeit*, Erlangen, FAU University Press.
- Schmitt, Christian (1997): „Etappen des normativen Diskurses im Italienischen. Kriterien zur Bestimmung des Vulgare vom Trecento bis zum Ende des Umanesimo“, in: Bollée, Annegret (ed.): *Latinitas et Romanitas. Festschrift für Hans Dieter Bork zum 65. Geburtstag*, Bonn, Romanistischer Verlag, 447–460.
- Schnerrer, Rosemarie (1997): „Barbar“, in: Schulz, Hans/Basler, Otto (edd.): *Deutsches Fremdwörterbuch*, vol. 3: *Baby-Cutter*, Berlin, de Gruyter, 123–131.
- Serianni, Luca (1998): „La lingua italiana dal cosmopolitismo alla coscienza nazionale“, in: Malato, Enrico (ed.): *Storia della letteratura italiana*, vol. 6: *Il Settecento*, Roma, Salerno Editrice, 187–237.
- Tavoni, Mirko (2000): „The rediscovery of the classics in the age of Humanism“, in: Auroux, Sylvain et al. (edd.): *History of the Language Sciences. Geschichte der Sprachwissenschaften. Histoire des sciences du langage. An International Handbook on the Evolution of the Study of Language from the Beginnings to the Present. Ein internationales Handbuch zur Entwicklung der Sprachforschung von den Anfängen bis zur Gegenwart. Manuel international sur l'évolution de l'étude du langage des origines à nos jours*, Berlin, de Gruyter, 657–661.
- Tesi, Riccardo (2000): „Per la storia del termine barbarismo“, in: *Lingua nostra* LXI/1–2, 1–25.
- Vitale, Maurizio (1967): *La questione della lingua*, Palermo, Palumbo.
- Weinrich, Harald (1985): *Wege der Sprachkultur*, Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.
- Werner, Jürgen (1980): „Zum -ismus“, in: *Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung* 33/4, 488–496.
- Winter-Froemel, Esme (2011): *Entlehnung in der Kommunikation und im Sprachwandel: Theorie und Analysen zum Französischen*, Berlin, de Gruyter.

Michael Schmitz

livre als texte und als *tome*: Perspektiven auf Peripherie und Zentrum einer Mehrdeutigkeit

Jusqu'à présent, la particularité sémantique du lexème *livre* résidant dans la possibilité d'une actualisation simultanée du concept concret *tome* (physique) et du concept abstrait *texte* (non-physique) n'a été abordée par la recherche que du point de vue introspectif. Le phénomène pris en compte par cet article est analysé selon différents facteurs qui déterminent l'actualisation des significations respectives, tout en tenant compte d'une perspective épistémologique, empirique et psycholinguistique. Les résultats de cette enquête exemplaire spécifient les exigences théoriques auxquelles doit répondre la notion de contexte.

1. Gegenstand und Ansätze

Die hier anhand des Lexems *livre* 'Buch' behandelte spezifische Form einer Mehrdeutigkeit, die sich in ihrem semantischen Verhalten von jener der Polysemie differenzieren lässt, ist bereits Gegenstand einer Reihe verschiedener Arbeiten gewesen (z. B.: Nunberg 1979; 1995; Bierwisch 1983; Cruse 1986; 1995; 2000; 2004; Kleiber 1997). Diese Auseinandersetzungen haben das referentielle Verhalten des Lexems insbesondere vor dem Hintergrund der Bedeutungen *Text* im Sinne eines abstrakten (nicht-physischen) Inhalts und *Band* im Verständnis eines konkreten (physischen) Objektes in ihrer Beziehung zueinander behandelt. Folgende zwei Beispiele sollen hier zunächst einen Einblick in den Kernaspekt des Gegenstands geben:

- (1) Vêtu de probité candide et de lin blanc. (Hugo 1950, 34)
'Gekleidet in unschuldige Rechtschaffenheit und weiße Leinen.'
- (2) Ce livre est ennuyeux mais bien relié et illustré. (Kleiber 1997, 222)
'Dieses Buch ist langweilig aber gut gebunden und bebildert.'

In (1) lassen sich zwei Verwendungsweisen des Lexems *vêtir* 'kleiden' nachvollziehen. Zum einen liegt ein abstrakter Inhalt (*in Rechtschaffenheit kleiden* bzw. *hüllen*) vor, somit kein tatsächlich *physischer* Vorgang, zum anderen ist ein konkreter Inhalt (*in Leinen kleiden*) interpretativ zu entnehmen, also im Sinne *physischen* (Ein-)Kleidens. Hierin zeigt sich, dass die lexikalischen Einheiten von *vêtir* in einer Form von Konkurrenz zueinander auftreten (cf. *ibid.*). Es handelt sich bei *vêtir* um einen polysemen Ausdruck, sodass es im angeführten Beispiel zu einem Zeugma kommt, da die abstrakte Handlung (oder metaphorische)

und die konkrete (oder gewissermaßen wörtliche) Handlung gleichzeitig aktualisiert werden.

In (2) finden sich mit *livre* ebenfalls zwei Gebrauchsweisen eines Lexems. Auch hier liegen gleichzeitig die abstrakte Bedeutung (des *Textes*, der *langweilig* ist) und die konkrete Bedeutung (des *Bandes*, der gut *gebunden* und *bebildert* ist) vor. Doch hier, anders als im Fall einer Polysemie, scheint die Entstehung des Zeugmas auszubleiben. So benennt Blank denn auch *Buch* explizit als „Grenzfall zwischen Kontextvarianz und Polysemie“ (2001, 109).

Diese Form der Mehrdeutigkeit lässt sich mit Kleiber nicht nur bei Formen des Geschriebenen, sondern auch bei Organismen, Einrichtungen und Institutionen vorfinden (cf. 1997, 222). Bei *Buch* stehen sich *Text* und *Band* gegenüber. Ein ähnliches Verhältnis lässt sich bei Institutionen wie der *Bank* mit den Bedeutungen *Gebäude*, *Personal*, *Institution* feststellen. Im Folgenden wird weiter beleuchtet, inwiefern ein solch enges Verhältnis der Bedeutungen spezifischen Bedingungen unterworfen ist.

Neben dem Aufgreifen des Gegenstands bei Nunberg (1979, 151) wendet sich auch Bierwisch den kontextuell variierenden Bedeutungen von *Buch* mithilfe der Kategorisierungen „Informations-Struktur“, „physikalisches Objekt“ und „Prinzip oder Gattung“ (1983, 31) zu. Vor allem jedoch mit Cruse (1986, 68–71; 1995, 44–45; 2000, 50; 2004, *passim*) lässt sich die weitere Diskussion des in Rede stehenden Sachverhalts verfolgen, der den Ansatz Nunbergs (1995) einer *dichten Metonymie* seiner eigenen Beschreibung des Phänomens als *lexikalische Facetten mit globalem Konzept oder Gestalt* gegenüberstellt (cf. Cruse 2004). Cruse schließt damit, dass Nunbergs Ansatz für jenen sich in Beispiel (2) manifestierenden Fall keine Erklärung bietet, da er dem parallelen Auftreten von Abstraktum und Konkretum als globale Gestalt (cf. id., 95) nicht Rechnung tragen kann. Mithilfe des Lexems *roman* ‘Roman’ und den nachfolgenden Beispielen nach Kleiber (1997, 222) kann noch einmal prägnant abgebildet werden, um welche Form des Auftretens als globale Gestalt es sich handelt:

- | | | |
|-----|---------------------------------------|--|
| (3) | un nouveau livre
'ein neues Buch' | = (i) <i>tome</i> (ii) <i>texte</i>
= (i) 'Band' (ii) 'Text' |
| (4) | un nouveau roman
'ein neuer Roman' | = (i) ? <i>tome</i> (ii) <i>texte</i>
= (i) ?'Band' (ii) 'Text' |

Die parallele Aktualisierung von Konkretum und Abstraktum in (3) zeigt *livre* als globale Gestalt aus *Text* und *Band*, während *roman* hier lediglich ein Verständnis im Sinne des abstrakten *Textes* zuzulassen scheint.

Die Annahme der Existenz einer globalen Gestalt ergänzt zwar jene der dichten Metonymie in einem gewissermaßen entscheidenden Aspekt. Dennoch

kann mit einer von Cruse selbst vorgenommenen Einräumung (2004, 95) gerade die im Vergleich von (3) und (4) hervortretende Problematik als ungelöst gelten: Vor dem Hintergrund welcher Bedingungen verhalten sich weitere Lexeme wie *Wörterbuch* und *Enzyklopädie* referentiell eher wie *Buch* und *Biographie* und *Aufsatz* eher wie *Roman*? Wie sind *Zentrum* und *Peripherie*, *Zentralität* und *Randständigkeit* (cf. Blank 1997, 88) von Konkretum und Abstraktum zu verorten?

Ein hier unabdingbar erscheinendes jedoch bisher uneingelöst bleibendes Desideratum ergibt sich daraus, dass die genannten Forschungsarbeiten ihre Deskription auf der Grundlage ausschließlich introspektiv gewählter Beispiele vornehmen. Empirische Untersuchungen zu dem beschriebenen semantischen Verhalten der Lexeme sowie weiterführende Überlegungen aus einer möglichen Kontextualisierung des Phänomens mit der außersprachlichen Wirklichkeit der Referenten von *livre* sind bisher nicht erfolgt.

Die mit den bereits bei Bierwisch bemühten Benennungen wie „Information“ und „Informationsträger“ (1983, 83) immer wieder anklingende Medialität des Buches ist ein Faktum, das bisher vernachlässigt wurde. Mit „formes d'écrits“ (Kleiber 1997, 222) oder „communication“ (Cruse 2000, 41) werden durchaus Bereiche genannt, denen Lexeme dieses Mehrdeutigkeitsphänomens offenbar verstärkt zugeordnet werden können. Jedoch findet keine genauere Betrachtung dessen statt, worin das Wesenhafte dieser Bereiche besteht und welche Schlüsse sich daraus beispielsweise für kognitive Prozesse einer Konzeptualisierung von *Buch* ziehen lassen.

Die Methodik der Introspektion ist ein Hilfsmittel, das gewiss auch nach Hinzuziehen empirischer Methoden nicht vollständig abgelegt werden kann für den „mental Prozess der Hypothesenbildung und -formulierung“ (Schwarz-Friesel 2009, 112). Dennoch soll hier die Ergänzung introspektiver Herangehensweisen durch Empirie eine Absicherung für jene Hypothesenbildung liefern, die sich anderenfalls der „Gefahr an der linguistischen Realität vorbei zu theoretisieren“ (id., 110), aussetzen würde.

Die nachfolgenden Abschnitte sollen somit das erörterte Fallbeispiel einer spezifischen Form der Mehrdeutigkeit um empirische Befunde ergänzen. Diese Ergänzung soll sich auf epistemologische Erwägungen hinsichtlich einer außersprachlichen Wirklichkeit des Buches als Medium (2.) sowie korpuslinguistische (3.) und psycholinguistische Überlegungen (4.) stützen. Des Weiteren werden die Ausführungen abschließend (5.) für einige kritische Vorüberlegungen zugrunde gelegt, welche den weitgehend unklar verwendeten Begriff *Kontext* einer terminologischen Schärfung zuführen sollen.

2. Materialität eines Mediums

Noch immer sucht die Buchwissenschaft selbst ihr „Formalobjekt“ (Saxer 2010, 71) abzugrenzen und „[e]ine fachkonsensuelle Definition des Buches als Medium“ (Faulstich 2004, 68) ist noch nicht bereitgestellt. Es sei hier dennoch in einem Rahmen ohne medienbegrifflich definitonische Absichten das *Buch* zunächst unspezifisch als Medium in einer zeichentheoretischen Eigenschaft gefasst, die es für die Zwecke dieses Beitrags nachfolgend näher zu erläutern gilt. Für die Beschaffenheit eines Buches kann die „feste Verbindung von Zeichen mit einem Trägerstoff“ (Rautenberg/Wetzel 2001, 38–39) als zentral gelten. Mit Assmann lässt sich weiter verdeutlichen:

„Jedes Zeichen hat zwei Aspekte, den Aspekt seines Funktionierens in einem Zeichensystem, kraft dessen es sich überhaupt erst auf einen bestimmten Sinn beziehen kann, und den Aspekt seiner sinnlichen Erscheinungsform, kraft deren es diesen Sinn überhaupt erst zur Erscheinung bringen kann“ (1988, 143).

Eine solche „Materialität der [...] Kommunikationsinstrument[e]“ (Schmidt 2002, 63) ist die Grundlage der Wahrnehmung des Zeichens, die „in der Kommunikation“ (ibid.) als unerlässlich gelten kann. Assmann führt hier zudem weiter aus: „Der materielle Aspekt des Zeichens ist niemals kategorisch insignifikant sondern immer mehr oder weniger latent ko-signifikant“ (1988, 147). Wie weiter auszuführen sein wird, konstituiert sich gerade in dieser medialen Beschaffenheit, die hier als *Doppelstruktur aus Zeichensystem und Zeichenträger* verstanden sei (cf. Tab. 1), das Verhältnis dessen, was als *zentral* und was als *peripher* für die Semantik des hier vordergründig betrachteten Beispiellexems *livre* gesehen werden kann.

Eine an dieser Stelle deutlich herauszustellende Schlussfolgerung kann zunächst darin vorgenommen werden, dass sich das Medium des *Buches* in seiner außersprachlichen Wirklichkeit dadurch auszeichnet, dass es dafür sorgt, dass ein Zeichensystem einen Zeichenträger erhält und damit ermöglicht, dass eine räumlich und zeitlich enge Beziehung besteht zwischen Zeichen und Träger – genauer: es liegt das Assoziationsprinzip der *Kontiguität* vor (cf. Blank 1997, 235, 244) und damit eine „Kopräsenz-Relation“ (id., 253). Die damit für das Buch aufgezeigte ko-konstitutive Beziehung von Zeichensystem und Zeichenträger (cf. Tab. 1) kann als solche an dieser Stelle noch einmal zusätzlich dadurch hervorgehoben werden, dass es sich bei dieser Medialität um ein gesellschaftlich-kulturell bedingtes Phänomen mit einer „hohen psychologischen (und anthropologischen) Relevanz“ (id., 81) handelt (Funke 1999, 65; Rautenberg/Wetzel 2001, 13; Saxer 2010, 96; 2012, 47). Insofern können die hier aus epistemologischer Perspektive erörterten Verhältnisse einer außersprachlichen

Wirklichkeit des *Buches* in seiner materiellen Gegebenheit plausibel als kognitiv relevanter Gegenstand angenommen werden.

3. Ergebnisse der korpuslinguistischen Untersuchung

Wie nun lässt sich die so hervorzuhebende Beziehung der Kontiguität zwischen Zeichensystem und Zeichenträger vor dem Hintergrund tatsächlicher Situationen der Referenz mit *livre* verorten? Eine Möglichkeit, mit der sich die Relevanz dieser Beziehung zunächst unabhängig von Korpora nachvollziehen lässt, besteht in der Betrachtung verschiedener enzyklopädischer Begriffsfassungen von *Buch*. Diese können hier skizzenartig vor allem damit wiedergeben werden, dass in den einschlägigen Einträgen jene Erläuterungen zum Zeichenträger als konkret-physischer *Buchband* stets primär zu erfolgen scheinen, während der Hinweis auf die Bedeutung von *Buch* im Sinne des abstrakt-nicht-physischen *Buchinhalts* sekundär nachfolgt (cf. *livre*¹; *book*²). In der Regel schließen sich somit Beschreibungen von Fall (6) an jenen in (5) an:

- (5) C'est un gros livre avec de nombreuses illustrations en couleurs. (Kleiber 1997, 219)
'Das ist ein dickes Buch mit zahlreichen farbigen Bebilderungen.'
[*Band*]
- (6) C'est un livre très dense, difficile à comprendre. (ibid.)
'Das ist ein sehr dichtes, schwer zu verstehendes Buch.'
[*Text*]

In definitorischer Hinsicht kann die Referenz mit *livre* auf das Konkretum folglich als *zentral* eingeschätzt werden, jene auf das Abstraktum hingegen als *peripher* (cf. Tab. 1). Inwiefern entspricht nun dieses, gewissermaßen enzyklopädische, Verhältnis demjenigen, das sich korpuslinguistisch aufzeigen lässt?

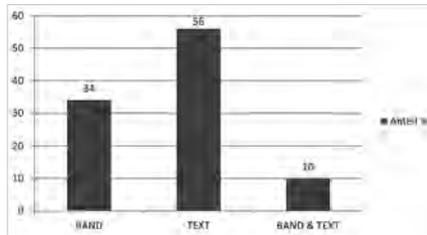
Mit *être* 'sein' sind in der durchgeführten Untersuchung die Ausdrücke *livre+être* und zum Abgleich *roman+être* in attributiver Stellung in der Annahme untersucht worden, dass in dieser Position kontextuell am ehesten Aussagen zu erwarten sind, die die mit *livre* oder *roman* bezeichneten Entitäten bestimmbar machen. Ziel war es, festzustellen, welcher der insgesamt drei genannten

¹ „Assemblage de feuilles en nombre plus ou moins élevé, portant des signes destinés à être lus“ (TLFI, s. v. *livre*).

² „The most obvious is that a book is designed to serve as an instrument of communication [...]. The second characteristic of the book is its use of writing or some other system of visual symbols (such as pictures or musical notation) to convey meaning“ (NECB, vol. 2, s. v. *book*).

Fälle (*Band+Text*; *Text*; *Band*) überwiegend auftritt, um so eine Tendenz zu ermitteln, worauf mit den Lexemen *livre* und *roman* mit der höchsten Frequenz referiert wird. Alle Belege wurden dem Korpus *Frantext* entnommen, wobei je Ausdruck 100 Belege berücksichtigt wurden, darunter jeweils 50 aus Romanen des 19. und, im Sinne eines diachronen Abgleichs, 50 aus Romanen des 20. Jh.s. Die Auswahl der *Frantext*-Kategorie *Roman* ergibt sich vor allem daraus, dass es sich hierbei um das höchste Textanzahl/Genre-Verhältnis bei gleichzeitiger Erwartbarkeit hoher kontextueller Varianz handelt.

Mit den nachfolgend abgebildeten Diagrammen lässt sich zeigen, dass die Referenz mit *livre* auf den abstrakten *Text* die höchste Frequenz hat und die referentielle Situation somit im *Zentrum* steht. Weniger *zentral* ist die Referenz auf das Konkretum *Band* und nur die parallele Referenz auf *Text+Band* ist noch



weniger vertreten:

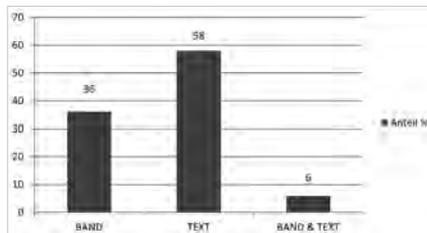


Abb. 1: *livre* | 19. Jahrhundert | Band (17); Text (28); Band & Text (5)

Abb. 2: *livre* | 20. Jahrhundert | Band (18); Text (29); Band & Text (3)

Bei *roman* ist die Referenz auf das Abstraktum *Text* ebenfalls vordergründig, sowohl für das 19. als auch das 20. Jh., während die Referenz auf das Konkretum *Band* allein nicht nachweisbar ist und die parallele Referenz nur in wenigen Fällen auftritt:

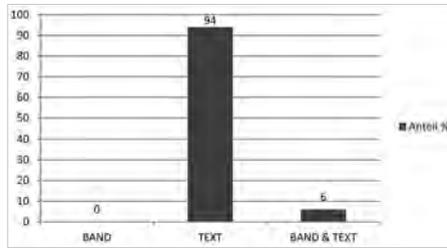


Abb. 3: roman | 19. Jahrhundert | Band (0); Text (47); Band & Text (3)

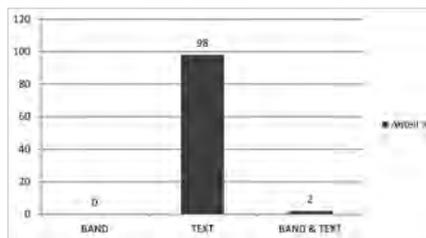


Abb. 4: roman | 20. Jahrhundert | Band (0); Text (49); Band & Text (1)

Zum einen zeigen diese Ergebnisse, dass auch der im Eingangsbeispiel genannte Fall von *livre* einer gleichzeitigen Aktualisierung von *Text* und *Band* im tatsächlichen referentiellen Verhalten des Lexems keine nennenswerte Rolle zu spielen scheint. Hingegen ist an dieser Stelle umso prägnanter, dass die Referenz desselben Lexems auf das Abstraktum *Text* hier nun ins *Zentrum* rückt, während sich die Bedeutsamkeit der Referenz auf das Konkretum *Band* deutlich in die *Peripherie* verschiebt. Das enzyklopädische Verhältnis liegt korpuslinguistisch betrachtet nun gewissermaßen umgekehrt vor (cf. Tab. 1).

4. Psycholinguistische Verortung

Die Untersuchung zeigt bisher, dass das Lexem *livre* offenbar vor allem für die Referenz auf das Abstraktum *Text* nutzbar gemacht wird, während gleichzeitig die konkret-physische Materialität des Zeichenträgers dennoch als Entitätsmerkmal in seiner enzyklopädischen Erfassung, im Sinne Assmans (1988), *ko-signifikant* bleibt. Ein sich hierin manifestierendes Verhältnis zwischen dem Konkret-physischen und Abstrakt-nicht-physischen lässt sich mit einigen Annahmen aus kognitions- und psycholinguistischer Perspektive näher erfassen.

Diejenige Bedeutung von *Buch*, die in der Enzyklopädie als erster Eintrag aufgeführt ist, bezieht sich, wie bereits vermerkt, auf das Buch als Objekt im

physischen Sinne. Es sind eben solche wahrnehmbaren Eigenschaften, die für die Konzeptualisierung und Vorstellung von Konkreta vordergründig sind. Konkreta werden, verstanden im Sinne des *lexical access*, aufgrund der mit ihnen assoziierten konkret-physischen Eigenschaften kognitiv schneller verarbeitet (Barsalou/Wierner-Hastings 2005, 130s.; Wierner-Hastings/Xu 2005, 720; Nelson/Schreiber 1992, 18; Schwanenflugel/Shoben 1983, 82, 94) – schneller als Abstrakta wie das hier relevante *Text*.

Im Vergleich zu Konkreta ist es für die Vorstellung von Abstrakta deutlich vordergründiger, zu welchem situationalen Kontext sie in Beziehung stehen (Barsalou/Wierner-Hastings 2005, 152, 157). Das heißt, die Verbindung zwischen abstrakten Konzepten und ihren Hintergrundsituationen ist äußerst prägnant (cf. Wierner-Hastings 1998, 271; Yeh/Barsalou 2006, 372–374). Wenn der kognitive Zugang zu einem bestimmten Konzept erfolgt, wird die mit dem Konzept assoziierte relevante Situation aktiviert – und dies erfolgt auch umgekehrt, sodass auch eine entsprechende präzente Situation das einschlägige Konzept aktivieren kann (cf. id., 373; cf. Blank 1997, 244).

Übertragen auf den Fall des Lexems *livre* lässt sich hier annehmen, dass die kognitive Aktivierung eines Konzeptes *Text* mit hoher Wahrscheinlichkeit in Zusammenhang mit dem Zugriff auf das Konzept einer Form von Trägerstoff erfolgt, woraus sich mit Wierner-Hastings/Krug/Xu eine prägnante Form reziproker situationaler Aneinandergebundtheit der beiden Konzepte ableiten lässt:

“Depending on the situation aspects that an abstract concept entity is contingent on, it can occur in many or few kinds of context. Roughly, the more particular situation elements are necessarily involved in its manifestations the more constrained its occurrence is” (2001, 1108).

Es ließe sich hier einwenden, dass die Okkurrenz von *Büchern* als physische Objekte durchaus von situational stark unterschiedlichen Elementen und Aspekten begleitet sein kann: „Die Anschauung von einem bestimmten Objekt ändert sich also, wenn man den Kontext, in dem es auftaucht, wechselt, bzw. es ganz aus diesem Kontext isoliert“ (Blank 1997, 88). Dennoch erscheint die Annahme äußerst plausibel, dass für einen *Text* zumindest ein Aspekt situational in der Regel gegeben ist: der kontigente Zeichenträger. Zwischen Zeichensystem und Zeichenträger kommt es nicht zu einer willkürlichen Kookkurrenz, sondern es besteht eine bedeutungsvolle Interdependenz. Sie kann als relevant für eine gemeinsame Konzeptualisierung gelten (cf. Yeh/Barsalou 2006, 357). Zum einen kann angenommen werden, dass Objekte gesamtheitlich mit denjenigen Aspekten konzeptualisiert werden, für die sie verwendet werden (Gärdenfors/Warglien 2012, 487; Newen 2017, 767). Dies gilt umso mehr für Artefakte (cf.

Chao/Martin 2000, 483). Insofern erscheint es plausibel, dass mit einem Buch, das existiert, um Zeichen zu materialisieren und erfahrbar zu machen, Konkretum und Abstraktum als gemeinsame Gestalt konzeptualisiert werden und dass es im realen Gebrauch des Lexems und im Umgang mit einem Buch vor allem um den abstrakten Text/Inhalt geht.

Hinsichtlich des Verhältnisses des Konkreten und Abstrakten für den festgestellten Wortgebrauch von *livre* kann hier ein weiterer Aspekt hinzugefügt werden. Die Eigenheiten einer abstrakten Entität selbst beeinflussen nicht entscheidend, ob sie als abstrakt wahrgenommen wird; sondern die Abstraktheit derjenigen Elemente, die in der Situation vorhanden sind und die Entität umgeben (Wiemer-Hastings/Krug/Xu 2001, 1010). Wenn nun Konkretum und Abstraktum hier als gemeinsame Gestalt konzeptualisiert sind, aber im Sinne des *lexical access* der kognitive Aufwand geringer ist, ein Konkretum zu verarbeiten, ist die folgende Annahme plausibel: Das Lexem *livre*, welches enzyklopädisch primär den konkret-physischen Gegenstand benennt, wird nutzbar gemacht, um auf das Abstraktum zu referieren, da dies der kognitiv simplere Schritt ist. Dies erscheint umso naheliegender, als eine abstrakte Entität dadurch als *relativ konkretisiert* gelten kann (cf. Tab. 1), dass sich in ihrem situationalen Kontext konkret-physische Elemente verorten lassen (id., 1011). Dies fügt sich unmittelbar in die Überlegung Blanks, nach denen „die Metonymie unter anderem gerade dazu verwendet werden [kann], Abstrakta oder vergleichsweise ‚undingliche‘ Wörter [...] zu konkretisieren [...]“ (1997, 246).

Eine abstrakte Entität erscheint folglich umso weniger abstrakt, je umfangreicher sich mit dieser in bestimmten Situationen etwas Konkret-physisches in Verbindung bringen lässt.³ Anhand des Lexems *livre*, oder auch der Äquivalente in weiteren Sprachen, lassen sich mit den gemachten Beobachtungen die Auswirkungen der genannten Kontiguität zwischen konkreter und abstrakter Entität nachvollziehen. Diese kann genauer als eine *relativ permanente* Kontiguität beschrieben werden, da es sich hier um ein menschengemachtes Verhältnis, also um ein nicht notwendig existentes Artefakt handelt (cf. id., 73–74; 237). Aus der vorgenommenen epistemologisch-kulturwissenschaftlichen, korpuslinguistischen sowie psycholinguistischen Situierung des Fallbeispiels *livre* ist insgesamt für das Verhältnis der Bedeutungen *Text* und *Band* festzuhalten, dass dasjenige, was gewissermaßen im Gebrauch des Lexems *livre* die *Peripherie* zu sein scheint – der Buchkörper –, tatsächlich latent ko-signifikant bleibt und das

³ Für ein Verständnis graduierbarer oder gradueller *Abstrakt-* und *Konkretheit* siehe auch die ausführlichen Darstellungen nach Schrauf, insbesondere zur ontologischen und konzeptuellen Konkretheit (2011, 53).

Zentrum – den Buchinhalt – erst als solchen besonders greifbar macht. Mit der nachfolgenden Tabelle können die gemachten Überlegungen noch einmal überblickt werden:

<i>Livre 'Buch'</i>			
	Zeichenträger (konkret)	Psycholinguistisch	Zeichensystem (abstrakt)
Medial	Ko-Konstituens	<> (Reziproke Evokation durch relativ permanente Kontiguität)	Ko-Konstituens
Enzyklopädisch	<i>zentral</i>	> (Kognitive Relevanz des konkret-physischen Zeichenträgers deskriptiv vordergründig)	<i>peripher</i>
Korpuslinguistisch	<i>peripher</i>	< (Zeichensystem im Sprachgebrauch vordergründig)	<i>zentral</i>
>>> <i>relative Konkretisierung</i> >>>			

Tab. 1: Übersicht

5. *En guise de conclusion* – Kontext

Die genannte *relativ permanente Kontiguität* bzw. das Verhältnis zweier Entitäten zueinander (oder auch mehrerer zu einer) ergibt sich aus einer prägnanten raumzeitlichen Aufeinanderbezogenheit. Sie kann an dieser Stelle noch einmal für ein deutlich über den hier vorgestellten Einzelbefund hinausgehendes Erkenntnisinteresse hervorgehoben werden.

Die hier vor allem zu Beginn mitgeführte Kritik an einem äußerst problematisch erscheinenden, bisher überwiegend introspektiv erfolgten Zugriff auf den behandelten Gegenstand lässt sich hieran anschließen. Nicht nur eine umfassende Einbeziehung von Kontext und Kontextualisierung des mit dem Lexem sprachlich verhandelten Gegenstandes ist ausgeblieben. Ohnehin kann darüber hinaus kritisch betrachtet werden, dass sich der Begriff *Kontext* selbst auf keinerlei konsistente theoretische Grundlage stützen lässt und bereits in älterer Forschungsliteratur manchen als „a kind of conceptual garbage can“ (Smith/Glenberg/Bjork 1978, 342) gilt. Aber auch neuere Arbeiten, in deren Mittelpunkt gar eine umfassendere theoretische Auseinandersetzung mit der Frage

im Vordergrund steht, welche Quantität von *kontextabhängigen* Faktoren für die Behandlung (wort)semantischer Probleme angenommen werden muss (*Semantic Minimalism, Contextualism, Moderate Contextualism, Literalism*), verweisen lediglich am Rande (cf. Cappelen 2007, 18) auf den Mangel kohärenter Ansätze zur Beschreibung von *Kontext* – trotz unverändert starken Rekurrens auf den Begriff (cf. Meibauer 2012, 9).

Die hier aus verschiedenen Perspektiven erfolgten Ausführungen zeigen die hohe Relevanz der Betrachtung eines Kontextes, dessen (auch theoretische) Erfassung weit mehr berücksichtigen muss als verschiedene Kollokationen von Wörtern und vor allem die Beschaffenheit eines sprachlich verhandelten Referenten fokussieren sollte (cf. Clark/Carlson 1981, 314, cf. Busse 2012, 73s.). Eine Perspektive auf das in dieser Hinsicht *Periphere* und *Zentrale* ergibt sich ebenso prägnant bei Blank:

„Nicht die Wörter eines [...] Sachfeldes stehen nun aber in Kontiguitätsrelation (das tun sie nur, wenn man sie zusammen auflistet [...]), sondern die hinter ihnen stehenden Designate [...]“ (1997, 237).

Dieser Beitrag kann somit nicht nur als ergänzende oder auch erweiternde Betrachtung des hier untersuchten Einzelfalls einer Form der Mehrdeutigkeit gesehen werden, sondern gleichermaßen als ein Plädoyer für eine grundsätzlich auch epistemisch und psycholinguistisch vorzunehmende Beleuchtung von semantischen Fragestellungen. Eine solche Beleuchtung sollte, wie mit den gemachten Beobachtungen zu *livre*, stets die Elemente berücksichtigen, die zur untersuchten Entität in räumlicher und zeitlicher Beziehung stehen (cf. id., 134; cf. Meibauer 2012, 27). Sie sollte somit die hohe Relevanz des Assoziationsprinzips der Kontiguität reflektieren, die auch bei Györi (2014) als zentral für Lexikalisierungsprozesse hervorgehoben wird, und dabei aber immer auch der Tatsache Rechnung tragen, dass eine solche Kontiguitätsrelation nicht notwendig gegeben, sondern auch (*artefaktual*) konstruiert und perpetuiert sein kann. So ist sicherlich auch weiter zu erwägen, inwiefern Änderungen in der Stabilität einer solchen Beziehung der materiellen Bindung – so möglicherweise beim E-Book – sich auf die Konzeptualisierung auswirken.

Bibliografie

Assmann, Jan (1988): „Im Schatten junger Medienblüte. Ägypten und die Materialität des Zeichens“, in: Gumbrecht, H. Ulrich/Pfeiffer, K. Ludwig (edd.): *Materialität der Kommunikation*, Frankfurt a. M., Suhrkamp, 141–160.

- Barsalou, Lawrence W./Wiemer-Hastings, Katja (2005): „Situating abstract concepts“, in: Pecher, Diane/Zwaan, Rolf A. (edd.): *Grounding cognition. The role of perception and action in memory, language, and thought*, Cambridge, CUP, 129–163.
- Bierwisch, Manfred (1983): „Semantische und konzeptuelle Repräsentation lexikalischer Einheiten“, in: Růžička, Rudolf/Motsch, Wolfgang (edd.): *Untersuchungen zur Semantik*, Berlin, Akademie-Verlag [Studia grammatica 22], 61–99.
- Blank, Andreas (2001): *Einführung in die lexikalische Semantik für Romanisten*, Tübingen, Niemeyer [Romanistische Arbeitshefte 45].
- Blank, Andreas (1997): *Prinzipien des lexikalischen Bedeutungswandels am Beispiel der romanischen Sprachen*, Tübingen, Niemeyer [Beihefte zur Zeitschrift für romanische Philologie 285].
- Busse, Dietrich (2012): *Frame-Semantik. Ein Kompendium*, Berlin, de Gruyter.
- Cappelen, Herman (2007): „Semantics and Pragmatics: Some Central Issues“, in: Preyer, Gerhard/Peter, Georg (edd.): *Context-sensitivity and Semantic Minimalism. New Essays on Semantics and Pragmatics*, Oxford, OUP, 3–22.
- Chao, Linda L./Martin, Alex (2000): „Representation of Manipulable Man-Made Objects in the Dorsal Stream“, in: *NeuroImage* 12/4, 478–484.
- Clark, H. Herbert/Carlson, Thomas B. (1981): „Context for comprehension“, in: Long, John/Baddeley, Alan (edd.): *Attention and Performance IX*, Hillsdale (New Jersey), LEA, 313–330.
- Cruse, D. Alan (2004): „Lexical facets and metonymy“, in: *Ilha do Desterro* 47, 73–96.
- Cruse, D. Alan (2000): „Aspects of the micro-structure of word meanings“, in: Ravin, Yael/Leacock, Claudia (edd.): *Polysemy. Theoretical and computational approaches*, Oxford, OUP [Oxford linguistics], 30–51.
- Cruse, D. Alan (1995): „Polysemy and related phenomena from a cognitive linguistic viewpoint“, in: Saint-Dizier, Patrick/Viegas, Evelyn (edd.): *Computational lexical semantics*, Cambridge, CUP [Studies in natural processing], 33–49.
- Cruse, D. Alan (1986): *Lexical semantics*, Cambridge, CUP [Cambridge textbooks in linguistics].
- Faulstich, Werner (2004): *Medienwissenschaft*, München/Paderborn, Wilhelm Fink.

- Funke, Fritz (1999): *Buchkunde. Ein Überblick über die Geschichte des Buch- und Schriftwesens*, München, Saur.
- Gärdenfors, Peter/Warglien, Massimo (2012): „Using Conceptual Spaces to Model Actions and Events“, in: *Journal of Semantics* 29/4, 487–519.
- Györi, Gábor (2014): „On the primacy of metonymic construal in lexicalization processes“, in: *Argumentum* 10, 301–311.
- Hugo, Victor (1950): „Booz endormi“, in: Hugo, Victor: *La Légende des siècles. La Fin de Satin. Dieu. Édition établie et annotée par Jacques Truchet*, Paris, Gallimard, 33–36.
- Kleiber, Georges (1997): „Cognition, sémantique et facettes. Une ‚histoire‘ de livres et de [...] romans“, in: Kleiber, Georges/Riegel, Martin (edd.): *Les Formes du Sens. Études de linguistique française, médiévale et générale offertes à Robert Martin à l'occasion de ses 60 ans*, Louvain-La-Neuve, Duculot, 219–231.
- Nelson, Douglas L./Schreiber, Thomas A. (1992): „Word concreteness and word structure as independent determinants of recall“, in: *Journal of memory and language* 31/2, 237–260.
- Newen, Albert (2017): „Defending the liberal-content view of perceptual experience. Direct social perception of emotions and person impressions“, in: *Synthese* 194/3, 761–785.
- Rautenberg, Ursula/Wetzel, Dirk (2001): *Buch*, Tübingen, Niemeyer [Grundlagen der Medienkommunikation 11].
- Saxer, Ulrich (2012): *Mediengesellschaft. Eine kommunikationssoziologische Perspektive*, Wiesbaden, Springer VS.
- Saxer, Ulrich (2010): „Buchwissenschaft als Medienwissenschaft“, in: Rautenberg, Ursula (ed.): *Buchwissenschaft in Deutschland*, vol. 1, Berlin, de Gruyter/Saur, 65–104.
- Schmidt, Siegfried J. (2002): „Medienwissenschaft und Nachbardisziplinen“, in: Rusch, Gebhard (ed.): *Einführung in die Medienwissenschaft. Konzeptionen, Theorien, Methoden, Anwendungen*, Westdeutscher Verlag, 53–68.
- Smith, Steven M./Glenberg, Arthur/Bjork, Robert A. (1978): „Environmental context and human memory“, in: *Memory & Cognition* 6/4, 342–353.
- Schwanenflugel, Paula J./Shoben, Edward J. (1983): „Differential context effects in the comprehension of abstract and concrete verbal materials“, in: *Journal of Experimental Psychology: Learning, Memory, and Cognition* 9/1, 82–102.

- Schwarz-Friesel, Monika (2009): „Zum Status externer Evidenz in der Kognitiven Linguistik. Daten-Verarbeitung als Problem der Kompatibilität oder der Paradigmenstagnation?“, in: *Sprachtheorie und germanistische Linguistik* 19/2, 103–125.
- Schrauf, Judith (2011): *Vom Konkreten im Abstrakten: eine kognitionslinguistische Analyse zu Konkreta und Abstrakta*, <http://archiv.ub.uni-marburg.de/diss/z2011/0620/pdf/djs.pdf> [21.02.2016].
- Wiemer-Hastings, Katja (1998): „Abstract noun classification: Using a neural network to match word context and word meaning“, in: *Behavior Research Methods, Instruments, & Computers* 30/2, 264–271.
- Wiemer-Hastings, Katja/Krug, Jan/Xu, Xu (2001): „Imagery, context availability, contextual constraint, and abstractness“, in: Moore, Johanna D./Stenning, Keith (edd.): *Proceedings of the 23rd annual conference of the cognitive science society*, Mahwah (New Jersey)/London, LEA, 1106–1111.
- Wiemer-Hastings, Katja/Xu, Xu (2005): „Content differences for abstract and concrete concepts“, in: *Cognitive Science* 29/5, 719–736.
- Yeh, Wenchi/Barsalou, Lawrence W. (2006): „The situated nature of concepts“, in: *The American journal of psychology* 119/3, 349–384.

Lexika

- NECB = Encyclopaedia Britannica (ed.) (¹⁵2002): *The New Encyclopaedia Britannica*, vol. 2: *Bayeu-Ceanothus*, Chicago et al., Encyclopaedia Britannica.
- TLFI = ATILF/CNRS/Nancy Université (2002–), *Trésor de la langue française informatisé*, <http://atilf.atilf.fr/tlf.htm> [14.05.2015].

Korpus

- Frantext* = ATILF/CNRS/Nancy Université (1992–), *Base textuelle Frantext*, Nancy, <http://www.frantext.fr/> [1.10.2014–1.04.2015].

Kai Schöpe

Gender, Grenze und Gewalt: Édouard Louis' *En finir avec Eddy Bellegueule* und Abdellah Taïas *Un pays pour mourir*

Les deux romans posent la question de la relation entre l'identité individuelle et son consentement au gré du milieu social. Les protagonistes partagent l'espoir qu'une fuite de leur lieu d'origine améliore leurs conditions de vie. Eddy Bellegueule grandit dans un village de Picardie, dont il subit le rejet à cause de ses « manières efféminées ». Chez Taïa les personnages – une prostituée marocaine, un algérien sur le point de changer de sexe, un révolutionnaire iranien homosexuel – racontent leurs vies à Paris qu'ils mènent à la périphérie du centre. Contrairement, Eddy finit par se retrouver à Paris dans une classe sociale dont il gagne le respect et la reconnaissance. En considérant des motifs communs et de la théorie de Bourdieu cette rédaction analyse la question de la réussite et de l'échec des libérations transgressives.

1. Einleitung

Die Schriftsteller Abdellah Taïa, geboren 1973 in Salé, einer Nachbarstadt der marokkanischen Hauptstadt Rabat, und Édouard Louis, geboren 1992 im Distrikt Amiens der nordfranzösischen Picardie, leben offen homosexuell in Paris und verarbeiten in ihren Werken ihre Erfahrungen in homophoben Kontexten. Die Romane *Un pays pour mourir* (2015) und *En finir avec Eddy Bellegueule* (2014) stellen markante Zäsuren in ihrem Schaffen dar. Abdellah Taïas Text unterscheidet sich von seinen bisherigen Erzählungen¹ vor allem durch die einfache Sprache sowie die Situierung der Haupthandlungen in Paris.² Édouard Louis hat mit *Eddy* seinen überaus erfolgreichen, autofiktionalen Debutroman vorgelegt.

¹ Zu nennen wären hier der mit dem *prix de Flore* ausgezeichnete Roman *Le Jour du Roi* (2010), *Une mélancolie arabe* (2008) sowie *L'armée du Salut* (2006), den der Autor 2014 auch verfilmt hat.

² Im Gegensatz zu *Un pays pour mourir* sind die zuvor erschienenen Romane Taïas hauptsächlich in Nordafrika angesiedelt. Die Forschung behandelt diese Werke primär mit Blick auf interkulturelle Fragestellungen, interethnische Beziehungen sowie das Verhältnis von Islam und Homosexualität. Cf. Mack (2014); Ncube (2013). Einen Überblick über die frühen Romane bietet Parris (2009).

Beide Romane ähneln sich in ihrem brutalen Realismus sowie der Verknüpfung von Identitätsfragen mit der Abhängigkeit ihrer Akzeptanz von sozialen Milieus. Zudem eint die Protagonist*innen die Hoffnung, dass eine Flucht aus ihrem Herkunftsort eine Verbesserung ihrer Lebenssituation mit sich bringt. Eddy Bellegueule wächst in einem Dorf im Norden Frankreichs auf, dessen ländliche Umgebung der homosexuelle Junge als infernalen Ort erlebt, an dem jede Transgression der tradierten, selbstverständlichen Ordnung mit brutaler sprachlicher wie körperlicher Gewalt bestraft wird. In Abdellah Taïas Roman berichten die Figuren – eine marokkanische Prostituierte, ein algerischer Transsexueller sowie ein homosexueller Revolutionär aus dem Iran – in ineinander verwobenen Fragmenten von ihrem Leben in Paris. Zwar haben sie ihren Sehnsuchtsort erreicht, doch führen sie dort ein Leben, das abseits vom Zentrum Frankreichs und seiner Gesellschaft liegt.

Motivische Gemeinsamkeiten sowie die Parallelisierung von Grenzüberschreitungen konkret räumlicher Art einerseits und tradierter *gender*-Rollen³ andererseits lassen die Frage nach dem Gelingen und Scheitern transgressiver Befreiungsschläge umso deutlicher hervortreten: Eddy, der weiße, diskriminierte und misshandelte Homosexuelle aus der Picardie schafft den Ausstieg qua Bildung. Er flieht aus seinem Heimatdorf, um zunächst in Amiens das Gymnasium zu besuchen. Schließlich beendet er seine vorherige Existenz: Aus Eddy Bellegueule wird Édouard Louis, der an der ENS in Paris Soziologie studiert und einen Erfolgsroman schreibt.⁴ Für Abdellah Taïas Protagonist*innen hingegen erfüllen sich die Träume von Paris als Zentrum der Freiheit und Menschenrechte nicht: Ihre Welt ist un pays pour mourir, ein postkolonialer Raum, der sich den Hoffnungen der Schutzsuchenden entzieht und laut Auskunft des Autors auf die marokkanische Redewendung verweist: „Ce n'est pas un pays pour vivre, le Maroc, c'est un pays pour mourir.“ (Islah 2015). Entgegen der Hoffnungen der Romanfiguren und der Erwartungen der Leser*innen nimmt Frankreich die Stelle Marokkos ein.

Die Romane liefern somit unterschiedliche Sichtweisen auf Frankreich und seine Hauptstadt. Dadurch wird erfahrbar, dass Zentrum und Peripherie kei-

³ Zur Problematisierung der *sex/gender*-Unterscheidung insbesondere mit Blick auf die alltagsweltliche Bedeutung der Konzepte cf. Villa (2014, 283).

⁴ Zur Flucht homosexueller junger Männer in die Städte cf. Eribon (1999), der in seinen *Théories de la littérature* (2015, 99) explizit auf den ihm gewidmeten Roman Louis' verweist: „Sur la fuite comme nécessité individuelle pour l'invention de soi et sur la perception lucide et critique qu'elle rend possible des structures de l'ordre social et sexuel, voir le roman d'Édouard Louis, *En finir avec Eddy Bellegueule*“.

ne absoluten Größen sind, sondern in der Wahrnehmung des Individuums entstehen bzw. individuell unterschiedliche Geltung haben. Paris ist nicht nur politisches, wirtschaftliches und kulturelles Zentrum des Landes, sondern in der kollektiven Wahrnehmung Ursprungsort der Menschenrechte und aufgeklärtes Zentrum der Freiheit. Wem sich dieses Zentrum jedoch entzieht, problematisiert dieser Beitrag. Zunächst wird als Kontrastfolie die transregionale Geschichte von Eddy fokussiert, die eine periphere Welt innerhalb Frankreichs und seiner Gesellschaft sichtbar macht. Rettendes Zentrum bleibt für Eddy recht konventionell Paris. Sodann wird gezeigt, wie der Mythos von Paris als *plus belle ville au monde* bei Taïa dekonstruiert wird. Zusammengeführt werden die Beobachtungen über die für beide Texte zentralen Körperdiskurse, die sich über die Erfahrung der Transgression traditioneller *gender*-Entwürfe konstituieren und somit aufzeigen, inwiefern *gender*, Grenze und Gewalt⁵ in den Romanen zusammengedacht werden.

2. Von der Peripherie ins Zentrum der Aufmerksamkeit, oder: Warum *Eddy Bellegueule* so erfolgreich ist

Seit dem Erscheinen seines Erfolgsromans hat sich Édouard Louis vielfach zu seinem Werk geäußert. So auch im Gespräch mit Friederike Schilbach vom Fischer Verlag, bei dem der Roman in Deutschland erscheint:

„In allen Ländern, in denen der Roman bisher erschienen ist, wurden beide Themen, Klasse und Homosexualität, immer zusammen gesehen. Genau darum ging es mir ja auch, zu zeigen, wie sich beides bedingt. Schwul zu sein im Iran, in Russland, im Marais in Paris, in Berlin oder in einem kleinen Dorf in Nordfrankreich ist eben nicht dasselbe. [...] Es gibt das Thema der Sexualität also nie unabhängig vom Thema des Milieus, der Klasse, das ist ein- und dasselbe“ (Louis 2014 [Interv. m. F. Schilbach]).

Im Verweis auf die Bedeutung des Milieus für die Akzeptanz oder Nicht-Akzeptanz von Homosexualität besteht in der Tat eine zentrale Verbindung zu Louis'

⁵ Die titelgebende Trias drückt einerseits aus, dass *gender*-Zuschreibungen als gewaltsame Grenzbeziehungen wirken. Andererseits wird in der von den Romanen verhandelten Polysemie der *Grenze* die Einsicht der Forschung vermittelt, dass „Geschlecht, Körper oder Sexualität nie allein daher [kommen]. Sowohl auf der gesellschaftstheoretischen Ebene der Konstitution wie auf der praxeologischen Ebene der Konstruktion [...] sind Geschlecht, Klasse, Sexualität, ‚race‘ und womöglich noch weitere Gegenstände des Sozialen [...] systematisch und gleichursprünglich miteinander verwoben“ (Villa 2014, 295). Zu dieser *Intersektionalität* verweist die Autorin auf Lutz/Herrera Vivar/Supik (2013). Für Ansätze zur Nutzung dieses Begriffs in der Erzähltextanalyse cf. Klein/Schnicke (2014).

Roman: Eddy wächst in der Provinz auf, wo er Furchtbares erlebt, nachdem sein Umfeld sein Anderssein erkannt und verbal markiert hat:

« *C'est toi le pédé ?* En la prononçant ils l'avaient inscrite en moi pour toujours tel un stigmaté, ces marques que les Grecs gravaient au fer rouge ou au couteau sur le corps des individus déviants, dangereux pour la communauté » (Louis 2014, 15s.).

Eine derartige Beleidigung stellt laut Didier Eribon den Beginn der von ihm analysierten *honte sexuelle* und somit eine kollektive Erfahrung Homosexueller dar, die auf diese Weise ihre „vulnérabilité psychologique et sociale“ (Eribon 1999, 29) erleben. Den Grund für die angesprochene Stigmatisierung liefert Louis' Ich-Erzähler den Leser*innen selbst:

« Quand j'ai commencé à m'exprimer, à apprendre le langage, ma voix a spontanément pris des intonations féminines. Elle était plus aiguë que celle des autres garçons. Chaque fois que je prenais la parole mes mains s'agitaient frénétiquement, dans tous les sens, se tordaient, brassaient l'air.

Mes parents appelaient ça des *airs*, ils me disaient *Arrête avec tes airs*. Ils s'interrogeaient *Pourquoi Eddy il se comporte comme une gonzesse*. Ils m'enjoignaient : *Calme-toi, tu peux pas arrêter avec tes grands gestes de folle*. Ils pensaient que j'avais fait le choix d'être efféminé, comme une esthétique de moi-même que j'aurais poursuivie pour leur déplaire » (id., 27s.).

Neben diesem *devianten* Erscheinungsbild interessiert sich Eddy für Dinge, die in seinem Dorf als Mädchen-Sachen wahrgenommen werden, wie das Theater, Chansons, Kleider etc. Zudem ist er gut in der Schule, was als nicht jungentypisch bewertet wird: „[L]a docilité à l'école était une caractéristique féminine“ (id., 86). Doch Eddy wird nicht nur ausgeschlossen und verlacht, sondern zunehmend Opfer von physischer Gewalt, die er stillschweigend erträgt. Dies führt ihn zur Reflexion der Frage, inwiefern er sich selbst zum Komplizen der Gewalt gemacht hat:

« Je préférerais donner de moi une image de garçon heureux. Je me faisais le meilleur allié du silence, et, d'une certaine manière, le complice de cette violence (et je ne peux m'empêcher de m'interroger, des années après, sur le sens du mot *complicité*, sur les frontières qui séparent la complicité de la participation active, de l'innocence, de l'insouciance, de la peur) » (id., 38s.).

Was hier als Analyse der komplexen Strukturen von Gewalt anklingt, führt der Autor in seinem zweiten Roman *Histoire de la violence* (2016) weiter aus, der in der Titelwahl nicht zufällig an Foucaults *Histoire de la folie* oder *Histoire de la sexualité* erinnert. Louis schildert dort seine Vergewaltigung durch einen jungen Mann marokkanischer Herkunft und analysiert die Reaktionen und Befragungen seiner Familie, der Justiz und Ärzte.

In *En finir avec Eddy Bellegueule* gelingt es dem Ich-Erzähler erst durch sein Fortgehen aus dem Heimatdorf und dem späteren Umzug nach Paris, sein Leben zu beenden. Hierbei gilt es hervorzuheben, dass Paris in dem Roman nur in kurzen Prolepsen vorkommt, die auf das Leben des Protagonisten als Édouard Louis in der Hauptstadt Bezug nehmen. So wird etwa eine schmerzhaft, nicht korrigierte Fehlstellung seiner Zähne die Irritation seiner Kommiliton*innen hervorrufen, für die er eine ‚intellektuelle‘ Entschuldigung ersinnt:

« Je paye encore actuellement d'atroces douleurs, de nuits sans sommeil, cette négligence de ma famille, de ma classe sociale, et j'entendrai des années plus tard, en arrivant à Paris, à l'École normale, des camarades me demander *Mais pourquoi tes parents ne t'ont pas emmené chez un orthodontiste*. Mes mensonges. Je leur répondrai que mes parents, des intellectuels un peu trop bohèmes, s'étaient tant souciés de ma formation littéraire qu'ils en avaient parfois négligé ma santé » (id., 19).

Mit dieser Lüge nutzt der Erzähler geschickt die Mechanismen gesellschaftlicher Klassen und symbolisch-kultureller Kapitallogiken, die er sich zur Zeit seines Studiums an der ENS anzueignen begonnen hat. Angemerkt sei, dass Édouard Louis bereits 2013 den Band *Pierre Bourdieu – L'insoumission en héritage* herausgegeben hat. Den Unterschied zwischen der sozialen Klasse seiner Familie und derjenigen der Kommiliton*innen an der ENS hat Louis in einem Interview weiter ausdifferenziert. Dort spricht er unter Verweis auf Marx von den Leuten seines Dorfes als *Lumpenproletariat*, das er heute wie zu Marx' Zeiten gleichermaßen marginalisiert sieht. Sein Roman sei daher ein Mittel, „Unsichtbares sichtbar zu machen“ (Kurzverweis)⁶. Dabei zeige sich eine nicht-aufgeklärte, von *Männlichkeit* dominierte Welt, die nationalistisch eingestellt, rassistisch, frauenfeindlich und homophob sei, kurz: allem feindlich und gewaltbereit gegenüberstehe, das nicht ihren „valeurs masculines“ (Louis 2014, 25) entspreche. Der Erfolg des Romans ließe sich in dieser Perspektive darin begründen, dass er eine soziale Klasse zeigt, die der Politik, der Wissenschaft, dem Feuilleton und

⁶ „Ich möchte von Leben erzählen, von denen man nicht spricht. Von denen, die Karl Marx einst als das ‚Lumpenproletariat‘ bezeichnet hat. Sie sind unsichtbar, weil wir sie unsichtbar gemacht haben. Wir sprechen nicht über sie. Die meisten Autoren leben in einer anderen Welt, einer Welt, in der auch unsere Politiker leben, unsere Dozenten an den Universitäten. Ich höre immer wieder, dass Leute sagen, soziale Klassen, das gibt es doch nicht mehr, Marx ist überholt. Ich halte das für falsch. Was ich in meiner Kindheit erlebt habe, zeigt, dass es nicht so ist. In allen Ländern, in die mich mein Buch auf Lesereise führt, sehe ich, dass es auch dort nicht so ist. ‚Das Ende von Eddy‘ ist für mich ein Weg, Unsichtbares sichtbar zu machen“ (Louis 2014 [Interv. m. F. Schilbach]). Cf. Foerster (2016).

der Literatur fremd ist bzw. allzu oft in reduktionistischer Weise anderen, eingewanderten Gruppen zugeschrieben wird und daher überraschend wirken kann.

Trotz aller Gewalt, die dem Protagonisten widerfährt, ist *En finir avec Eddy Bellegueule* eine Erfolgsgeschichte. Aus der Gewalt gibt es einen Ausweg, den der Bildung. Für Eddy kommt er in Form der Aufnahme ins *Lycée* in Amiens, wo er eine für ihn neuartige Erfahrung macht:

« Ici les garçons s'embrassent pour se dire bonjour,
ils ne se serrent pas la main
Ils portent des sacs de cuir
Ils ont des façons délicates
Tous auraient pu être traités de *pédés* au collège
Les bourgeois n'ont pas les mêmes usages de leur corps
Ils ne définissent pas la virilité comme mon père,
comme les hommes de l'usine
(ce sera bien plus visible à l'École normale, ces corps féminins de la bourgeoisie intellectuelle)
Et je me dis quand je les vois, au début
Je me dis
Mais quelle bande de pédales
Et aussi le soulagement
Je ne suis peut-être pas pédé, pas comme je l'ai pensé, peut-être ai-je depuis toujours un corps de bourgeois prisonnier du monde de mon enfance » (id., 217s.).

Was im Dorf in der Picardie als ‚unmännlich‘ empfunden wird, ist für die bürgerlich-intellektuellen *normaliens* akzeptiertes Verhalten und wird gleichzeitig von der *classe populaire* als effeminiert stigmatisiert. Der Blick, mit dem Eddy auf eben diesen Habitus schaut, ist also von den *valeurs populaires* seiner Kindheit geprägt. An diesen Bourdieu'schen Analysekatégorien (cf. Bourdieu 1979), die der Erzähler zur Beschreibung dessen, was er erlebt hat, nutzt, scheint die universitäre Ausbildung und Herausgebortätigkeit seines Autors hervor. So schreibt Annie Ernaux in dem von Louis verantworteten und schon erwählten Sammelband bspw. über den effeminierten Körper der *bourgeois* bei Bourdieu:

« Dans certaines valeurs populaires, comme la force physique, seule richesse des démunis, ou la virilité, accompagnée de mépris pour l'homosexualité, Bourdieu voit la réaction contre un monde bourgeois et intellectuel dont les manières apparaissent confusément féminisées. À l'inverse du 'sens de la distinction', c'est le principe de conformité qui régit le goût populaire, comme un rappel à la solidarité de condition, une mise en garde contre l'ambition de vouloir ressembler à ceux qui ont les moyens supérieurs » (Ernaux 2013, 37s.)

Dem romaninhärenten Rekurs auf Bourdieu liegt Louis' Bestreben zugrunde, das Erlebte qua Literatur intersubjektiv erfahrbar zu machen. Das Ergebnis

ließe sich demnach als theoriegesättigte Fiktion charakterisieren, die wissenschaftliche Konzepte von Bourdieu fiktionalisiert. Demnach läge ein Teil der Dynamik von Louis' Autofiktion in den Interferenzen zwischen den Erlebnissen und Erklärungsansätzen des Ich-Erzählers und der wissenschaftlichen Profession des Autors.

Wenn Eddys Gesten und Redeweisen aus der Perspektive der *classe populaire* Bourdieus als einem kollektiv gedachten, bürgerlich-intellektuellen Körper zugehörig bestimmt werden, wird die Problematik damit zumindest verschoben. Es stellt sich nämlich die Frage, was mit den diskriminierten, misshandelten Menschen geschieht, die anders als ihr Umfeld, bspw. homosexuell, sind, jedoch nicht über die Eigenschaften des weißen und begabten Franzosen Édouard Louis verfügen, die für den Aufstieg in die *classe dominante* benötigt werden. Ist Homosexualität nur in dieser Klasse auslebbar? Bedarf es zum *Outing* des gesellschaftlichen Aufstiegs? Oder genügt eine transregionale Veränderung von der Provinz in größere Städte?⁷ All diese Fragen wirft der Roman auf, der vom Einzelschicksal eines Jungen ausgehend einen homophoben und lange Zeit vergessenen, doch zunehmend hervordrängenden Teil westlicher Gesellschaften ins Zentrum der Aufmerksamkeit rückt.

3. „au cœur du cœur de la France“: Vom Peripheren im Zentrum in *Un pays pour mourir*

Das Paris, in dem Édouard Louis seinen Platz gefunden hat, bleibt Abdellah Taïas Protagonist*innen, die aus Marokko, Algerien und dem Iran in die französische Hauptstadt kamen, hingegen verschlossen. Ihre fragmentarisch dargebotenen Biographien sind zwar gewaltgeprägt wie diejenige Eddys, doch mussten sie politische Grenzen, nationale wie kontinentale, überwinden, während Eddys Reise nach Paris transregional in Frankreich erfolgt. Es wird im Folgenden gezeigt, wie Taïas Migrant*innen das verheißungsvolle Zentrum erleben.

Un pays pour mourir ist in drei Teile geteilt, die wiederum jeweils in drei Unterkapitel gegliedert sind. Die ersten beiden Teile, auf denen der Fokus dieser Be-

⁷ Ähnlich Eribon: „En retournant à Reims [Geburtsort des Autors, KS], j'étais confronté à cette question [-] : en prevenant comme point de départ de ma démarche théorique [-] l'idée, en apparence évidente, que ma rupture totale avec ma famille pouvait s'expliquer par mon homosexualité, par l'homophobie de mon père et celle du milieu dans lequel j'avais vécu, ne m'étais-je pas donné, en même temps [-], de nobles et incontestables raisons pour éviter de penser qu'il s'agissait tout autant d'une rupture de classe avec mon milieu d'origine ?“ (2010 [2009], 25).

trachtung liegt, sind der Marokkanerin Zahira, ihrem algerischen Freund Aziz und Mojtaba, einem homosexuellen Revolutionär aus dem Iran, gewidmet. Der dritte Teil offenbart das der Familie unbekanntes Schicksal Zinebs, Zahiras Tante, die im Indochina-Krieg als Prostituierte den französischen Soldaten dorthin gefolgt war. Auch Zahira und Aziz verdienen ihren Lebensunterhalt in Paris mit Sexarbeit. Während Zahira am Ende ihrer Karriere als Sexarbeiterin ist, steht Aziz kurz vor der entscheidenden Operation seiner Geschlechtsumwandlung. Nicht nur in ihren Lebenssituationen, sondern auch in der Einstellung zu ihrer Arbeit und den daraus resultierenden Möglichkeiten unterscheiden sich die beiden. Laut Aziz's spöttischen Kommentaren lebt Zahira in bescheidenen Verhältnissen in der Nähe der Metro-Station Barbès:

« Toi, toute la France est au courant, tu te spécialises dans le sauvetage humanitaire. Tu n'offres ton sexe qu'aux émigrés sales et sans le sou. Ne t'étonne pas de vivre encore dans cette cage de dix-huit mètres carrés à Barbès. Quand je t'ai connue, tu étais dans un neuf mètres carrés. Dix-sept ans plus tard, tu en es au double ! Bravo, Zahira ! Bravo, la Marocaine ! » (Taïa 2015, 37).

Aziz dagegen ist stolz auf seine eigene Wohnung, die zwar an derselben Metro-Linie, jedoch zentraler liegt und elegant ausgestattet ist:

« Mon appartement, derrière le métro Blanche, il est à moi. Je me suis démerdée comme une vraie tigresse, une vraie diablesse, pour l'avoir. J'ai bossé non-stop. Je ne suis pas comme toi, moi. [...] Mon appartement est magnifique. Jean-Jacques et Pierre l'ont bien décoré, et gratuitement » (id., 35s.).

Jean-Jacques und Pierre gehören zu Aziz' Freiern, die im Gegensatz zu Zahira fast ausschließlich Franzosen sind und nicht zuletzt über eine entscheidende Eigenschaft verfügen – sie haben Geld:

« Les autres [die französischen Freier, KS] ont les poches remplies d'argent. On est là pour le leur prendre. C'est logique. Certains d'entre eux ont des maisons à la campagne ou au bord de la mer. Qu'ils y envoient madame et les enfants. Et qu'ils se dépêchent de venir me voir. [...] Après chaque coup, je me nettoyait bien comme il faut de leurs saletés, de leurs frustrations jamais assumées. Le jour, ils se gargarisent de mots trop grands pour dire la liberté dont ils jouissent. Et la nuit ils viennent se cacher avec moi et mes copines brésiliennes » (id., 39).

Eben für diese Verlogenheit verachtet Aziz seine Freier:

« Ça leur sert à quoi toutes ces lois si elles ne les empêchent pas de reproduire le même monde, beau de l'extérieur et, au fond, tellement coincé. À la limite, je veux bien croire que leur Jeanne d'Arc s'est réellement battue pour la liberté et que leurs ancêtres ont inventé les droits de l'homme. En 1789. Mais, au bout du compte, qu'est-ce qu'on trouve ici, à Paris, au cœur du cœur de la France ? De la bourgeoisie bien étreinée, trop fière de sa culture et toujours bien contente d'elle-même. Des petites tribus ici, là, là-bas, qui me

rappellent quelques-unes que j'ai bien connues en Algérie. Des deux côtés, c'est du pareil au même. Ils croient vivre dans la vraie liberté alors qu'ils ne font que se soumettre au plus fort, au plus brillant.

Tu veux des noms de ces tribus bien françaises ? Louis Vuitton. Hermès. Dior. Chanel. Le Louvre. L'École normale supérieure où enseignent mes zozos Jean-Jacques et Pierre. Le Panthéon où ils aiment aller se prosterner devant leurs Grands. Et après ils osent nous dire qu'ils sont contre l'esclavage, que Dieu n'existe pas ou je ne sais quoi d'autre comme conneries » (id., 39s.).

In dieser bitteren Satire entlarvt Aziz die Verlogenheit der bürgerlichen Bevölkerung von Paris und destruiert das stereotype Bild der Stadt, wenn er über sie sagt: »[C]e trou qu'on ose encore appeler la plus belle ville au monde. Mon cul, oui! Mon trou de cul, oui, mais pas la plus belle ville au monde!« (id., 36). Die Redensart von der „plus belle ville au monde“ erweist sich im „cœur du cœur de la France“ als Illusion, wodurch deutlich wird, was schon der Romantitel nahelegt, nämlich, dass die ehemaligen europäischen Kolonialmächte ebenso unfrei, weil abhängig von Konsum, Luxus, kurz: kapitalistischen Gütern sind wie die Bewohner*innen der ehemaligen Kolonien. Dabei ist die europäische Unfreiheit umso beklagenswerter, als sie hinter einem pseudo-aufgeklärten Äußeren versteckt wird: „beau de l'extérieur et, au fond, tellement coincé.“

Im Gegensatz zu Aziz ist Zahira in Paris glücklich. Hier fühlt sie sich frei und angekommen, wenngleich sie keine französischen Papiere besitzt:

« J'aime Paris. C'est ma ville. Je n'ai pas de papiers français mais personne ne peut me contester ce droit. Cette appartenance. Paris est ma cité, mon royaume, mon chemin. C'est là que je voulais venir. Fuir. Grandir. Apprendre libre le monde. Marcher sans peur et partout. Marcher. Encore marcher. Devenir pute. Officiellement. L'assumer. C'est là que je veux mourir » (id., 53).

Durch die Begegnung mit dem geflüchteten Iraner Mojtaba, den Zahira für die Zeit des Ramadans bei sich aufnimmt, wird jedoch deutlich, wie beschränkt Zahiras Paris tatsächlich ist. Als Mojtaba ihr von seinem Traum erzählt, den Jardin du Luxembourg zu sehen, muss sie gestehen, dass sie noch nie dort war (id., 108). Zahira hat die *rive gauche*, das Intellektuellenviertel von Paris, noch nie betreten. Dennoch willigt sie ein, mit Mojtaba den Park zu besuchen. Als sie ankommen, ist es bereits kurz vor der Schließung, was Mojtaba zur freudigen Aussage bringt: „Les Français sont partis. Le jardin est à nous“. Darauf entgegnet Zahira: „Pour une heure seulement, Mojtaba. Ne l'oublions pas“ (id., 109). Sie fühlt sich fremd in der Parkanlage, die zu einem Paris gehört, das nicht für sie bestimmt zu sein scheint und das sie nur aus dem Fernsehprogramm ihrer Kindheit kennt:

« Des images vieilles de Paris vues à la télévision marocaine, avec mon père quelque temps avant sa mort. Elles étaient destinées à faire rêver. À nous écraser aussi un petit peu. 'Ce monde-là n'est pas pour vous. Regardez mais seulement de loin, à travers l'écran. Ne venez pas. Restez où vous êtes. Ce n'est pas pour vous' » (id., 111).

Auf Zahira haben diese Bild-Imperative einen so starken Eindruck gemacht, dass sie ihnen unbewusst gehorcht, als sie mit Mojtaba den Jardin du Luxembourg besucht: „L'envie de revenir dans mon territoire, mon Paris, était déjà là“ (ibid.). Paris, das Zahira zuvor als „ma ville“ bezeichnet hat, ist für sie ein eng umgrenzter urbaner Raum, den sie aus Gewohnheit, Angst und medialer Konditionierung nicht verlassen möchte. Auch Aziz hat sich sein Paris geschaffen bzw. akzeptiert, dass es neben dem Paris der gut betuchten Franzosen, die seine Dienste in Anspruch nehmen, ein anderes Paris für Menschen wie Zahira und ihn gibt. Seine Schminke kauft Azis „au Tati de Barbès“ und präzisiert: „Notre Printemps à nous, nos Galeries Lafayette, n'est-ce pas, Zahira?“ (id., 50). Diese Entsprechung drückt einerseits die Sehnsucht nach dem durch die großen Pariser Kaufhäuser symbolisierten, *besseren* Leben aus und affirmiert andererseits die gesellschaftliche Grenzziehung zwischen Discounter und Edelkaufhaus, zwischen dem Paris des 18. Arrondissement der Migrant*innen und dem Zentrum der Hauptstadt. Als solches entzieht sich das *bourgeoise* Paris den Schutzsuchenden.

Dasselbe urbane Milieu, im konkreten Fall Paris als Hauptstadt und Zentrum Frankreichs, präsentiert sich unterschiedlichen Personengruppen, die dieselben Hoffnungen darauf richten, höchst divers und wird zugleich durch die unterschiedlichen Personengruppen zu diversen Milieus gemacht. Als Édouard Louis gelingt es Eddy Bellegueule, das Leiden seiner Kindheit hinter sich zu lassen und ein neues Leben innerhalb der *bourgeoisie intellectuelle* von Paris zu beginnen. Voraussetzung dafür ist eine mimetische Anpassungsfähigkeit, die sich unter anderem in der Namensänderung vom Schimpffnamen *Bellegueule* zum konnotationsreichen *Louis* – zu denken wäre an Louis Vuitton oder Louis XIV – zeigt. Zahira und Aziz hingegen leben mitten in Paris und doch in der Peripherie dieses Zentrums.

Die beiden Romane illustrieren somit, dass Milieus nicht nur räumlich definiert sind, sondern als Klassen verstanden noch anderen sozialen Logiken folgen, die für als Franzos*innen geborene Menschen und Migrant*innen nicht identisch sind. Da Klasse, wie die betrachteten Textstellen nahelegen, körperliches Verhalten und Sexualität bedeutet, ist Milieu auch an Sexualität gebunden und ermöglicht bzw. verhindert deren Ausübung, was Édouard Louis' eingangs zitierte Aussage, dass Sexualität und Milieu nur zusammenzudenken sind, bestätigt.

4. Körperdiskurse zwischen Affirmation und Transgression dualer Geschlechtsidentität

Die in seiner Umwelt virulenten, rigiden *gender*-Zuordnungen von Eigenschaften, Vorlieben und Verhaltensweisen bringen den jungen Eddy Bellegueule zu der zeitweisen Überzeugung, „une fille dans un corps de garçon“ (Louis 2014, 155) zu sein. Dies entnimmt er dem Gebot, dass Mädchen Jungen lieben, woraus er aufgrund seiner Neigung zu Jungen schließt, nur ein Mädchen sein zu können. Die Möglichkeit einer homosexuellen Identität existiert in seinem Dorf nur als Abweichung von der Norm, als „erreuer“ (ibid.), den zu beheben Eddy über einen Geschlechtertausch erträumt:

« Je rêvais de voir mon corps changer, de constater un jour, par surprise, la disparition de mon sexe. Je l'imaginai se faner dans la nuit pour laisser place à un sexe de fille au matin. Plus une étoile filante sans que je ne fasse le vœu de ne plus être un garçon. Plus une page de mon journal dans lequel je ne faisais référence à ma volonté secrète de devenir une fille [...] » (ibid.).

Während Eddys temporäres Verlangen, ein Mädchen zu werden, dem Wunsch entspringt, seine Neigungen in ein dem Dorf bekanntes und dort akzeptiertes *gender*-Muster einzufügen, stellt die Geschlechtsumwandlung für Taïas Protagonist*in Aziz/Zannouba einen Akt der Emanzipation aus der verhassten Männerwelt dar, für deren Überwindung es der Entfernung der männlichen Geschlechtsorgane bedarf:

« Je la coupe. Tu m'entends, Zahira ? Je n'en veux plus. Quel soulagement ! Quel pied ! Quitter enfin ce territoire maudit des hommes ! Sortir. Partir. Changer. Me révéler enfin. [...] Je serai autre. Moi-même.
JE LA COUPE.

Sans bite. Sans verge. Sans zob. Sans excroissance. Sans sperme. Sans couilles. Sans cette chose inutile entre les jambes qui me bousille la vie depuis toujours » (Taïa 2015, 34).

So drastisch Aziz' Entschluss, eine Frau zu werden, geschildert wird, so unsicher präsentiert sich Zannouba nach der Operation bezüglich ihrer neuen-alten Identität:

« Je suis devenue une femme. De l'extérieur. Le zob et les couilles sont partis, je les ai enterrés moi-même. Au fond, tout au fond, il y a encore, et il y aura sans doute jusqu'au bout, un courant de masculinité qui m'a toujours été plus qu'étranger » (id., 79).

Doch auch dieser Rest an *fremder* Männlichkeit führt zu keiner eindeutigen, von Aziz/Zannouba selbst ersehnten Identitätszuschreibung. Seine*Ihre Fragen nach einer Geschlechtsidentität werden negiert: „Suis-je une femme, complètement une femme? Non. Suis-je encore un homme? Non. Qui suis-je alors?“

(id., 81). Der damit in Frage gestellte Geschlechterdualismus – „Il. Elle. C'est sûr?“ (id., 82) – wird im Zwiegespräch zwischen Aziz und Zannouba weiter unterlaufen, indem die Erzählinstanz diese beiden Identitäten in sich zu vereinen scheint. Gleichzeitig und damit den Geschlechterdualismus wieder affirmierend, wird im inneren Dialog Aziz/Zannouba mit Wechsel der Perspektive eine entsprechende Angleichung der Sprache eingefordert: „Tu es sérieux? – ‘Sérieuse’, tu veux dire. Je suis toi – tu l’as oublié? Le zizi, comme toi, je ne l’ai plus“ (id., 84). Diese sprachliche Grenzziehung gipfelt in der Anklage Zannoubas durch Aziz, ihn getötet zu haben. Motiv hierfür sei ihr Egoismus, für den sie sein Leben ruiniert habe: „Tu as tout bousillé avec ce désir fou de devenir femme. Tu m’as achevé. Tu as fermé devant moi toutes les possibilités, sur terre comme au ciel [...]“ (id., 87). Tatsächlich verstummt die Stimme Aziz’ am Ende des Zwiegesprächs. Zannouba bleibt allein zurück: „Paris est devenu froid, sourd, tirste, insensible. Raciste. Paris va me tuer.“ (id., 95). Das neue Leben ohne Verbindung zu ihrer präoperativen Identität ist für sie keine Existenz: „Je ne suis plus rien sans toi [Aziz, KS]. Plus rien.“ (ibid.).

5. Fazit

Ebenso wie die räumliche Grenzüberschreitung nach Paris bedeutet die Transgression körperlich-geschlechtlicher Grenzen für Taïas Protagonist*innen keine Rettung. Ebenso wie die erfolgreiche Flucht Eddys bekannten *Coming-out*-Narrativen folgt, erscheinen auch die Körperdiskurse in Louis’ Roman strukturaffirmativer als diejenigen bei Taïa, dessen intersektionale Transgressionen radikaler gedacht werden, wenngleich sie zumindest auf der *histoire*-Ebene wirkungslos bleiben.

In beiden Romanen werden Milieu und Sexualität, Klasse und Körper in ihrer verhängnisvollen Abhängigkeit voneinander sichtbar. Der Übertritt von einer Klasse in eine andere ist etwa durch Bildung möglich, bedarf aber voraussetzungsreicher Anpassungen. Dabei lässt gerade der Befreiungsschlag Eddys den Blick frei werden auf diejenigen, die in den Grenzen der Peripherie oder in Mitten des Zentrums ebenso leiden wie der junge Bellegueule, deren Hoffnung auf ein besseres Leben qua Grenzüberschreitung sich aus verschiedenen Gründen nicht erfüllt.

Die Romane führen vor, dass Individualität und Autonomie des Subjekts selbst an einem vermeintlich modernen Ort wie Paris Illusionen sind, an denen die Protagonist*innen zerbrechen können und bei Taïa sogar ihren Tod kommen sehen. Vor diesen Biographiefragmenten erscheint Eddys Erfolg umso bedrückender, da er offenbart, was den Protagonist*innen Taïas auf ihrem Weg

zu sozialem Aufstieg und gesellschaftlicher Anerkennung fehlt: die Möglichkeit zur Anpassung an die höhere Klasse. Insofern ließen sich die Romane durchaus als Beleg für Édouard Louis' Aussage lesen, dass der Marxismus nicht überholt sei. Inwieweit dies mit Bourdieu vereinbar ist, der in Louis' Denken eine entscheidende Rolle spielt, in seinen Aussagen über das Verhältnis von Subjekt und Struktur jedoch vermittelnder zu lesen sein dürfte als Marx, ergibt sich als Fragestellung für die weitere Beschäftigung mit dem jungen Autor.

Bibliografie

- Bourdieu, Pierre (1979): *La distinction: critique social du jugement*, Paris, Éditions de Minuit.
- Islah, Fadwa (2015): *L'écrivain Abdellah Taïa nous parle des sans-papiers, de racisme et d'islamophobie*, http://www.huffpostmaghreb.com/2015/01/18/abdellah-taia-islamophobi_n_6495342.html [14.07.2016].
- Eribon, Didier (2015): *Théories de la littérature. Système du genre et verdicts sexuels*, Paris, PUF.
- Eribon, Didier (2010 [2009]): *Retour à Reims*, Paris, Flammarion.
- Eribon, Didier (1999): *Réflexions sur la question gay*, Paris, Fayard.
- Ernaux, Annie (2013): „La distinction, œuvre totale et révolutionnaire“, in: Ernaux, Annie/Louis, Édouard (edd.): *Pierre Bourdieu. L'insoumission en héritage*, Paris, Presses Universitaires de France, 17–48.
- Foerster, Maxime (2016): „Du ‚Familles, je vous hais!‘ au transfuge de classe: Le Cas Eddy Bellegueule“, in: *Revue Critique de Fixxion Française Contemporaine* 12, 72–83.
- Klein, Christian/Schnicke, Falko (edd.) (2014): *Intersektionalität und Narratologie. Methoden – Konzepte – Analysen*, Trier, Wissenschaftlicher Verlag Trier.
- Louis, Édouard (2016): *L'histoire de la violence*, Paris, Édition du Seuil.
- Louis, Édouard (2014): *En finir avec Eddy Bellegueule*, Paris, Édition du Seuil.
- Louis, Édouard (2014): *Seine Tränen sind politisch*, Interv. m. Friederike Schilbach, <http://edouardlouis.com/2014/12/02/seine-tranen-sind-politisch/> [02.03.2016].
- Louis, Édouard (ed.) (2013): *Pierre Bourdieu. L'insoumission en héritage*, Paris, Presses Universitaires de France.

- Lutz, Helma/Herrera Vivar, María/Supik, Linda (2013): *Fokus Intersektionalität: Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzeptes*, Wiesbaden, Springer VS.
- Mack, Mehammed Amadeus (2014): „Untranslatable Desire: Interethnic Relationships in Franco-Arab Literature“, in: *Comparative Literature Studies* 51/2, 321–343.
- Ncube, Gibson (2013): „Dieu et le sexe. Le pur et l'impur: Concilier l'Islam et l'homosexualité chez Rachid O. et Abdellah Taïa“, in: *International Journal of Francophone Studies* 16/4, 455–478.
- Parris, David L. (2009): „Amours ‚inter-dites‘: allers (et retours) Maroc-France“, in: *International Journal of Francophone Studies* 12/4, 655–670.
- Taïa, Abdellah (2015): *Un pays pour mourir*, Paris, Éditions du Seuil.
- Villa, Paula-Irene (2014): „Körper, Geschlecht und Sexualität“, in: Lamla, Jörn et al. (edd.), *Handbuch der Soziologie*, Konstanz/München, UVK, 283–300.

Emanuele Ventura

Periferia cittadina e periferia linguistica: il romanesco di oggi tra Zerocalcare e la *La Scienza coatta*

In dem Beitrag geht es um die Sprache von Rom in zwei interessanten Texttypologien: die Comics des römischen Comiczeichners Zerocalcare und die Texte der Facebook-Seite *La scienza coatta*: Beide stellen einen guten Prüfstein der wichtigsten Eigenschaften dar, die im gegenwärtigen römischen Italienisch auffallen. Die Analyse will vor allem zeigen, welche Eigenschaften der Sprache in einer morphologischen, phonetischen und lexikalischen Perspektive für regionalen Einfluss empfänglicher sind. Anders ausgedrückt beweist man so, welche peripheren Merkmale des Dialekts und der Jugendsprache erfolgreicher sind und für eine nationale Verbreitung als geeigneter wahrgenommen sind.

1. L'italiano di Roma oggi: studi e fenomeni recenti

L'italiano di Roma è stato oggetto, negli ultimi anni, di numerosi studi, che ne hanno messo in rilievo anzitutto due aspetti fondamentali: a) la sua diffusione nazionale, per cui esso rappresenta la varietà regionale che più di tutte, nei decenni scorsi, ha intrattenuto un rapporto molto stretto con i parlanti di altre regioni grazie ad alcuni dei più diretti canali di diffusione linguistica (televisione, cinema, radio, pubblicità, politica); b) lingua e dialetto non sono a Roma due codici distinti: le tre varietà (alta, media,¹ bassa) tradizionalmente individuate per descrivere l'italiano di Roma (ma valide anche per l'italiano di altre città) costituiscono nella capitale un *continuum* dai confini difficilmente delimitabili, e anzi caratterizzati da sostanziali sovrapposizioni sia interne (tra variazione diastratica e diafasica), sia esterne (rispetto cioè all'italiano standard e al dialetto locale).² Si ha a che fare, dunque, con una „realtà urbana nella quale le varietà del repertorio linguistico, dall'italiano comune al dialetto (o meglio: ai dialetti), s'intersecano in modo talmente complesso da rendere difficile una chiara segmentazione del repertorio stesso“ (Giovanardi 1993, 62).

¹ Coincidente *grasso modo* con quello che icasticamente è stato definito „italiano de Roma“ (cf. Vignuzzi 1994 e P. Trifone 2008, 104).

² Cf. D'Achille (2011, 1262).

A ciò va aggiunto un altro fatto di rilievo: la tendenza in atto, a Roma come in altre città, alla riappropriazione del dialetto (dopo un periodo dominato piuttosto da un certo perbenismo linguistico), soprattutto da parte delle generazioni più giovani (cf. Giovanardi 2006), una tendenza che ha indotto a promuovere la definizione di *neoromanesco* (Bernhard 1998). Importanti, sono state, in particolare, alcune ricerche che hanno garantito un ampliamento del campo d'indagine, interessando settori molto preziosi per uno studio della lingua di Roma, come il linguaggio giovanile (Antonelli 1999; Arcangeli 1999; Giovanardi 1993) e il gergo dei drogati (M. Trifone 1993), che rappresentano notoriamente delle realtà linguistiche di particolare forza innovativa sul fronte basso del *continuum*; ma anche il romanesco della musica rap, delle scritte murali, della televisione, ecc. (D'Achille/Stefinlongo/Boccafurni 2012).

2. Zerocalcare: rappresentazione grafica e linguistica della periferia

La lingua di Roma sarà qui anzitutto osservata in una sua peculiare manifestazione, quali sono i testi a fumetti di Zerocalcare,³ vero fenomeno editoriale italiano degli ultimi anni. Nato (da madre francese) come Michele Rech nel 1983 ad Arezzo, vive i suoi primi anni in Francia per poi trasferirsi, ancora bambino, a Roma; lo pseudonimo è stato ricavato da uno spot che pubblicizzava un prodotto anti-calcare. Nell'ottobre del 2011 pubblica il suo primo libro a fumetti: *La profezia dell'armadillo* (ora tradotto anche in francese), affiancato dall'apertura di un blog personale di fumetti (www.zerocalcare.it); sono seguiti: *Un polpo alla gola* (2012), *Ogni maledetto lunedì su due* (2013), *Dodici* (2013), *Dimentica il mio nome* (2014), con cui è stato candidato, nella sezione dedicata ai giovani, al premio Strega (il maggiore premio letterario italiano), *Kobane calling* (2015), *L'elenco telefonico degli accolti* (2015). Cresciuto nella periferia nord-est di Roma (quartiere di Rebibbia, IV Municipio), Zerocalcare pone al centro di ogni suo testo le proprie esperienze autobiografiche: non solo è normalmente il protagonista dei racconti, ma il fulcro stesso della narrazione è costituito dal quartiere di provenienza. Rebibbia costituisce, infatti, l'ambiente in cui si muovono solitamente i personaggi, autentico microcosmo che, pur esemplarmente marginale e periferico, diviene il centro per la vita dell'autore e delle giovani generazioni

³ Per una panoramica sulla lingua dei fumetti, cf. Morgana (2003).

che lo frequentano quotidianamente.⁴ La borgata, amata e difesa, diventa allora „una fettuccia di paradiso stretta tra la Tiburtina e la Nomentana“, come si legge in un murales realizzato dallo stesso Zerocalcare nella stazione Rebibbia della metropolitana di Roma. La rappresentazione, anche grafica, del quartiere, emerge in tutti i suoi libri, tramite rimandi continui e puntuali alla realtà circostante (*in primis* quella del grande istituto penitenziario che ivi ha sede).

La centralità della periferia, per usare un'espressione ossimorica, ma ben calzante per i testi di Zerocalcare, si riflette in parte anche sul piano linguistico: è bene però anticipare fin d'ora come la romanità linguistica emerga qui in un contesto complessivo ampiamente fondato sull'italiano standard (e in parte anche mistilingue, con escursioni nell'inglese e nel francese). In situazioni particolari, però, si ricorre a un linguaggio colloquiale spontaneo e a un certo gergo giovanile, che rappresentano oggi una parte molto consistente della lingua di Roma. L'uso linguistico del romanesco in Zerocalcare è già stato oggetto di un'analisi da parte di Viviani (2012a), che ne ha fatto emergere soprattutto gli aspetti pragmatici: in particolare, il romanesco è stato individuato come un „codice tra i codici, di pari dignità“ (id., 229); il suo uso sottolinea quasi sempre l' „immediatezza d'azione e il tono confidenziale“ (id., 230). Esso diviene poi il segnale più ricorrente dell'aggressività verbale e di quello che a Roma è definito lo *sbrocco* (cioè la perdita di controllo), oltre che il mezzo più adatto per esprimere situazioni di disagio. La romanità appare invece meno viva nel lessico, e piuttosto indirizzata alla fraseologia, al motteggio arguto, al turpiloquio, alle interiezioni. L'analisi di Viviani (2012a) si fonda sui testi divulgati in rete, nel blog personale dell'autore, agli inizi della sua carriera di fumettista. Oggi è possibile ampliare notevolmente il *corpus*, attingendo ai volumi pubblicati negli ultimi anni (in parte contenenti anche vignette già pubblicate in rete): abbiamo a che fare, perciò, con testi che nascono col fine diretto di una pubblicazione su larga scala.

I riferimenti espliciti alla realtà della periferia romana non sono accompagnati, almeno nei testi qui analizzati, da riflessioni di carattere metalinguistico

⁴ Si possono così leggere dialoghi come i seguenti, che pongono il quartiere di Rebibbia nel cuore della narrazione, palesando l'intimo legame tra esso e l'autore: „Sai perché non me ne vado mai da Rebibbia? Perché a Rebibbia mi sento al centro del mondo. Dove succedono le cose“ (*Kobane calling*, 58); „Che ci sei venuto a fare a Rebibbia? Non è una domanda strana. Ma mica perché qua è il Bronx. Anzi. C'abbiamo le case basse coi giardini e le palme. Pare San Francisco. O Pescara. Però non è che sia un quartiere di passaggio. Se non conosci qualcuno che ci abita, non ci capiti di solito. Quando ero piccolo avevo un sacco di amici che a Rebibbia non ci avevano mai messo piede“ (*Dodici*, 61).

sul ruolo giocato dal romanesco nel racconto: pare tuttavia abbastanza evidente che gli sprazzi di dialettalità vorrebbero costituire, nelle intenzioni dell'autore, il mezzo per rendere evidente il retroterra socio-culturale in cui la narrazione è ambientata. L'obiettivo di questo breve contributo è perciò quello di rilevare a quali tratti specifici Zerocalcare affidi maggiormente la sua romanità e quella degli altri personaggi dei suoi libri a fumetti: in altre parole, sarà interessante verificare quali elementi linguistici siano maggiormente deputati a rappresentare la realtà periferica che è al centro di tutti i suoi fumetti. La storia personale dell'autore appare di per sé notevole nella prospettiva di questa ricerca: egli è infatti inserito in una realtà diastraticamente bassa, ma è dotato di un'educazione medio-alta, ed è perfetto dominatore dei due registri (italiano e romanesco; senza contare il possesso del francese come seconda lingua madre). In sostanza, questi testi, di là da un uso linguistico che non può che essere anzitutto soggettivo, possono essere dei documenti indicativi della riproducibilità e della rappresentabilità del romanesco a livello nazionale. Più generalmente, al pari dell'A. Celestini indagato da Fresu (2007), ci troviamo, nei momenti in cui l'italiano lascia spazio alle forme colloquiali, davanti a un osservatorio privilegiato di sostanziale *oralità scritta*, utile per valutare la permanenza di elementi locali all'interno della varietà d'italiano usata a Roma.

Vediamone dunque i tratti di emersione più evidenti, fondandoci sulla classificazione di D'Achille/Giovanardi (1995), e tenendo anche conto che alcuni dei fenomeni qui posti nella parte bassa del *continuum* hanno mostrato negli ultimi tempi una costante risalita verso l'alto (cf. Stefinlongo 2012a, 68), sottolineata recentemente anche da Biasci (2013); a ciò bisogna aggiungere che, per la sua stessa natura di testo scritto, molti tratti fonologici tendono a non godere di una diretta rappresentabilità nel testo (entra qui in gioco anche il livello di sensibilità e accuratezza grafica dell'autore): più immediata, a tal riguardo, è la comparsa dei tratti morfologici. L'analisi è fondata su tre testi: *La profezia dell'armadillo* (= PA), *Dodici* (= D), *Kobane calling* (= KC).⁵

⁵ Quest'ultimo è una sorta di reportage del viaggio fatto dall'autore al confine tra Turchia e Siria, nei pressi della città assediata di Kobane, tra i difensori curdi che combattono contro il sedicente Stato islamico: qui, dunque, la storia si svolge fuori dal contesto della periferia romana, ma ciò non produce affatto un'inversione rispetto alla tendenza linguistica (e narrativa, visti i continui richiami alla realtà che si è momentaneamente lasciata: cf. *supra* il passo citato alla nota 3), rilevata per gli altri due testi.

2.1. Fonologia

– Varietà alta (1)

Piuttosto diffusa è la rappresentazione grafica dei raddoppiamenti fonosintattici, con ampio ricorso alle univerbazioni: *eddai*⁶ (D: 9, 23, 34, 44, 82; PA: 20, 25); *fachennommisparanessuno* (PA: 71); *maddai* (D: 47; PA: 111); *mavvaaa!* (KC: 40); *quanteveriddio* (D: 26); *nommiricordoquanto* (PA: 55); *vabbe'* (D: 79, 87; PA: 21, 28, 43; KC: 38), *quissù* (D: 91), *eccerto* (PA: 41), ecc.⁷ A questa corrisponde, tuttavia, la scarsissima messa in rilievo di alcuni fenomeni oggi ampiamente presenti anche nella varietà alta.⁸ Non si registrano casi di: 1a) spirantizzazione dell'affricata palatale (tipo *invesce*). Rari sono quelli di rafforzamento dell'affricata palatale sonora intervocalica (1b), anche in fonosintassi: *faggiani* (D: 13) *disaggiato* (PA: 47), *teggiuro* (PA: 107). Altrettanto episodiche sono le testimonianze di rafforzamento della bilabiale sonora intervocalica e fra vocale e liquida: *nebbulizzaje* (PA: 45), *Pabblo* (PA: 117); si è notato un unico es. di: 1c) affricazione della sibilante sorda dopo nasale/liquida: *enzomma* (PA: 68).

– Varietà media (2):

2a) lenizione (sonorizzazione parziale) di /p/, /t/, /k/ intervocaliche	Ø ⁹ ()
2b) /dd/ in <i>lunedì</i>	Ø
2c) palatalizzazione di /nj/ (tipo <i>gnente</i>)	Ø
2d) e protonica per <i>i</i> nei clitici e in <i>di</i> (è il tratto più evidente del vocalismo atono)	<i>ce</i> (D: 87; PA: 47; KC: 51); <i>de</i> (D: 30, 80; PA: 36, 59 ₂ , 69; KC: 51); <i>je</i> (D: 24, 40); <i>me</i> (D: 18, 80; PA: 108, 117; KC: 48 ₂); <i>se</i> (D: 64; PA: 33; KC: 47, 51); <i>te</i> (D: 80; PA: 15, 117, KC: 54); <i>ve</i> (KC: 48); ecc.

⁶ I due fenomeni parrebbero, anzi, strettamente connessi tra loro, per cui i raddoppiamenti sintattici sono rappresentati quasi sempre tramite forme univerbate.

⁷ Vanno considerate a parte le molte forme univerbate contenenti la parola *merda*, che nella varietà bassa di Roma presenta di per sé un'iniziale lessicalmente raddoppiata: *ammerda* (KC: 39); *pezzodimmerda* (D: 5, 16); *dimmerda/demmerda* (PA: 50, 65, 90). Cf. P. Trifone (2008, 107).

⁸ Come probabile conseguenza della scarsa percezione che il parlante ha, normalmente, di questi fenomeni.

⁹ Con tale simbolo s'indica la mancata realizzazione nel *corpus* del singolo fenomeno (le forme non romanesche, al contrario, sono sempre documentate). Gli esponenti bassi posti accanto ai numeri di pagina indicano il numero di occorrenze all'interno della pagina stessa.

2e) laterale palatale > /j/	<i>cojone</i> (PA: 15, 135; KC: 37, 51); <i>daje</i> (PA: 47; KC: 48 ¹⁰); <i>dehartisti</i> (= degli artisti, PA: 107); <i>dije</i> (D: 18; KC: 48); <i>faje</i> (PA: 55); <i>fija</i> (PA: 119); <i>je</i> (D: 24); <i>mijore</i> ¹¹ (D: 18); <i>majette</i> (PA: 109); <i>moje</i> (D: 18, 76); <i>mejo</i> (PA: 141), <i>vojo</i> (KC: 48), ecc.
2f) scempiamento di <i>r</i> inter-vocalica (tipo <i>terra</i> > <i>tera</i>)	∅
2g) rotacizzazione di /l/	<i>ar</i> (PA: 59); <i>artro</i> (PA: 117); <i>cor</i> (= con il, PA: 15); <i>carcola</i> (PA: 45); <i>der</i> (D: 25; PA: 59); <i>dar</i> (D: 44); <i>quer</i> (PA: 15, 59)
2h) aferesi in <i>un</i> , <i>non</i> , <i>in</i> e parole inizianti per vocale + nasale impli-cata. ¹²	<i>'na</i> (= <i>una</i> ; D: 86; PA: 119); <i>'n'</i> (= <i>non</i> ; PA: 117, 141); <i>'n'è</i> (<i>non è</i> ; PA: 141)
2i) dileguo di /l/ in art. e prep. art. (tipo <i>'a</i> = <i>la</i> ; <i>dea</i> = <i>della</i>)	Il fenomeno è praticamente assente, eccezion fatta per quanto si può osservare nel pronome clitico contenuto nell'interiezione <i>eccaalla'</i> (D: 20)

– *Varietà bassa* (3):

3a) /nd/ > /nn/	∅ (tratto notoriamente in regresso nel romanesco attuale)
3b) <i>non</i> > <i>nun</i>	(D: 34; PA: 35, 45, 59, 108, 109.)
3c) articolo <i>er</i>	(D: 14; 80, 87; PA: 47, 108; KC: 51, 58 ₂); l'articolo <i>er</i> è usato in via pressoché esclusiva nei soprannomi dei personaggi (es. <i>er Secco</i> , <i>er Paturnia</i> , ecc.).
3d) raddoppiamento fonosintattico nelle combinazioni di infinito apocopato + clitico (tipo <i>andammene</i> = <i>andarmene/mandarle</i> = <i>mandalle</i>):	∅
3e) /wɔ/ > /ɔ/	<i>vole</i> (PA: 108), <i>rota</i> (KC)
3f) /tt/ > /t/ in <i>mattina</i>	∅

¹⁰ Qui si aggiunge anche la didascalia, rivelatrice dell'attuale diffusione dell'espressione: „daje va proprio bene per ogni situazione. Meno male sono romano oh“.

¹¹ *Moje* e *mijore* sono qui usati da un personaggio che esprime in modo particolarmente accentuato il proprio romanesco: tuttavia, in so' *pure una guardia*, la mancata aferesi dell'articolo denota chiaramente la resistenza dell'italiano standard.

¹² Confermabile appare la diffusione, in alcune esclamazioni, di un'aferesi molto pronunciata (almeno in certi casi), notata da Viviani (2012a: 227): oltre al già segnalato *'ticazzituo* (anche in D: 16), cf. *taccitua* (D: 49; KC: 54) e *'coddue* (PA: 130).

3g) /m/ > /mm/ in postonia nei propa-rossitoni	Ø
3h) congiunzione <i>si per se</i>	Ø
3i) /a/ poston. > /e/ nei verbi	Ø
3l) /e/ finale per /i/ nei clitici	<i>daje</i> (PA: 47); <i>dije</i> , (D: 18; KC: 48); <i>faje</i> (PA: 55); <i>nebulizzaje</i> (PA: 45); <i>spicciame</i> (KC: 60); <i>stacce</i> (D: 76)
3m) apocope di /t/ in <i>per</i> e di /n/ in <i>con</i>	<i>pe'</i> (PA: 119; KC: 66); <i>co'</i> (D: 47, 95; KC: 42,, 63)
3n) tipo <i>magnare</i>	(D: 69, 95; PA: 46; KC: 47)
3o) indebolimento di /v/ intervocalico	Ø
3p) tendenza all'affricazione di /s/ davanti a /t/	Ø

2.2. Morfologia

La morfologia conferma in modo ancor più chiaro la tendenza appena ravvisata per la fonologia: in particolare se „il complesso della morfologia verbale ci offre sempre un buon esempio della vitalità di un dialetto, sia pure un dialetto urbano“ (Bernhard 1992, 261), qui proprio la morfologia verbale del romanesco è affidata a pochi tratti, per lo più appartenenti alla varietà media, e che afferiscono a quei caratteri macroscopici e ampiamente noti anche ai parlanti italofoeni non romani:

– *Varietà media (2): è rappresentata dai due tratti in assoluto più ricorrenti (soprattutto 2a) all'interno del nostro corpus:*

2a) infiniti apocopati	<i>anda'</i> (KB: 43, 45); <i>attacca'</i> (KC: 48); <i>caca'</i> (KC: 51, 54); <i>capi'</i> (KC: 51); <i>compra'</i> (KC: 66); <i>da'</i> (KC: 66); <i>fa'</i> (65, 90; PA: 47; KC: 40, 56); <i>innaffia'</i> (PA: 45); <i>insegna'</i> (KC: 64); <i>mori'</i> (D: 18, 40); <i>paga'</i> (PA: 108; KC: 58); <i>parla'</i> (KC: 57); <i>rilassa'</i> (KC: 48); <i>rosica'</i> (PA: 35); <i>schiaccia'</i> (KC: 45); <i>schiop-pa'</i> (D: 24, 64); <i>spara'</i> (KC: 40); <i>strozza'</i> (D: 9); <i>rimorchia'</i> (D: 18); <i>trova'</i> (KC: 37); <i>vede'</i> (KC: 38, 42); ecc.
2b) <i>so'</i> per <i>sono</i>	(D: 18, 22, 43, 90; PA: 59, 141; KC: 39, 40, 41, 48, 51, 57,, 58, 64)

– *Varietà bassa (3): ben diversa è la situazione dei tratti afferenti alla componente bassa, la cui presenza è estremamente ridotta, oppure del tutto eliminata.*¹³

3a) suffissi verbali <i>-amo, -emo, -imo</i>	<i>se sbragamo</i> (KC: 48), <i>s'ammazzamo</i> (KC: 48), <i>magnamo</i> (KC: 51), <i>riuscimo</i> (KC: 51), <i>volemoso</i> (KC: 68)
3b) pronomi riflessivo <i>se per ci</i>	(KC: 48, 51, 68)
3c) <i>amo, famo, dimo</i>	∅
3d) apocope in <i>ha'</i> per <i>hai</i> : ¹⁴	<i>anacapito</i> (D, 44)
3e) <i>ava per aveva</i>	∅
3f) <i>semo/sete</i>	∅
3g) <i>vonno, ponno</i>	∅
3h) suffisso verbale <i>-eno</i> per <i>-ano e -ono</i> : –	∅
3i) apocope negli allocutivi estesa ai cognomi	Ricorre qui nei soprannomi <i>Patu'</i> = Paturnia (D: 14), <i>Erme'</i> = Ermete (D: 25), <i>Calca'</i> = Calcare (D: 35, 36; KC: 61 (2)), <i>Ze'</i> = Zero (D: 36, 78).
3 l) impf. in <i>-vono</i>	∅

2.3. Altri tratti significativi e riepilogo

Il romanesco, come già accennato, si manifesta invece con una certa efficacia nel:

- turpiloquio e nelle espressioni disfemiche (di per sé un aspetto notoriamente accentuato nel romanesco) ampiamente accolte soprattutto con valori traslati e rafforzativi, e spesso appartenenti a una fraseologia, questa sì, molto romana (esempi tratti da D: *sei un cazzo di [...]; ti spacco il culo; scopo; e sti grancazzi; sticazzi; non mencilodepezza; graziarcazzo; checcazzo è [...]?; gli avremmo rotto il culo;* da PA: *non c'ho capito un cazzo; mannaggiarcazzo, stocazzo de [...]; col cazzo; sciacquati dal cazzo!; caga er cazzo; ecc.;* da KC: *mortacci sua, malimortacci vostri, mi cacate il cazzo, rompicazzo, ecc.*)
- nelle interiezioni: *aivoja* (D: 67); *aridaje* (PA: 24); *eccalla'* (D: 20), *anacapito* (D: 44); altre espressioni tipiche del romanesco di oggi sono: *andato a rota* 'essere dipendenti da qualcosa' (KC: 47), *attacca' la pippa* 'fare un discorso noioso o una ramanzina' (KC: 48).

¹³ Solo in contesti scherzosi: *vadi* cong. per *vada* (D: 91).

¹⁴ Fenomeno (noto anche al toscano e a vari dialetti centro-meridionali) di cancellazione di *i* postvocalica in fonosintassi che, come messo in luce da Loporcaro (2012, 124), riguarda anche altre seconde persone verbali come *vuoi* e *fai*.

Pressoché regolari, anche nelle porzioni di testo meno marcate in senso locale, sono gli usi di *stare* ‘essere’ e del *ci* attualizzante (*c’ho, c’hai*, ecc.); la particella *a* allocutiva („comunemente usata nell’area metropolitana romana sia nel parlato mediamente informale e familiare sia nel registro più basso della lingua“ Stefinlongo 1999: 275),¹⁵ tratti presenti ormai anche nella varietà superiore; molto raro, invece, il *te* in funzione di soggetto (D: 69). Per il lessico, possiamo aggiungere, rispetto alla lista stilata da Viviani (2012a): *accollarse* ‘annoiare, scocciare’ (D: 82; KC: 65), *ammucchiare* ‘far cadere picchiando’ (D: 30); *caracca* ‘spintone, colpo violento’ (KC: 51), *caricarse* (qualcuno/-a) ‘avere rapporti sessuali’; *sel-lucchione* (*sic!*, per la forma consueta *sallucchione* ‘persona poco intelligente’), *sbroccare* ‘perdere la pazienza, arrabbiarsi molto’ (D: 82), *scialla* ‘stai calmo, stai sereno’ (D: 63), tra le espressioni giovanili ormai più note anche fuori dalla capitale.¹⁶

Come si è visto, dunque, all’interno di questi testi andrà evidentemente tenuta in gran conto la variabile diamesica, e dunque la consapevolezza e la volontà di rivolgersi a un pubblico nazionale: si può infatti ipotizzare con una certa sicurezza che tali fattori incidano in modo decisivo nell’indirizzare le scelte linguistiche dell’autore, e perciò nel tenere a freno alcune escursioni nei livelli sentiti come meno accettabili da un pubblico esteso e sovralocale. Anche all’interno delle zone di maggiore romanità, quando a parlare sono i personaggi linguisticamente più caratterizzati, si può notare da un lato la totale assenza di diversi tratti della varietà bassa; d’altro lato, la presenza di forme perfettamente italiane, che appaiono in scarsa sintonia con il rispettivo contesto dialettale. Siamo ben lontani, quindi, da un’operazione concreta di *realismo* linguistico: la collocazione di questa lingua è invece assimilabile, ma in forma ancor più smussata, a quell’italiano *romaneschizzato* che si vede soprattutto nella cinematografia (Boccafurni 2012, 131–143) e nella quale si potrebbero facilmente identificare tutti i parlanti romani, anche di grado sociale e culturale alto, in situazioni di particolare rilassatezza linguistica; siamo anche qui di fronte a quel romanesco „*res omnium* [...] dialetto che tutti in Italia finiscono con l’usare, se devono ricorrere a un’espressione forte, popolare“ (De Mauro 2007, 109).

¹⁵ Ma si veda anche D: 17, dove emerge invece un uso reiterato di *oh*.

¹⁶ È del 2011 il film del regista romano Francesco Bruni intitolato, per l’appunto, *Scialla!*, significativamente seguito dal sottotitolo, a mo’ di traduzione, (*Stai sereno!*). L’etimologia resta molto discussa: cf. a tal riguardo la consulenza online dell’Accademia della Crusca (<http://www.accademiadellacrusca.it/it/lingua-italiana/consulenza-linguistica/domande-risposte/scialla>).

I testi di Zerocalcare, dunque, fondandosi soprattutto su alcuni fenomeni peculiari, dominanti rispetto ad altri, dimostrano per un verso la complessiva rappresentabilità e il gradimento della lingua di Roma al di fuori dei confini regionali; d'altro canto, però, essi rinunciano chiaramente ai tratti sentiti come più marcati in senso localistico.

3. *La scienza coatta: romanesco e divulgazione scientifica*

La situazione visibile in Zerocalcare appare in evidente discrasia con alcuni testi contemporanei del mondo di internet che hanno nel romanesco il loro carattere programmatico: al fine di conferire contorni ancor più marcati al profilo linguistico del vignettista, sarà utile ricorrere a un breve confronto del suo romanesco con quello di una pagina Facebook di recente creazione, dal nome *La scienza coatta*.¹⁷ Si tratta di una piattaforma di divulgazione scientifica basata linguisticamente su un uso molto accentuato del romanesco: lo si ricava chiaramente già dal titolo, caratterizzato dall'adozione, di certo non casuale, dell'attributo *coatto*, una marca identificativa ben riconoscibile e divenuta da diversi anni di patrimonio comune nell'accezione propria dell'italiano di Roma (GRADIT: 'giovane sottoproletario di modi volgari e spesso violenti' e, per estensione, 'persona rozza, volgare'); l'*impresum* della pagina, che allude implicitamente al ruolo del romanesco come veicolo di informazione scientifica, è „Ce stanno modi e modi de parlà de scienza. Noi c'avemo quello giusto“.

La scienza coatta costituisce anzitutto una conferma, tra le molteplici che si potrebbero indicare, del processo di moltiplicazione in atto di pagine Facebook (cf. Viviani, 2012b e 2013) espressamente orientate a un uso ostentato, e con funzioni principalmente ludiche, del romanesco; queste pagine formano anzitutto un *corpus* di notevole interesse per un esame del romanesco attuale e soprattutto delle sue manifestazioni a livello giovanile. Vediamone soltanto un esempio (si celebra Galileo per la ricorrenza della sua nascita):¹⁸

„Pe dilla tutta: ensomma regà, oggi SBODOBOBOBO. Oggi ner 1564 nasceva a Pisa sta branda. 'Nce stanno davvero parole pe' di quanto je volemo bene ar Galileo Galileo Galileo (ad libitum) Galilei. Er padreterno daa coattanza. Er Francescototti daa scienza. Er Roccossiffredi daa conoscenza. Dici tu mò, ma ciavrà mai fatto sto faciolo de pisano pe' meritasse tutti st'eloggi? Ce voleva tanto pe' di' che la Tera cor cazzo che stava ferma e

¹⁷ Creata il 1° maggio 2015, è raggiungibile al seguente indirizzo web: https://www.facebook.com/pg/LaScienzaCoatta/about/?ref=page_internal.

¹⁸ Tratto da un *post* del 15 febbraio 2016 (<https://www.facebook.com/LaScienzaCoatta/photos/a.1570021849951120.1073741829.1568868093399829/1716881875265116/>).

piottava 'ntorno ar Sole? A parte che sì, ce voleva 'n genio pe' dillo all'epoca (*sic!*), che nun è che c'aveveno tutti li strumenti che ciai te a casa. A parte che er giggi t'ha progettato pure 'na cifra di arte cose, tipo n'aggeggio pe' raccoglie i pomodori e un pettine tascabile co' cui ce potevi pure magna, pe' nun parla' de quello cià combinato cor te-le-scopi-o. Ma comunque 'a grannezza der Gali2 (che a 'na certa poraccio ha dovuto fa pippa perché i preti je volevano rompe er culo) nun è mica solo questa. Manco pe' gnente. Er Galileo, belli de casa, s'è praticamente 'nventato la scienza. Si prima ogni stronzo se poteva arza' e di' un po' quello che je pareva, tipo, che ne so, che i furmini cascaveno perché a Zeus je rodeva er culo, dopo er Gali mica se poteva fa più 'sta cosa. Perché er Gali dice: tu ciai 'na teoria scientifica, frate'? Allora me la devi fa' vede', devi da fa' l'esperimenti pe' verificalla, devi prova' e riprova'. E poi io devo esse in grado de rifallo e ottene' gli stessi risultati tuoi, sinnò te ne poi anna' affanculo te e tutti i livornesi boiadé ('sta cosa se chiama metodo scientifico, ò sa pure tu madre).“

Pur in passo molto breve e in un contesto di non completa resa dei tratti fonetici tipici del romanesco (risaltano, ad esempio, la mancata affricazione della sibilante sorda in *ensomma* e il mancato passaggio della laterale palatale a *j* in *raccoglie*, da imputare verosimilmente a sviste dell'autore), si può però notare la presenza di quegli elementi delle varietà media e soprattutto bassa non rilevati, o rilevati solo saltuariamente in Zerocalcare: dileguo di *l* (*daa*, 'o), scempiamento *r* intervocalica (*Tera*), raddoppiamento fonosintattico nelle combinazioni di infinito apocopato + clitico (*dillo*, *dilla*, *verificalla*, *rifallo*), *si per se* (*si*, *sinnò*), /nd/ > /nn/ (*grannezza*, *anna'*), passaggio -ano > -eno (*c'aveveno*, *cascaveno*), palatalizzazione di /nj/ (*gnente*); sul piano sintattico l'uso della perifrasi *devi da* + verbo.¹⁹

Pagine Facebook come *La scienza coatta*, che peraltro hanno dietro parlanti forniti di un alto livello d'istruzione, risultano dunque esemplari nel dimostrare la pervasività del dialetto e la diffusa dimestichezza con i suoi tratti sociolinguistici più bassi, quando si tratta di esibire un romanesco molto espressivo. Si può osservare, dunque, come il *neoromanesco* e la riappropriazione del dialetto costituiscano un fenomeno latamente operante, tanto più a livello giovanile, anche tra parlanti colti: siamo, più nello specifico, di fronte a quella fascia di giovani „in grado di utilizzare ‘dall’alto’ la componente dialettale“ (Arcangeli 1999, 251); una possibilità che manca, invece, ai coetanei provenienti dalle realtà più degradate, in quanto privi di „quella sufficiente capacità di autoriflessione linguistica che motiva gli intenti ludico-espressivi dei secondi“ (Giovanardi 1993, 77).

¹⁹ C'è peraltro da chiedersi, con Viviani (2012b, 376), se l'omissione di certi tratti fonetici non sia piuttosto da attribuire all'assenza di segni adatti sulla tastiera piuttosto che a possibili forme di auto-censura.

4. Conclusioni

Per concludere, Stefinlongo notava già, per una tipologia particolare di scrittura come le scritte murali, una „consistente e costante assenza dei tratti dialettali più fortemente marcati o, in ogni caso, la loro generale marginalizzazione“ (1999, 272). Non solo: le scritte murali, pur rappresentando un luogo privilegiato per la presenza di forme basse e volgari, appaiono prive dei tratti storicamente più caratterizzanti del dialetto romano in senso demotico. Possiamo dire che un simile fenomeno è ancor più visibile nei fumetti di Zerocalcare: il mezzo di comunicazione impone degli evidenti condizionamenti, che aumentano ovviamente nel caso di scritture realizzate col fine della pubblicazione. Quella che qui si è osservata è una lingua in cui i caratteri romaneschi sono nel complesso ben soppesati e soggetti a sorveglianza: non ci si discosta, se non in rari casi, da un livello mediano, che lambisce l'italiano regionale di Roma, toccando a volte delle marche dell'oralità anche piuttosto pronunciate, ma mai lontane da quella „rassicurante familiarità“, ravvisata da Fresu (2007, 291) per i testi di A. Celestini, alla quale anche il lettore non romano può rapportarsi senza grossi ostacoli; siamo in linea con quel fenomeno attuale di sostanziale riemersione, „nei più vari contesti, [di] forme ed espressioni tipiche di una dialettalità romana moderata e comune“ (Stefinlongo 2012b, 260).

Dall'altro lato, invece, gli autori della pagina Facebook *La scienza coatta* ben testimoniano la notevole familiarità col romanesco di cui godono anche parlanti collocabili in una fascia socio-culturale (e linguistica) molto alta. Per quanto la *neodialettalizzazione* e lo sviluppo di un *neoromanesco* siano certamente più avvertibili nei contesti periferici e di borgata (per l'innegabile peso della variabile diastratica), e soprattutto nell'ambito del linguaggio giovanile, parlare di centro e periferia acquista davvero senso, in una situazione particolare come quella di Roma, non tanto in una differenziazione diatopica tra quartieri, quanto nel rapporto tra la grande città da un lato e la provincia o la regione dall'altro: come si è ripetutamente osservato, la regione di Roma è da decenni interessata da un fenomeno poderoso di pendolarismo quotidiano, che incrementa in modo decisivo la forza irradiante dei modelli linguistici provenienti dalla capitale; tali modelli, a loro volta, sono propagati a livello nazionale dai mezzi di comunicazione di massa, e continuano a fare di Roma, nonostante la complessiva perdita di prestigio a favore delle varietà settentrionali dell'italiano, un centro primario di diffusione linguistica in tutto il territorio italiano.

Bibliografia

Opere dell'autore

Zerocalcare, *La profezia dell'armadillo*, Milano, bao publishing, 2011.

Zerocalcare, *Dodici*, Milano, bao publishing, 2013.

Zerocalcare, "Kobane calling", in: *Internazionale*, 16–22 gennaio 2015, 33–74.

Opere critiche

Antonelli, Giuseppe (1999): „A proposito della neodialettalità metropolitana: un'inchiesta pilota sul linguaggio giovanile romano“, in: Dardano, Maurizio et al. (edd.): *Roma e il suo territorio. Lingua dialetto e società*, Roma, Bulzoni, 225–248.

Arcangeli, Massimo (1999): „Bella! Ma de che? Lingua giovanile metropolitana in bocca romana“, in: Dardano, Maurizio et al. (edd.): *Roma e il suo territorio. Lingua dialetto e società*, Roma, Bulzoni, 248–266.

Bernhard, Gerald (1998): *Das Romanesco des ausgehenden 20. Jahrhunderts. Variationslinguistische Untersuchungen*, Tübingen, Niemeyer.

Bernhard, Gerald (1992): „Per una caratterizzazione fenomenologica variazionale del 'romanesco di terza fase“, in: *Contributi di filologia dell'Italia Mediana* 6, 255–271.

Biasci, Gianluca (2013): „L'italiano di Roma oggi: sviluppi in atto nel repertorio linguistico urbano“, in: *La lingua italiana* IX, 143–170.

Boccafurni, Anna M. (2012), „Il romanesco nella cinematografia“, in: D'Achille, Paolo/Stefinlongo, Antonella/Boccafurni, Anna M.: *Lasciatece parlà. Il romanesco nell'Italia di oggi*, Roma, Carocci, 131–143.

D'Achille, Paolo (2011): „Italiano di Roma“, in: Simone, Raffaella (ed.): *Enciclopedia dell'Italiano*, Roma, Istituto dell'Enciclopedia italiana, II, 1262–1265.

[poi in: D'Achille, Paolo/Stefinlongo, Antonella/Boccafurni, Anna M. (2012): *Lasciatece parlà. Il romanesco nell'Italia di oggi*, Roma, Carocci, 49–57].

D'Achille, Paolo/Giovanardi, Caludio (2001): *Dal Belli al Cipolla. Conservazione e innovazione nel romanesco contemporaneo*, Roma, Carocci.

D'Achille, Paolo/Giovanardi, Caludio (1995): „Romanesco, neo-romanesco o romanaccio? La lingua di Roma alle soglie del Duemila“, in: Romanello,

- Maria T./Tempesta, Immacolata (edd.): *Atti del XXVII Congresso SLI (Lecce, 28-30 ottobre 1993)*, Bulzoni, Roma, 1995, 397-412.
- [poi in: D'Achille, Paolo/Giovanardi, Caludio (2001): *Dal Belli al Cipolla. Conservazione e innovazione nel romanesco contemporaneo*, Roma, Carocci, 13-28].
- D'Achille, Paolo/Stefinlongo, Antonella/Boccafurni, Anna M. (2012): *Lasciatece parlà. Il romanesco nell'Italia di oggi*, Roma, Carocci.
- De Mauro, Tullio (2007): „Roma plurilingue“, in: Giovanardi, Claudio/Onorati, Franco (edd.): *Le lingue der monno. Atti del convegno internazionale (22-24 novembre 2004)*, Roma, Aracne, 101-109.
- Fresu, Rita (2007): „L'italiano de Roma tra memoria e fantasia nella 'scrittura orale' di Ascanio Celestini“, in: Marcato, Gianna (ed.): *Dialetto, memoria e fantasia. Atti del convegno (Sappada/Plodn, 28 giugno-2 luglio 2006)*, Padova, Unipress, 287-292.
- Giovanardi, Claudio (2006): „Lingua e dialetto a Roma all'inizio del terzo millennio“, in: *Parolechiave* 36, 143-162.
- Giovanardi, Claudio (1993): „Note sul linguaggio dei giovani romani di borgata“, in: *Studi linguistici italiani* 19, 62-78.
- [poi in: D'Achille, Paolo/Giovanardi, Caludio (2001): *Dal Belli al Cipolla. Conservazione e innovazione nel romanesco contemporaneo*, Roma, Carocci, 133-150].
- GRADIT = De Mauro, Tullio (1999): *Grande dizionario italiano dell'uso*, 6 vol., Torino, Utet, 1999.
- Loporcaro, Michele (2012): „Un paragrafo di grammatica storica del romanesco: lo sviluppo della laterale palatale“, in: Di Petraro, Piero Adolfo/Faraoni, Vincenzo/Loporcaro, Michele (edd.): *Vicende storiche della lingua di Roma*, Alessandria, Ed. dell'Orso, 103-132.
- Morgana, Silvia (2003): „La lingua del fumetto“, in: Bonomi, Ilaria/Masini, Andrea/Morgana, Silvia (edd.): *La lingua italiana e i mass media*, Roma, Carocci, 165-198.
- Stefinlongo, Antonella (2012a): „La percezione dell'identità linguistica a Roma“, in: D'Achille, Paolo/Stefinlongo, Antonella/Boccafurni, Anna M. (2012): *Lasciatece parlà. Il romanesco nell'Italia di oggi*, Roma, Carocci, 59-71.
- Stefinlongo, Antonella (2012b): „Il lessico romano tra recupero e invenzione“, in: D'Achille, Paolo/Stefinlongo, Antonella/Boccafurni, Anna M. (2012): *Lasciatece parlà. Il romanesco nell'Italia di oggi*, Roma, Carocci, 259-262.

- Stefinlongo, Antonella (1999): „Neoromanizzazione’ del territorio. La lingua delle scritte murali“, in: Dardano, Maurizio/D’Achille, Paolo/Giovanardi, Claudio/Mocciaro, Antonia G. (edd.): *Roma e il suo territorio. Lingua dialetto e società*, Roma, Bulzoni, 267–285.
- Trifone, Maurizio (1993), *Le parole della droga. Aspetti linguistici della marginalità nella periferia romana*, Perugia, Guerra.
- Trifone, Pietro (2008), *Storia linguistica di Roma*, Roma, Carocci.
- Vignuzzi, Ugo (1994), „Il dialetto perduto e ritrovato“, in: De Mauro, Tullio (ed.): *Come parlano gli italiani*, Firenze, La Nuova Italia, 25–33.
- Viviani, Andrea (2013): „Il dialetto in vetrina – Il romanesco su FB“, in: Francesco Avolio (ed.): *Lingua e dialetto tra l’Italia centrale e l’Italia meridionale*, Roccasecca, Arte Stampa Editore, 163–173.
- Viviani, Andrea (2012a): „Parole e nuvole: tinte di Roma nelle tavole di un fumettista“, in: Marcato, Gianna (ed.): *Lingua e dialetti nelle regioni- Nuovi usi, nuove forme. Atti del convegno internazionale di studi (Sappada/Plodn, 27–30 giugno 2012)*, Padova, CLEUP, 221–229.
- Viviani, Andrea (2012b): „La nuova piazza ‘de Roma’: facebook“, in: Gargiulo, Marco (ed.): *L’Italia e i mass-media. Atti del Convegno Internazionale di Studi (Bergen, Norvegia, 17–19 Novembre 2011)*, Roma, Aracne, 371–382.

Anna Isabell Wörsdörfer

Europäisches Zentrum und seine Peripherien in zwei Reisenovellen Prosper Mérimées: Interkulturelle Begegnungen eines gelehrten Erzählers mit einer *femme fatale* (*Carmen*) und einem Bärenmenschen (*Lokis*)

Le voyage – étape intermédiaire entre le centre et la périphérie – représente un des motifs principaux dans l'œuvre littéraire de Prosper Mérimée qui est, en sa qualité d'inspecteur général des monuments historiques, lui-même continuellement en route. Dans *Carmen* et *Lokis*, les deux héros dont les nouvelles portent le nom et qui vivent dans la périphérie de l'Europe, à l'Espagne respectivement à la Lituanie, font l'objet d'une double marginalisation exercée par les narrateurs cultivés, figures du centre. À l'aide des catégories comme *race* et *gender*, l'article analyse les différentes stratégies et tentatives de domination entre ces érudits et la bohémienne qui se révèle d'être une *femme fatale* d'une part et de l'homme et demi-ours de l'autre.

1. Prosper Mérimée als *inspecteur général des monuments historiques de France*

Der berühmte französische Novellenautor Prosper Mérimée (1803–1870) zeichnet durch seinen (Haupt-)Beruf als *inspecteur général des monuments historiques de France*,¹ als oberster staatlicher Denkmalschützer, in besonderer Weise die Bewegungen zwischen dem Pariser Zentrum und seinen französischen respektive außerfranzösischen Peripherien nach. Schon vor Antritt dieses Amtes zählte das Reisen – neben der Literatur – zu seinen Vorlieben: So unternahm er 1826 gleich drei Reisen nach England und 1830 seine erste Reise nach Spanien, auf der er Bekanntschaft mit der Gräfin von Montijo, der Mutter der späteren Kaiserin Eugénie, machte, die ihn durch eine Anekdote zur Novelle

¹ Dieses Amt wurde in Frankreich 1830 eingeführt und mit Ludovic Vitet besetzt. Schon nach vier Jahren löste Prosper Mérimée diesen ab und prägte fast 30 Jahre lang (1834–1860) die französische Denkmalpflege (cf. Poisson 1999, 15–26 und Auzas 1975, 115–135). Sein Verdienst um die Inventarisierung der *monuments historiques* war so groß, dass das heute dafür zuständige Kulturministerium die entsprechende Datenbank nach dem Schriftsteller benannt hat: Die *Base Mérimée* ist seit 1995 auch online zugänglich: <http://www.culture.gouv.fr/culture/inventai/patrimoine/>[28.04.2017].

Carmen angeregt haben soll.² Die Tätigkeit als *inspecteur des monuments* führte Mérimée ab 1834 nicht nur aus der zentralen Ile-de-France durch die gesamte zentrumsferne französische Provinz, sondern auch auf zahlreichen Expeditionen in den Süden respektive vor allem in den Südosten Europas: 1839 war er in Italien, 1840 auf Korsika, 1841 in Griechenland und der Türkei und 1853 schließlich ein zweites Mal in Spanien. Darüber hinaus unternahm Mérimée neben seinen beruflichen Reisen im Privaten, wenn man so will, ‚imaginäre‘ Ausflüge in die nordöstlichen Grenzregionen Europas, beschäftigte er sich doch ab Mitte der 1840er Jahre intensiv mit den slawischen Sprachen und Kulturen³ und nährte so auch die Vorstellungen über den litauischen Raum, den peripheren Schauplatz seiner vorletzten Novelle *Lokis*.

2. Reisen zwischen Zentrum und Peripherie

Aus diesen biographischen Ausführungen geht hervor, dass das Reisen bei Mérimée als grundlegendes Konzept fungiert (cf. Rebollar 2010, Pageaux 1999, 159–166), welches einerseits über den Ortswechsel das verbindende Moment zwischen Zentrum und Peripherie darstellt und andererseits den Schlüssel für die Lektüre der beiden hier analysierten Reisenovellen *Carmen* und *Lokis* bietet. Angesichts seiner immensen Mobilität verwundert es nicht, dass zahlreiche Werke Mérimées den Titel *Notes de voyages à [...], dans [...]* oder *en [...]* tragen.⁴ Doch verarbeitete der Autor seine Impressionen – vor allem der französisch-regionalen Randzonen – nicht nur in solch sachlich-deskriptiv anmutenden Reisebeschreibungen, sondern eben auch in belletristischer Form, sodass das Reisen überhaupt, und mit ihm der Kulturkontakt, als Leitmotiv in Mérimées literarischem Œuvre bezeichnet werden darf. In diesem Zusammenhang ist es wichtig zu betonen, dass die komplementären Begriffe von *Zentrum*

² Cf. den an sie gerichteten Brief vom 16. Mai 1845 aus ihrer beider Korrespondenz: „Je viens de passer huit jours enfermé à écrire [...] une histoire que vous m’avez racontée il y a quinze ans [...]: Il s’agissait d’un Jacque de Malaga qui a tué sa maîtresse, laquelle se consacrait exclusivement au public. [...] Comme j’étudie les bohémiens depuis quelque temps avec beaucoup de soin, j’ai fait mon héroïne bohémienne“ (Mérimée 1955, 294).

³ Er übersetzte beispielsweise Alexander Puschkin. Cf. Cadot (2010, 205–217) und Cadot (1999, 167–178).

⁴ Beispielsweise *Notes d’un voyage dans le Midi de la France* (1835) (Ausgangspunkt für die spätere phantastische Novelle *La Vénus d’Ille*), *Notes d’un voyage dans l’Ouest de la France* (1836) und *Notes d’un voyage en Auvergne* (1838).

und *Peripherie* nicht allein in einer räumlichen Relation zueinander stehen, sondern dass ihnen zusätzlich ein unausgeglichenes Macht- und Kräfteverhältnis eingeschrieben ist: Das Zentrum ist nicht nur (konstrukthafter) geographischer Mittelpunkt in Bezug auf seine (ebenso konstruierten) peripheren Gebiete, sondern von ihm geht auch eine starke hegemoniale Einflussnahme auf die solcherart marginalisierten Bereiche aus.

3. Mehrfachsemantisierung interkultureller Begegnungen

Ist das Reisemotiv als Zugang zu den Novellen und das Zusammenspiel von Zentrum und Peripherie damit geklärt, gilt es nun, besagte Macht- und Kräfteverhältnisse näher zu bestimmen und die methodischen Grundlagen für die Interpretation von *Carmen* und *Lokis* zu legen. Die Analyse knüpft an den unter anderem von Herbert Uerlings und Karl Hölz⁵ vertretenen Trierer Forschungsansatz zur Interkulturalität – hier verwendet als Gegenbegriff zur Transkulturalität⁶ – an (cf. im Folgenden Uerlings 2001), geht aber gleichzeitig hinsichtlich der Bestimmung und Differenzierung von Alterität über diesen unter Berücksichtigung von Ansätzen aus der Intersektionalitätsforschung (cf. Walgenbach 2012a, 1–37) hinaus:⁷ Ausgehend von der Beobachtung, dass interkulturelle Be-

⁵ Herbert Uerlings ist Professor für Neuere Deutsche Literaturwissenschaft, Karl Hölz (war) Professor für Romanische Literaturwissenschaft. Beide arbeiteten in dem interdisziplinären DFG-Projekt „Das Subjekt und die Anderen. Interkulturalität und Geschlechterdifferenz von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart“ (1997–2000) mit.

⁶ Der *Interkulturalität* wird hier der Vorzug vor dem von Fernando Ortiz, Doris Bachmann-Medick und Wolfgang Welsch geprägten Terminus *Transkulturalität* gegeben (cf. Ortiz 1940, 273–278, Bachmann-Medick 1994, 262–296, Welsch 2012, 25–40). Während letztere von einem Modell der Geflechte mit gegenseitiger Durchdringung und Mischung heutiger (und auch vergangener) Kulturen ausgeht, basiert das Konzept der Interkulturalität auf einem Kugelmodell mit angestrebter Separierung (nach außen) und Homogenisierungsdruck (nach innen). Zwar ist den Novellen durch das Reise-/Mobilitätsmotiv ein grundlegendes transkulturelles Potential inhärent (vor allem in persona Carmens), doch ist das Abgrenzungsbedürfnis der Zentralkultur von den *anderen* peripheren Kulturen so hoch, dass in diesem Fall nicht Verbindendes, sondern Trennendes im interkulturellen Sinn überwiegt.

⁷ Das begrifflich von der US-amerikanischen Juristin Kimberlé Crenshaw geprägte und im Kontext des *Black Feminism* und der *Critical Race Theorie* entstandene Paradigma geht von den genuinen Verwobenheiten sozialer Kategorien (Klasse, Rasse, Geschlecht) und folglich ihres Potentials von Mehrfachdiskriminierungen aus und ist explizit auf die Untersuchung von Machtverhältnissen gerichtet.

gegnungen häufig geschlechtlich semantisiert werden,⁸ entwickeln die Trierer Forscher in Übereinstimmung mit intersektionalen Prämissen ihre Hauptthese von der Überlagerung kultureller und sexueller Differenzen: Alteritäten auf der Ebene von *race* werden mit solchen auf der *gender*-Ebene kombiniert und die Andersartigkeit so mehr-fachkonnotiert, wobei die sozialen Kategorien als interdependente Kategorien in sich bereits als heterogen strukturiert anzusehen sind (id., 16–21). Dabei erfüllen die Überlagerungen – so die Forschergruppe – verschiedene Funktionen: Sie können erstens zur Erklärung des Fremden durch Bekanntes dienen, zweitens ein Machtverhältnis legitimieren und drittens über die Definition des Anderen eine Definition des Selbst liefern. Insbesondere auf die zweite Funktion wird sich die Analyse fokussieren, nachdem dieser interkulturell(-feministische) Denkansatz einige Erweiterungen erfahren hat: Die Doppelkonnotation kultureller Differenzen *kann* über die Geschlechteropposition erfolgen, doch sind noch weitere Alteritätskategorien wie z. B. die Gegensätze Mensch / Tier oder Mensch / Maschine denkbar. In *Lokis* nämlich wird die kulturelle Andersartigkeit nicht wie in *Carmen* von sexuellen Differenzen überlagert, sondern über die mit dem Phantastischen in Beziehung stehende Opposition des Humanen / Animalischen semantisiert. Außerdem ist als Ergänzung der Trierer Überlegungen zu unterstreichen, dass Dominanzstrategien nicht einseitig von den Vertretern vermeintlicher kultureller, sexueller oder wie auch immer gearteter Überlegenheit auf die angeblich Unterlegenen angewandt werden. Der Macht- und Beherrschungswille über das jeweils Andere kann vielmehr in beide Stoßrichtungen festgestellt werden: Gerade die *femme fatale*, die sich über etablierte Geschlechterrollen hinwegsetzt, bzw. die Zigeunerin, die sozial konstruierte Raum-Grenzen missachtet (cf. Walgenbach 2012b, 81–92), und hybride Wesen – halb Mensch, halb Tier –, die jenseits der menschlich-gesellschaftlichen Ordnung leben, stellen eine Bedrohung⁹ für angestammte kulturelle Macht- und Kräftekonstellationen dar.

⁸ Etwa bei der Entdeckung Amerikas: das *jungfräuliche* Land und die *männlichen* europäischen Eroberer.

⁹ Dabei darf nicht vergessen werden, dass die *femme fatale* am Ende vor allem auch für sich selbst *fatal* ist, da sie meist stirbt.

4. *Carmen* – Begegnungen mit einer zigeunerischen *femme fatale*

In Mérimées Novelle *Carmen* (1845), Vorlage für Georges Bizets gleichnamige Oper (1875), welche der *Zigeunerin*¹⁰ und ihrer Geschichte erst 30 Jahre später einen durchschlagenden Erfolg bescherte,¹¹ reist ein französischer Ich-Erzähler aus Forschungszwecken nach Andalusien, in den äußersten Süden Spaniens, und begegnet dort dem baskischen Schmuggler Don José und der verführerisch-gefährlichen *gitana* Carmen. Als gelehrter Franzose repräsentiert der Ich-Erzähler in der Rahmenhandlung einen bürgerlichen Vertreter des Zentrums, die v. a. in der Binnenhandlung auftretenden, in Spanien beheimateten Don José und Carmen repräsentieren die sozial marginalisierten Vertreter der Peripherie, wobei der Gauner Don José als Nordspanier dem Zentrum noch näher steht als die gleich dreifach unterprivilegierte,¹² ständig in Bewegung befindliche *gitana*, die in ganz Andalusien agiert. Als *Zigeunerin*¹³ verkörpert sie in idealer Weise eine *femme fatale*, mit der sie nicht wenige Merkmale teilt (cf. Niemandt 1992, 214–252 und Hölz 2000, 93–117). Exotische Schönheit und Sinnlichkeit (etwa beim Tanz) einerseits und diebische wie magische Bedrohlichkeit andererseits zählen ebenso dazu wie der Drang, sich dem männlichen Gegenüber und seinen Herrschaftsansprüchen stets zu entziehen. So bietet die Zigeunerin den beiden Männern die Gelegenheit, ihr jeweiliges Dominanzkonzept an ihr zu erproben, von denen Don José, der seine Lebensgeschichte in einer ausführlichen Binnenerzählung preisgibt, scheitert und nur dasjenige des Ich-Erzählers, dargestellt in der Rahmung des Hauptteils, letzten Endes von Erfolg gekrönt ist. Welche Rolle dabei Zentrum und Peripherie sowie transkulturelle Nähe (gefährliche Annäherung durch Grenzüberschreitung) und interkulturelle Distanz (Sicherheit durch Distanzierung und kulturelle Abgrenzung) spielen, gilt es nun darzulegen.

¹⁰ Der rassistische Begriff wird hier aufgrund von Mérimées eigenem Sprachgebrauch benutzt und soll im Folgenden stets in Anführungszeichen verwendet verstanden werden.

¹¹ Für einen Vergleich cf. Blackwood Collier (1995, 30–37).

¹² Als Arbeiterin in einer Tabakfabrik, als Zigeunerin und als Frau ist sie innerhalb der Kategorien Klasse, *race* und *gender* marginal.

¹³ Der heute politisch unkorrekte, da pejorative Begriff wird aufgrund von Mérimées Sprachgebrauch verwendet.

4.1. Carmen und Don José

Die erste Begegnung von Carmen und Don José findet vor einer Zigarrenmanufaktur in Sevilla statt und steht schon im Vorfeld im Zeichen sexuell aufgeladener Bemächtigung und männlicher Phantasien: Die Fabrik, in der Carmen tätig ist und die Don José als *brigadier* bewacht, ist ein für Männer mit einem Tabu belegter Raum, in dem mehrere hundert wegen der Hitze leichtbekleidete Frauen ihrer Arbeit nachgehen. Dementsprechend wird die alltägliche Rückkehr der Arbeiterinnen vom Mittagstisch zu einem voyeuristischen Ritual, bei dem der männliche Blick lüstern-beherrschend auf den Frauen haftet. Don José nimmt nicht an diesem Schauspiel teil und gibt dafür kulturelle und moralische Gründe an:

« Pendant que les autres regardaient, moi, je restais sur mon banc, près de la porte. J'étais jeune alors ; je pensais toujours au pays, et je ne croyais pas qu'il y eût de jolies filles sans jupes bleues et sans nattes tombant sur les épaules. D'ailleurs, les Andalouses me faisaient peur ; je n'étais pas encore fait à leurs manières : toujours à railler, jamais un mot de raison. J'étais donc le nez sur ma chaîne, quand j'entends des bourgeois qui disaient : Voilà la gitanilla ! Je levai les yeux, et je la vis » (Mérimée 1978a, 957).

Der aus dem Baskenland notgedrungen Exilierte ist noch immer in den Denkweisen seiner nordspanischen Heimat verhaftet; noch ist der Kontakt nicht transkulturell-vermischender, sondern interkulturell-abgrenzender Natur: Die züchtigen Baskenmädchen in ihrer Lokaltracht und nicht die freizügigen, rassigen Andalusierinnen stellen sein Frauenideal dar. Damit aber etabliert er über die kulturelle Differenz zwischen zentrumsnahem Baskenland und peripherem Südspanien eine weitere, die auf der Opposition von Vernunft/Leidenschaft basiert. Schon bald jedoch wird er die Distanz zur *ungezügelter andalusischen Lebensweise* nicht mehr aufrechterhalten können und bereits im Fortgang dieser Episode wird deutlich, dass Don José nicht Carmen, sondern die Zigeunerin *ihn* dominieren wird:

« [Elle] s'arrêta devant moi et m'adressa la parole : Compère, me dit-elle à la façon andalouse, veux-tu me donner ta chaîne pour tenir les clefs de mon coffre-fort ?
 – C'est pour attacher mon épinglette, lui répondis-je.
 – Ton épinglette ! s'écria-t-elle en riant. Ah ! monsieur fait de la dentelle, puisqu'il a besoin d'épingles ! [...] Allons, mon cœur, reprit-elle, fais-moi sept aunes de dentelle noire pour une mantille, épinglier de mon âme ! Et prenant la fleur de cassie qu'elle avait à la bouche, elle me la lança, d'un mouvement du pouce, juste entre les deux yeux » (id., 957s.)

Carmen agiert frei und selbstbestimmt, mit Sprachwitz verkehrt sie systematisch die Ordnung der Geschlechter, indem sie über konnotative Verfahren –

„épinglette“ ist die militärische Putznadel, „épingle“ ist die Stecknadel – Don José's Feminisierung und sexuelle Erniedrigung betreibt. Sie unterminiert schlagfertig dessen Virilität, indem sie seine Beschäftigung mit dem Gewehr (Männlichkeitssymbol) in eine typisch weibliche Arbeit, das Stricken, umdeutet. In dem Maße, wie Don José seine maskulinen Züge verliert, eignet sich die Zigeunerin diese an: Auf das Duell mit Worten folgt ein 'Schusswechsel' anderer Art: Die wie ein Kuss zugeworfene Kassiablüte trifft den Basken direkt zwischen die Augen, stellt also einen Angriff auf seine (soeben noch gerühmte nordspanische) *ratio* dar und bewirkt seinen verhängnisvollen Eintritt in den Bannkreis der *femme fatale*, die Aufgabe jeglicher Distanz.

Dass Don José alles andere als der dominante Part in der folgenden Beziehung mit Carmen ist und dass das Scheitern seines patriarchalen Selbstverständnisses mit der allzu großen Entfernung zum Zentrum, zusammenhängt, zeigt eine andere Schlüsselszene, die sich bezeichnenderweise in Gibraltar, dem südlichsten Ort des spanischen Festlandes, in der äußersten Peripherie, abspielt. Mittlerweile zum *brigand* herabgesunken, sucht Don José die Zigeunerin, die gerade den Betrug eines reichen Engländers vorbereitet, wird aber stattdessen *von ihr* gefunden:

« Après deux jours passés en courses inutiles [...], j'entends une voix de femme [...] : « Marchand d'oranges ! [...] » Je lève la tête, et je vois à un balcon Carmen, accoudée avec un officier [...]. Carmen me dit en basque : « Monte, et ne t'étonne de rien [...]. Tu ne sais pas un mot d'espagnol, tu ne me connais pas. » Puis, se tournant vers l'Anglais : « Je vous le disais bien, je l'ai tout de suite reconnu pour un Basque ; vous allez entendre quelle drôle de langue. Comme il a l'air bête, n'est-ce pas ? On dirait un chat surpris dans un garde-manger. – Et toi, lui dis-je dans ma langue, tu as l'air d'une effrontée coquine, et j'ai bien envie de te balafrer la figure devant ton galant. [...] – Qu'est-ce qu'il dit ? demanda l'Anglais. – Il dit qu'il a soif et qu'il boirait bien un coup, » répondit Carmen [...] en éclatant de rire à sa traduction » (id., 977s.).

Carmen ist polyglott, insofern transkulturell (sie versteht beide Sprecher), und nutzt ihre Sprachkenntnisse zu Dominanzzwecken: Sie nimmt Don José die Möglichkeit der Erwiderung auf Spanisch, die *Ausdrucksform*, und bedenkt ihn mit primitiven, tierischen Attributen. Dem Engländer wiederum enthält sie den *Gesprächsinhalt* vor und belässt ihn durch eine falsche Übersetzung in Unwissenheit – beiden Männern aus den nördlichen, zentrumsnahen Gebieten ist sie überlegen. Don José's baskische Wutrede kann ihre Wirkung nicht entfalten, er hat sich zu weit nach Andalusien hinein- und zu nah an Carmen herangewagt. Längst ist nicht mehr die *Vernunft des Zentrums*, sondern die ‚südliche Leidenschaft‘ sein Handlungsprinzip geworden, die ihn verderben wird.

4.2. Carmen und der Ich-Erzähler

Ganz anders gestaltet sich der Kulturkontakt zwischen der Zigeunerin und dem französischen Ich-Erzähler, wenn auch zwischen dessen jugendlichem (transkulturell agierenden) Ich und dem gereiften (interkulturellen Abstand haltenden) Alter Ego noch einmal zu differenzieren ist. Als Erzähler der Novelle besitzt er eindeutig die Macht über den Text und setzt aus seiner subjektiven, männlich-französischen Perspektive die Heimat und den männlichen Standpunkt als zentrale Fixpunkte fest. Die Dominanz des Zentrums über die südliche Peripherie etabliert er über Wissenschaft und Gelehrsamkeit, macht er doch als *Forschersubjekt* die andalusische Stadt Montilla zu seinem Forschungsobjekt, wo er die genaue Position eines antiken Schlachtfelds zu finden glaubt. Auch unter dem *gender*-Aspekt nutzt er – diesmal geschlechtliche – Differenzen im Sinne seines Dominanzstrebens aus: In der Badeepisode am Guadalquivir in Cordoba, einer Parallelepisode zu jener an der Zigarrenmanufaktur, ist es wieder der männliche Blick, der mit allerlei sexuellen Projektionen versetzt auf den täglich zum Angelusläuten im Fluss badenden Frauen haftet, unter denen sich auch Carmen befindet. Und genau hier manifestiert sich der Unterschied zwischen jugendlichem und gereiftem Ich-Erzähler: Das jugendliche Ich begibt sich durch räumliche und ideenmäßige Nähe zur zigeunerischen *femme fatale* in Gefahr, denn es sind seine okkulte Leidenschaft (er interessiert sich für Schwarze Magie) und sein sexuelles Verlangen, die eine kurzzeitige geistige Entfernung vom Zentrum bewirken. Dabei wird deutlich, dass der Ich-Erzähler Carmen in seiner Jugend aufgrund des fehlenden Abstands nicht Herr werden kann: Ihm ist es unmöglich, ihre kulturelle Zugehörigkeit zu identifizieren: Er hält sie erst für eine Maurin und dann für eine Jüdin. Sie selbst muss ihm ihre zigeunerische Identität offenbaren. Carmen stellt als ungebunden-freie *gitana* und gesellschaftlich Unterprivilegierte, die sich in ihrer Außenseiterrolle aller Ordnung widersetzt und sich jeglicher Einordnung entzieht, eine doppelte Bedrohung in der südspanischen Peripherie dar. Die Tatsache, dass das jugendliche Ich seiner Leidenschaft erliegt, kostet es in der Konsequenz seine wertvolle Uhr, welche ihm die Zigeunerin stiehlt. Erst als gereifter Mann, mit zunehmendem Alter und der Rückkehr zum Zentrum (geographisch wie geistig), ist das Dominanzkonzept des Ich-Erzählers langfristig erfolgreich und die alte Ordnung wiederhergestellt: Das letzte Kapitel umfasst eine gelehrte Abhandlung über die Zigeuner: Carmen, die sich Don Josés noch mit ihrer Sprach- und Übersetzerfertigkeit bemächtigte, und ihre *Sippe* werden nun selbst durch die Sprache beherrscht (cf. Duffy 2007, 49–61; Mickelsen 1996, 329–344). In sicherer wissenschaftlicher Distanz gelingt es dem Franzosen, über die spanische *gitana* ein

Machtwort zu sprechen und sogar so weit zu bändigen, dass von ihr letzten Endes gar keine Rede mehr ist, sodass Spivaks berühmte Frage „Can the subaltern speak?“ (cf. Spivak 1988, 271–313) hier im negativen Sinne beantwortet wird.

5. *Lokis* – Begegnungen mit einem litauischen Bärenmenschen

Auch in der Novelle *Lokis* (1869) nimmt die Sprache eine tragende Rolle ein (cf. Fudeman 2012, 112–126), der Ich-Erzähler ist hier ein deutscher Linguist, der sich in den hohen Norden begibt, um einen litauischen Dialekt zu erforschen. Auf seiner Expedition kommt er, Prof. Wittembach, Repräsentant des Zentrums, beim Grafen Michel Szémióth unter und macht während seines Aufenthalts Bekanntschaft mit dessen späterer Braut Ioulka, beide Repräsentanten der Peripherie, wenn Ioulka auch durch polnische Lektüre und vor allem französische Mode zentrumsnäher orientiert ist als der tief in Litauen verwurzelte Szémióth. Diesem haftet über die ganze Novellenhandlung hinweg die phantastische Aura eines Bärenmenschen an, dessen Bestialität sich in seiner Hochzeitsnacht schließlich Bahn bricht. Ähnlich wie bei *Carmen* versuchen die anderen Figuren auf höchst unterschiedliche Weise und mit ganz unterschiedlichen Ergebnissen, Szémióth zu domestizieren. Wieder sind Zentrum und Peripherie, Nähe und Distanz, essentiell zur Klärung des Erfolgs respektive Misserfolgs der Dominanzkonzepte.

5.1. Szémióth und Ioulka

Dass seine Landsmännin Ioulka geographisch und gefühlsmäßig einen zu geringen Abstand zu ihm hat, ist besonders augenscheinlich an einer Tanzepisode: Beide führen ihrem deutschen Gast die landestypische Roussalka vor, bei der die Frau eine neckende (überlegene) Wassernymphe, die Roussalka nämlich, und der Mann einen verliebten (unterlegenen) Fischer mimt – eine Rollenzuweisung, die der koketten Ioulka eigentlich sehr zupass kommt:

« La roussalka tourne et retourne autour de son cavalier. Il étend les bras pour la saisir, elle passe par-dessous lui et lui échappe. [...] La figure se termine lorsque le cavalier, croyant saisir la roussalka pour lui donner un baiser, elle fait un bond, le frappe sur l'épaule, et il tombe à ses pieds comme mort [...] Mais le comte improvisa une variante, qui fut d'éteindre l'espiègle dans ses bras et de l'embrasser bel et bien. Mlle Iwinska poussa un petit cri, rougit beaucoup et alla tomber sur un canapé d'un air boudeur, en se plaignant qu'il l'eût serrée, comme un ours qu'il était » (Mérimée 1978b, 1073s.)

Doch Ioulka hat ihr Verführungsspiel zu weit getrieben und Szémioth zu sehr gereizt, sie lässt den tatsächlich in Liebe entbrannten Grafen zu nah an sich heran, sodass er die Oberhand gewinnen und ihr einen Kuss abringen kann. Gleichzeitig scheint sein animalisches Alter Ego auf, wie Ioulka hier noch halb vorwurfsvoll, halb spaßhaft kundtut. Gerade die weiteren scherzhaften Spielereien im Zusammenhang mit seinem halb bärenhaften Wesen – sie lässt ihn unter anderem mit verbundenen Augen in einen Honigtopf fassen – führen dazu, dass die schlafende Bestie in ihm während ihrer Hochzeitsnacht, während des *lune de miel* (!), endgültig erwacht und er ihr im Brautbett, im Moment größter Leidenschaft und Nähe, die Kehle zerfleischt.¹⁴ Ioulkas Domestierungsversuch schlägt eindeutig fehl.

5.2. Szémioth und Prof. Wittembach

Dagegen erweist sich die Beherrschungsstrategie des Prof. Wittembach als effektiv. Wie in *Carmen* handelt es sich auch in *Lokis* bei dem Ich-Erzähler um einen Gelehrten aus dem europäischen Zentrum, diesmal aus Deutschland, dem Land der Dichter und Denker. Wie der Spanienreisende trägt der Professor auf seiner Expedition in die nördliche Peripherie die Werte und Normen des Zentrums *als geistiges Gepäck* mit sich,¹⁵ zu einer transkulturell-annähernden Verständigung kann es darum nicht kommen. So stützt er sich beim Kulturkontakt mit dem nicht selten unzivilisiert und wild erscheinenden Szémioth (er erklimmt beispielsweise nachts einen Baum, um seinen Gast vor der ersten Begegnung zu sehen) auf die dem Zentrum zugehörige Gelehrsamkeit. Durch ihre gemeinsamen rein intellektuellen Gespräche interkulturell-distanzierter Natur bleibt der Ich-Erzähler auf seinem Terrain und lässt eine zwischenmenschliche

¹⁴ Zu den psychologischen Deutungsansätzen von *Lokis* im Sinne einer los-brechenden Libido oder eines nichtüberwundenen Traumas cf. exemplarisch Hiller (1978, 17–31) und Leuwers (1975, 70–76).

¹⁵ Auch er hat in der Jugend auf einer Südamerikaexpedition eine gefährliche Peripherieerfahrung gemacht, die ihn damals selbst in die Nähe eines Barbaren rückte, die er aber ebenfalls durch rechtzeitige Rückkehr ins europäische Zentrum (im Gegensatz zu anderen) unbeschadet überstanden hat «J'avais passé trois ans et demi dans la république de l'Uruguay, presque toujours à cheval et vivant dans les pampas, parmi les Indiens. [...] ayant été trois jours égaré dans ces plaines sans fin, n'ayant pas de vivres ne d'eau, j'avais été réduit à faire comme les gauchos qui m'accompagnaient, c'est-à-dire à saigner mon cheval et à boire son sang. [...] Beaucoup d'Européens, je veux dire de Blancs, qui ont longtemps vécu avec les Indiens, s'y habituent et même y prennent goût» (Mérimée 1978, 1075).

Nähe erst gar nicht aufkommen. Auch räumlich hält er Abstand zu seinem Gastgeber – „j'avais fort à travailler, et je dus m'excuser“ (id., 1082), „je pris congé de lui le lendemain pour continuer mes explorations dans le nord du palatinat“ (id., 1083) – und koppelt die Distanznahme stets an seine Professionalität. So kann ihm selbst der tiefere Eintritt in die Peripherie nichts anhaben. Zur Offenlegung der Mechanismen seiner Machtausübung muss die phantastische Ebene (cf. grundlegend Todorov 1970, cf. speziell zu *Lokis* Hubert (1980, 228–235) des Textes mitberücksichtigt werden: Als Vertreter der Wissenschaft muss Prof. Wittembach textintern – als Protagonist – für die rationale Erklärung des Geschehens votieren und Michel Szémioth als blutrünstigen Barbaren betrachten, womit er unausgesprochen dessen Degradierung von jeder Humanität betreibt (cf. Sprenger 2008, 111–127). Als Erzähler schreibt er jedoch seiner Geschichte auf Metaebene die phantastische Ungewissheit ein, die eine wunderbare Explikation einschließt. Gemäß dieser Deutung wäre Szémioths Bestialität nicht nur metaphorisch zu verstehen, sondern Teil der Realität, das heißt der Graf wäre ein *wirklicher* Bärenmensch. Und damit ist dessen kulturelle und animalische Erniedrigung auf die Spitze getrieben: Der gebildete deutsche Ich-Erzähler dominiert den Litauer durch die Sprache und bannt sein unbeherrschbares Wesen mit der Erzählung auf Papier.

6. Schlussresümee

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass die beiden eurozentrischen Novellen Mérimées dem Kerngebiet, Frankreich und Deutschland, die Attribute der Männlichkeit und Menschlichkeit sowie der Rationalität zuschreiben. Der südlichen und nördlichen Peripherie, in der solch marginale, gleichermaßen nicht in stabile Kategorien zu fassende Figuren wie die Zigeunerin und der Bärenmensch anzutreffen sind, werden die Attribute der Weiblichkeit und Animalität ebenso wie der zerstörerischen Leidenschaft zugewiesen. Diesen gelingt es lediglich, über (in allzu großer Nähe befindliche) *periphere Nachbarn* Macht auszuüben, von den Vertretern des Zentrums werden die selbst – aus der Distanz – rigoros beherrscht. Bei den besagten Erzählerfiguren lässt sich eine typische „Erweiterung des dominanten Selbst durch die Aneignung des marginalisierten Anderen“ (Ha 2010, 216) feststellen, da das vorhandene geopolitische Ungleichgewicht eine (transkulturelle) Begegnung auf Augenhöhe verhindert und nur einen (interkulturell-)hierarchischen Blick aus der Distanz mit mehrfacher Diskriminierung zulässt. Damit bestätigt sich der intersektionale, das heißt doppelte Randstatus von Carmen und Michel Szémioth, ihre geographische und gesellschaftliche Marginalität.

Bibliografie

Primärliteratur

- Mérimée, Prosper (1978a): „Carmen“, in: Mérimée, Prosper: *Théâtre de Clara Gazul. Romans et nouvelles. Édition établie, présentée et annotée par Jean Mallion et Pierre Salomon*, Paris, Gallimard, 937–994.
- Mérimée, Prosper (1978b): „Lokis“, in: Mérimée, Prosper: *Théâtre de Clara Gazul. Romans et nouvelles. Édition établie, présentée et annotée par Jean Mallion et Pierre Salomon*, Paris, Gallimard, 1049–1090.
- Mérimée, Prosper (1955): „A Madame de Montijo“, in: Mérimée, Prosper: *Correspondance générale. Établie et annotée par Maurice Parturier avec la collaboration de Pierre Josserand et Jean Maillon*, vol. 4, Paris, Le Divan, 293–296.

Sekundärliteratur

- Auzas, Pierre-Marie (1975): „Mérimée au service des Monuments historiques“, in: *Europe. Revue Littéraire Mensuelle* 557, 115–135.
- Bachmann-Medick, Doris (1994): „Multikultur oder kulturelle Differenzen? Neue Konzepte von Weltliteratur und Übersetzung in postkolonialer Perspektive“, in: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 68, 262–296.
- Blackwood Collier, Mary (1995): „Carmen: Femme fatale ou modern myth? Mérimée’s and Bizet’s image of rebellion“, in: *Philological Papers* 41, 30–37.
- Cadot, Michel (2010): „Le monde slave de Mérimée“, in: Fonyi, Antonia (ed.): *Prosper Mérimée*, Caen, Lettres Modernes Minard, 205–217.
- Cadot, Michel (1999): „Mérimée ou la découverte de la littérature russe“, in: Fonyi, Antonia (ed.): *Prosper Mérimée. Écrivain, archéologue, historien*. Genf, Droz, 167–178.
- Duffy, Larry (2007): „*Perdue en traduction*. Translation, betrayal and death in Mérimée’s *Carmen*“, in: Harkness, Nigel (ed.): *Birth and death in nineteenth-century French culture*, Amsterdam et al., Rodopi, 49–61.
- Fudeman, Kisten (2012): „Linguistic science and mystification in Prosper Mérimée’s *Lokis*“, in: *Nineteenth-Century French Studies* 40/1–2, 112–126.

- Ha, Kien Nghi (2010): *Unrein und vermischt. Postkoloniale Grenzgänge durch die Kulturgeschichte der Hybridität und der kolonialen „Rassenbastarde“*, Bielefeld, transcript.
- Hiller, Anne (1978): „Une lecture de *Lokis*: Variation sur la chute“, in: *Nineteenth Century French Studies* 7/1–2, 17–31.
- Hölz, Karl (2000): „Der befangene Blick auf die Zigeunkultur: Männliche Wunsch- und Angstvisionen in Prosper Mérimées *Carmen*“, in: Hölz, Karl /Schmidt-Linsenhoff, Viktoria/Uerlings, Herbert (edd.): *Beschreiben und Erfinden: Figuren des Fremden vom 18. bis zum 20. Jahrhundert*, Frankfurt a. M., Peter Lang, 93–117.
- Hubert, Rénée Riese (1980): „*Lokis*, la recherche de l'identité et l'énigme fantastique“, in: *Nineteenth-Century French Studies* 8/3–4, 228–235.
- Leuwens, Daniel (1975): „Une lecture de *Lokis*“, in: *Europe. Revue Littéraire Mensuelle* 557, 70–76.
- Mickelsen, David (1996): „Travel, transgression, and possession in Mérimée's *Carmen*“, in: *Romanic Review* 87/3, 329–344.
- Niemandt, Hans-Dieter (1992): *Die Zigeunerin in den romanischen Literaturen*, Frankfurt a. M., Peter Lang.
- Ortiz, Fernando (1940): „Del fenómeno social de la transculturación y de su importancia en Cuba“, in: *Revista Bimestre Cubana* 46, 273–279.
- Pageaux, Daniel-Henri (1999): „Figures du voyageur, ou Mérimée Protée voyageur“, in: Fonyi, Antonia (ed.): *Prosper Mérimée. Écrivain, archéologue, historien*, Genf, Droz, 159–166.
- Poisson, Georges (1999): „Prosper Mérimée et les Monuments historiques de Paris et d'Ile-de-France“, in: Fonyi, Antonia (ed.): *Prosper Mérimée. Écrivain, archéologue, historien*. Genf, Droz, 15–26.
- Rebollar, Patrick (2010): „Tourisme en Mérimée“, in: Fonyi, Antonia (ed.): *Prosper Mérimée*. Caen, Minard, 193–203.
- Spivak, Gayatri Chakravorty (1988): „Can the subaltern speak?“, in: Nelson, Cary/Grossberg, Lawrence (edd.): *Marxism and the interpretation of culture*, Basingstoke et al., Macmillan, 271–313.
- Sprenger, Scott (2008): „Rituel et violence: le mariage raté dans *Lokis* de Mérimée“, in: *Otrante. Art et littérature fantastiques* 24, 111–127.
- Todorov, Tzvetan (1970): *Introduction à la littérature fantastique*, Paris, Édition du Seuil.

- Uerlings, Herbert (2001): „Das Subjekt und die Anderen. Zur Analyse sexueller und kultureller Differenz. Skizze eines Forschungsberichts“, in: Uerlings, Herbert (ed.): *Das Subjekt und die Anderen: Interkulturalität und Geschlechterdifferenz vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, Berlin, Erich Schmidt, 19–53.
- Walgenbach, Katharina (2012a): „Intersektionalität – eine Einführung“, online verfügbar unter: www.portal-intersaktionalität.de (28.04.2017), 1–37.
- Walgenbach, Katharina (2012b): „Intersektionalität als Analyseperspektive heterogener Stadträume“, in: Scambor, Elli/Zimmer, Fränk (edd.): *Geschlechterforschung und Medienkunst an den Achsen der Ungleichheit*, Bielefeld, transcript, 81–92.
- Welsch, Wolfgang (2012): „Was ist eigentlich Transkulturalität?“, in: Kimmich, Dorothee/Schahadat, Schamma (edd.): *Kulturen in Bewegung. Beiträge zur Theorie und Praxis der Transkulturalität*. Bielefeld, transcript, 25–40.

Hiba Zamzami

Grenzen und ihre (Un)überwindbarkeit: Hybride Identitätsentwürfe in Colette Fellous' Avenue de France

Les autobiographies franco-maghrébines forment une sédimentation littéraire où s'exprime la dialectique coloniale entre dominance et infériorité. Dans ces œuvres, les auteurs postcoloniaux s'interrogent sur leurs propres dislocations linguistiques, spatiales et sociales (Hein-Khatib 1998, 55). En se trouvant entre centre et périphérie, l'écrivain postcolonial essaye de se reconstruire dans un espace narratif marqué par des différences et des conflits. L'acte d'écriture hybride devient ainsi une remise en question des entités monolithiques et de la conception d'une identité figée.

1. Einleitung

Als jüdisch-tunesische Schriftstellerin, die im französischen Exil schreibt und lebt, rekonstruiert Collete Fellous auf der Schwelle zwischen Zentrum und Peripherie ihre eigene Geschichte, die ihrer Familie und ihrer (entfremdeten) Heimat. Sie verschränkt dabei die koloniale Erfahrung ihrer Vorfahren mit der eigenen Exilerfahrung und demonstriert damit die historischen, kulturellen sowie psychologischen Dimensionen kolonialer Beziehungen und ihren Effekt für den Werdungsprozess des Subjekts. Wie bereits am Titel deutlich wird, schreibt Fellous ihrem Roman eine vorwiegend räumliche Dimension zu. Die *Avenue de France* als Kolonialstadt stellt im Roman den Dreh- und Angelpunkt der Handlung dar. Die Medina als bisheriges urbanes Zentrum wird mit der Etablierung des Protektorats vom neuen Zentrum mit seinen europäischen Bauten und Bewohnern an den Rand gedrängt. Fellous konstruiert damit eine deutliche Grenzlinie zwischen der *Avenue de France* und der hinter dem Stadtor liegenden *Ville arabe*. Die *Porte de la mer*, die mit der Kolonie zur *Porte de France* wird, formt analog zum Mittelmeer eine Grenze zwischen den Ufern der Gegensätze (Fellous 2001, 105). Dieser narrative Mikrokosmos erscheint als allegorischer Verweis auf das ambivalente Verhältnis zwischen Tunesien und Frankreich. Die *Avenue* als koloniales Zentrum wird von der subtilen Omnipräsenz, der sie umgebenden peripheren *Medina* infrage gestellt. Im Folgenden soll dieses ambivalente, zwischen Nähe und Distanz oszillierende Zentrum-

Peripherie Verhältnis problematisiert werden.¹ Mit Blick auf Homi K. Bhabhas postkolonialem Identitäts- und Hybriditätsbegriff soll der Frage nachgegangen werden, wie sich inmitten von Machtdiskursen hybridisierende Prozesse und grenzüberschreitende Mechanismen manifestieren.

In einem ersten Schritt werden Strategien erarbeitet, welche die Überlagerung zentraler und peripherer Narrative ermöglichen, hier wird der Schreibakt als hybridisierender Prozess diskutiert. Darauf folgt eine Auseinandersetzung mit der translatorischen Dekodierung hegemonialer Machtsymbolik in der Sprache. Besonders zentral ist hier Bhabhas Auffassung von der Übersetzung als Artikulation hybrider Prozesse.

2. Schreiben als Akt historischer Intervention

Kultur, Nation und Nationalgeschichte sind diskursive Entitäten, die durch performative sprachliche Prozesse generiert werden. In diesem performativen Entstehungsprozess gilt die Geschichtsschreibung als das Werkzeug schlechthin (Toro 2009, 90). Der hegemoniale Diskurs ist stets darum bemüht, seine historischen Narrative institutionell zu dokumentieren und sie als objektive Wahrheit zu postulieren. Schon der altbekannte Grundsatz, dass Geschichte immer von den Siegern geschrieben wird, impliziert den performativen Aspekt historischen Schreibens und zeigt, dass Geschichte vor allem eine diskursive und textuelle Kategorie ist, die erst durch den Akt des Schreibens generiert wird.

Der monolithische Diskurs kann jedoch auch durch andere, widerstrebende Texte infragegestellt werden. Darin liegt die Ambivalenz des historischen Schreibens, dem eine legitimierende, jedoch auch subversive Funktion zuteil werden kann. Der sprachliche und textuelle Aspekt weist auf die zentrale Rolle des Schreibens hin. Die Schrift kann demnach als Medium und als Bühne verstanden werden, auf der und mit der historische Narrative inszeniert werden. Das literarische Schreiben gilt damit als Möglichkeit politischer und historischer Intervention und als Raum, in dem Geschichte über- und umgeschrieben werden kann. Durch diese hybridisierende Schreibweise gelangen periphere

¹ Bhabha spricht bei diesem Vorgang der Negation von einer „metonymischen Verdopplung“. Das verneinende Element stellt dabei eine Spur dar und markiert die Abwesenheit des Verneinten. So wie ein Teil metonymisch für ein Ganzes stehen kann, steht die Verneinung für die Präsenz des verneinten Elements, das mit der Negation – wenn auch unsichtbar – mitschwingt. Die Negation des Subjekts bedeutet demnach zugleich auch seine Verdopplung. Die Infragestellung impliziert ebenso Präsenz wie Abwesenheit (Bhabha 2000, 81).

Narrative in das Zentrum und konvertieren den Raum in eine Grenze (Bhabha 2000, 361). In diesem Sinne gilt die literarische Auseinandersetzung mit der Kolonialgeschichte als grenzüberschreitender Akt, durch den das Objektivitätspostulat des kolonialen Historismus infrage gestellt werden kann.

2.1. Strategien historischer Umschreibung

Mit ihrem Werk reiht sich Fellous in eine von der algerisch-französischen Schriftstellerin Assia Djebar begründete Schreibtradition ein.² Ähnlich wie ihre Schriftstellerkollegin unternimmt auch Fellous hier den Versuch, institutionalisierte historische Narrative durch marginalisierte Stimmen aus der kolonialen Peripherie zu dekonstruieren. Sie eröffnet ihren Roman mit der folgenden Äußerung, die im Laufe der Erzählung permanent wiederkehrt: „Le monde m’a été donné, je dois le rendre“ (Fellous 2001, 9). *Rendre* kann in diesem Sinne als Erwidering, Wiederherstellung oder Rückgabe verstanden werden. Fellous betont mit dieser wiederkehrenden Äußerung den subversiven Aspekt ihres Schreibens. Sie beabsichtigt in ihrem Roman eine Wiederherstellung oder Wiederholung der Geschichte. Eine Wiederholung ist immer eine Vervielfachung, die der Autorität ihre Originalität und Exklusivität abspricht. Bhabha beschreibt die Iteration als hybridisierende Strategie (Bhabha 2000, 39). Dass es sich bei diesem Akt der Erwidering durchweg um einen hybridisierenden Prozess handelt, geht aus der folgenden Stelle hervor, in der Fellous abermals ihre Absicht, die Welt zu erwidern, kundtut:

« Le monde m’a été donné, je dois le rendre. Avec les mots que je trouverais sur le chemin. J’ai fabriqué ma vie à la main [...]. Le monde est réversible, incertain, solaire, catastrophique, invisible, aléatoire. Je veux jouer avec lui » (Fellous 2001, 24).

Die Welt erhält durch den Schreibakt einen Charakter der Umkehrbarkeit (Arend 1998, 153). Die Erzählerin wird fähig, in vergangenes Geschehen einzugreifen und mit Figuren der Vergangenheit in Interaktion zu treten. Dies geschieht durch die Dekonstruktion der kulturellen Zeit. Bhabha spricht von Zeitlichkeit als narrativem Konstrukt bzw. als „[...] eine Zeitlichkeit der Repräsentation, die sich ohne zentrierte kausale Logik zwischen kulturellen Formationen und sozi-

² In ihrem berühmtesten Roman *L’amour, la Fanatasia* gibt Djebar ihre eigene Geschichte wieder und dekonstruiert dabei das Objektivitätspostulat der hegemonialen Narrative, in dem sie offizielle Berichte von Kolonialherren mit Zeugnissen kabyli-scher Frauen verwebt. Aber auch mit ihren theoretischen Texten und Ansätzen prägte Djebar den Diskurs über weibliches, postkoloniales Schreiben. Djebar, Assia (2003) *l’amour, la fantasia*. Roman, Paris, Albin Michel, Livres de Poches.

alen Prozessen bewegt“ (2000, 211). Diese Relativierung zeitlicher Chronologie dient Fellous als Strategie, gleichzeitig unterschiedliche Orte und Zeitlichkeiten zu besetzen. Sie befindet sich in Paris auf der *Place de la Nation* und zugleich im belagerten Tunis des 19. Jh.s. Durch die ständig wechselnde Kulisse spaltet sie das Zentrum mit postkolonialem Wissen aus der Peripherie (Djoufack 2010, 35). Die symbolträchtige *Place de la Nation*, die sich in Paris mit der *Rue de Tunis* kreuzt, wird zum Schauplatz subalternen Narrative. Während eines Spazierganges auf dem berühmten Platz überkommt die Erzählerin das dringende Bedürfnis in die Vergangenheit ihrer Vorfahren zu reisen und die koloniale Geschichte aufzuarbeiten.

Der metropolitane Raum des Zentrums wird mit postkolonialen Inhalten besetzt. Bhabha spricht hierbei von einer „Verdopplung im Zentrum des metropolitane Lebens“ (Bhabha 2000, 320). Die Orte überlagern sich, sodass dem Leser zuweilen unklar ist, ob sich die Handlung gerade in Tunis oder Paris abspielt:³

« [...] j'ai deux heures devant moi pour répéter la scène d'Emile et toute ces brassées d'années que je n'ai jamais connues [...] mais je suis en même temps place de la Nation à Paris en train de choisir la couleur d'un nouveau rouge à lèvres [...] » (Fellous 2001, 149).

Zeit wird zu einer diskursiven Kategorie, die durch den narrativen Akt neu vermessen wird. Dies ermöglicht der Erzählfigur, in Interaktion mit vergangenen Geschehnissen zu treten, diesen persönlich beizuwohnen, sie zu verändern und nach Belieben zu korrigieren. Es werden unterschiedliche, zum Teil konträre Zeitlichkeiten kombiniert. Ein Tag erstreckt sich über ein Jahrhundert, während eine Handvoll Jahre zu zwei Stunden gerinnt: „C'est le roman d'un jour. Le roman d'un siècle mesuré à un jour. [...] C'est un roman qui a six ans au début de la phrase et quatre-vingt-deux au bout de la ligne“ (id., 236). Diese zeitliche Fluidität gewährleistet der Erzählerin eine örtliche Beweglichkeit. So ist die Bewegung in der Zeit immer auch eine Bewegung im Raum, wie aus dem folgenden Zitat hervorgeht:

« Alors comme tous les jours au même moment, que je sois à Séville, à Paris, à Rouen, à Tanger, à Palerme, à Florence, à New York, à Samarkand ou à Lisbonne, je cours machinalement rejoindre ces années que je n'ai jamais connues là-bas en Tunisie » (id., 23).

Der Schreibakt äußert sich hier erneut als Überwindungsversuch räumlicher Grenzen und als Aufarbeitung versäumer Geschichte. Zeitliche Fluidität und

³ Diese örtliche Überlagerung zwischen Kolonie und Metropole behandelt Bhabha am Beispiel von Joseph Conrads *Herz der Finsternis*. Fellous weist mit dieser Technik der Verbindung von Metropole und Kolonie Parallelen zu Conrads Roman auf (Bhabha 2000, 318).

räumliche Instabilität sind narrative Strategien, um die Kontiguität zwischen Zentrum und Peripherie zu forcieren. Der permanente und abrupte Ortswechsel zwischen Tunis und Paris hebt die Distanz zwischen Zentrum und Peripherie auf und demonstriert die Verbindung zwischen Kolonie und Metropole.

Dass ihr Bestreben darin liegt, die Kolonialgeschichte zu dekonstruieren, wird daran deutlich, dass Fellous, immer wieder das Vorhaben bekundet „[de] prendre la France en vrac“ (id., 140). Der durch die Besatzung verursachte Verlust der Heimat wird durch die narrative Belagerung der Kolonie als neue Heimat kompensiert:

« La France est alors devenue mon pays. Je n'ai pas eu à réfléchir ni à demander la permission, j'ai juste suivi les consignes. [...] je n'ai pas eu à quitter de pays pour changer de pays, j'ai dû m'arranger avec l'histoire, avec cette nouvelle donne » (id., 32).

Die literarische Auseinandersetzung mit der Geschichte im Rahmen des autobiografischen Schreibens gilt in diesem Sinne als ein Akt der Rückeroberung. Dieser Widerstand vollzieht sich auf schleichende Weise, in dem sich die Autorin als unterlegenes Subjekt den Befehlen der kolonialen Macht unterordnet und somit diesen homogenisierenden Diskurs von innen heraus zu spalten fähig wird.⁴

2.2. Geschichte und Genealogie

Der Roman stellt ein Geflecht dar, das sich aus offizieller Geschichte und Familiengenealogie zusammensetzt. Die Verknüpfung von historischen Narrativen vollzieht Fellous, indem sie koloniale Ereignisse mit Geburts- oder Todesdaten von Familienangehörigen datiert und wiederum relevante Familienergebnisse mit Geburtstagen französischer Denker und Künstler in Verbindung bringt. Fellous betont damit, dass tunesische und französische, sowie individuelle und kollektive Geschichte in einem interdependenten und interaktiven Verhältnis zueinanderstehen. Elisabeth Arend beschreibt dies mit der Metapher eines wechselseitigen erwiderten Blicks (Arend 1998, 142–143).

Die *Avenue de France*, die von der Familie bewohnt wird und als Schauplatz ihres Alltagslebens gilt, wird zur Kulisse des Weltkrieges. Die Wehrmacht des Dritten Reichs belagert Teile des französischen Protektorats. Am 2. März 1943 wird die Stadt von den Alliierten bombardiert. Als noch ungeborenes Subjekt beobachtet Fellous das gewaltsame Ereignis, in dessen Zentrum ihre schwan-

⁴ Dieser Gedanke der widerspenstigen Nachahmung ist ein elementarer Aspekt für Bhabhas Mimikry-Begriff. Der koloniale Imperativ der Nachahmung wird zum Faktor seiner eigenen Dekonstruktion (Bhabha 2000, 132).

gere Mutter und ihre älteren Brüder stehen. Dadurch, dass das Geschehen aus mehreren Perspektiven geschildert wird, erhält der Leser eine überblicksartige Übersicht über die Szenerie. Die Erzählerin vermischt Zeugnisse ihrer Familie mit Schilderungen des französischen Literaten André Gide, der die Stadt zu dem Zeitpunkt in der Tat bewohnt hatte. Im späteren Exil wird Fellous eine innige Freundschaft zu Gide entwickeln und ausgiebige Schilderungen über den Bombenangriff, von dem auch ihre Familie betroffen war, erfahren (Fellous 2001, 53–55). Für Fellous ist diese Szene von Bedeutung, weil sie den späteren Tod ihres zu diesem Zeitpunkt noch ungeborenen Bruders verursachen wird. In dieser Szene werden erneut nationale und persönliche Geschichte miteinander verflochten. Die offizielle Geschichte wird durch die subjektive Perspektive ihrer Familienangehörigen relativiert. Die Genealogie rückt in das narrative Zentrum, an deren Rande spielt sich die koloniale Geschichte ab.

Fellous berichtet von Gustave Flauberts Besuch in Tunis, bei dem er vom *Bey*, dem tunesischen Monarchen, in Empfang genommen wird. Sie beschreibt Flauberts Faszination über die Architektur des *plais du bey* und zitiert einen Ausschnitt aus einem authentischen Reisebericht. Dabei schlägt sie erneut einen Bogen zur Familiengeschichte, die zeitgleich unweit von diesem Ort ihren Lauf zu nehmen beginnt: „Sept ans après cette visite de Flaubert, mon grand-père naît, juste à côté. En 1865 donc, Maupassant avait quinze ans, Proust n’était pas encore né“ (id., 144). Hier stellt sie eine Parallele zwischen ihrem Großvater und bedeutenden französischen Schriftstellern auf. Mehrfach vergleicht sie ihren Großvater mit Marcel Proust und stellt sogar gemeinsame optische Merkmale fest (id., 213). Sie zeigt parallele Elemente und simultane Ereignisse auf, wie etwa das Beispiel von André Gide, der, wie sie später feststellt, in unmittelbarer Nachbarschaft ihrer Familie gelebt hat. Durch diese Simultanität⁵ versucht sie die Opposition zwischen zwei getrennten Welten aufzuheben und räumlich oder zeitlich voneinander abgetrennte Ereignisse in einem gemeinsamen narrativen Bild darzustellen. Durch eine ständig wechselnde Perspektive von kolonialen und subalternen Subjekten stellt sie eine Affinität zwischen Zentrum und Peripherie her.

In ebendiesem Verfahren liegt die Grundüberlegung postkolonialer Identitätsdiskurse. Identität wird nach Bhabha immer in der Konfrontation mit dem Anderen ausgehandelt und entsteht erst im Moment der Begegnung: „[...] zu existieren heißt, in Beziehung zu einer Andersheit, ihrem Blick oder Ort ins

⁵ Der Aspekt der Gleichzeitigkeit spielt bei subversiven Prozessen eine wichtige Rolle. Gronemann spricht hier von einer „Optik der Gegenseitigkeit“ (Gronemann 1999, 183).

Sein zu treten“ (Bhabha 2000, 65). Dieses Prinzip gilt für beide Seiten und affiziert sowohl das unterlegene, als auch das überlegene Subjekt (Struve 2013, 97). Der narrative Akt wird hier zu einem dritten Raum, in dem die Grenze zwischen subalternen und hegemonialen Perspektiven durchbrochen werden kann.

In den bisherigen Ausführungen konnte durch eine Untersuchung narrativer Strategien aufgezeigt werden, wie sich der Schreibakt auf monolithische Auffassungen von Geschichte hybridisierend auswirkt.⁶

Die liminale Position der Erzählerin und ihr fragmentarisches und anachronistisches Erzählen ermöglichen neben der Verunsicherung räumlicher und historischer Ordnungen und Dimensionen auch eine kritische Infragestellung der sprachlichen Gewalt. Ausgehend von einem extensiven Translationsbegriff erfolgt nun eine Untersuchung des Schreibaktes auf seine translatorische und sprachlich hybridisierende Wirkung.

3. Schreiben als Akt der Translation

Bhabha definiert die Übersetzung als Strategie hybrider und hybridisierender Prozesse. Er vertritt ein umfassendes, über sprachliche Kategorien hinausgehendes Verständnis von Kulturübersetzung. Dabei beschreibt er Kulturen als transnational und translational zugleich. Unter translational ist „eine mit diesem Überschreitungsprozess einhergehende Übertragung von Kultur, Sprache und Identität“ zu verstehen (Djoufack 2010, 142). In diesem Zusammenhang gelten diasporische Subjekte durchweg als Übersetzer, als am ehesten geeignete Katalysatoren translatorischer Hybridisierung. Ihre liminale Position befähigt sie dazu, sich in beide Richtungen zu bewegen und sich beider Symboliken und kultureller Motive zu bedienen. Ihr Artikulationsakt ist zwangsläufig ein Übersetzungsakt. Literarische Produktion in der Diaspora ist daher ebenfalls immer

⁶ Mit der legitimierenden und sinnstiftenden Funktion der Geschichtsschreibung für den imperialen Diskurs befasst sich Anne Friedrichs in ihrem umfassenden Werk *Empire als Aufgabe des Historikers* (2011). Darin behandelt sie unter anderem die Rolle von britischen und französischen Historikern als „Produzenten und Vermittler von historischem Sinn [...]“ und damit als wichtige Akteure in der Genese einer imperialen Identität. Cf. Friedrichs, Anne (2011): *Empire als Aufgabe des Historikers, Historiographie in imperialen Nationalstaaten: Grossbritannien und Frankreich 1919–1968*. Frankfurt a. M., Campus, 10.

Als exemplarisches Beispiel für eine koloniale Historiographie untersucht Friedrichs unter anderem das mehrbändige historische Nachschlagewerk *The Cambridge History of the British Empire*.

translatorisch und gilt als widerständiger, kreativer Akt der Dekonstruktion des Machtdiskurses und der Konstruktion des Selbst (id., 144).

Insofern kann das Vorhaben der Autorin, die Welt zu erwidern oder zurückzugeben, neben seiner historisch subversiven Dimension auch als Übersetzung beschrieben werden. Die narrative Wiedergabe gilt in diesem Sinne als translatorische Dekodierung, bei der sie kontradiktorische Konzepte aus zwei Welten in die jeweils andere Richtung bewegt. An der folgenden Äußerung wird deutlich, dass der beschriebene Vorgang der Iteration auch einen translatorischen Charakter hat: „Le monde m’a été donné, je dois le rendre. Mais en quelle langue? Je dois l’expliquer, le clarifier, le compliquer“ (Fellous 2001, 219). Hier definiert sie den Schreibakt als inter- und translinguistische Artikulation, bei dem Sachverhalte verändert und verschoben werden.

Im Rahmen einer essayartigen Auseinandersetzung mit dem performativen Aspekt der Sprache thematisiert die Erzählerin die Möglichkeiten, koloniale Symbolik durch translatorische Dekodierung zu entkräften. Während einer Reise mit ihrem Bruder in die Wüste haben sie eine Autopanne. Ein Mann bietet seine Hilfe an und erwartet im Gegenzug ein Schäferstündchen mit der Schwester. In seiner Ausweglosigkeit zieht der Bruder diesen Tausch für einen Moment in Erwägung, nimmt dies jedoch im nächsten Moment sogleich zurück. Entsetzt über die Skrupellosigkeit ihres Bruders und über die gewaltige Wirkung des Sprechens, schreibt die Erzählerin:

« [...] mais c’était trop tard j’avais vu l’idée pousser dans les yeux de mon frère [...] Il faut faire vite dans ces cas-là pour effacer ce qu’on a vu, mais on ne peut plus rien arrêter. La chose est née, elle devient vivante, elle grandira, aura sa propre vie » (id., 137–138).

Fellous beschreibt die sprachliche Äußerung als einen souveränen Akt der Neuschöpfung, über den neue und verändernde Elemente in die Welt kommen. Unmittelbar im Anschluss reflektiert Fellous über die Etablierung der kolonialen Terminologie am Beispiel des Wortes *protectorat*. Analog zur Situation in der Wüste beschreibt sie die gestalterische Dimension der Sprache:

« Le pays n’est donc ni un royaume ni une république. C’est un protectorat, le mot est lancé, il est aussitôt adopté. Quand on croit aux mots, on prend tout en vrac, sans réfléchir. Il y a dans ce vrac des princes, des fellahs, des beys des colons [...] » (id., 140).

Hier wird durch die Einführung eines neuen Begriffs eine neue Ordnung hergestellt, auf deren Grundlage Handlungen des Kolonialherrn legitimiert werden. Indem Fellous die rein sprachliche Dimension dieser Legitimationsgrundlage aufdeckt, bringt sie das Machtsymbol um seinen Inhalt. Diese Dekodierung von Machtsymbolen in arbiträre Zeichen beschreibt Bhabha als Subversionsstrategie (Bhabha 2000, 86). In diesem Sinne hätte das Land auch ein *royaume* oder

eine *république* sein können, denn auch diese Staatsformen sind letztlich Konzepte, die ebenso sprachlich kodiert werden wie das Konzept des Protektorats. Fellous enthüllt damit die sprachlich-diskursive Dimension kolonialer Machtmechanismen und entkräftet diese damit zugleich.

Im selben Moment, in dem die Erzählerin von der Etablierung der Besetzung spricht, eröffnet sie zugleich einen Raum der Subversion. Der Subalterne kann sich der Kolonie über diesen selben Weg der sprachlichen Performativität widersetzen. Dies geschieht, in dem auch er aus dieser selben Performativität der Sprache Nutzen zieht. Die Sprache, mit der Machtverhältnisse etabliert werden, ist dieselbe, mit der sie dekonstruiert werden können. Der Glaube an die Macht der Wörter („*quand on croit aux mots*“) bietet die Grundlage für eine mögliche Subversion: „*on prend tout en vrac*“. Es handelt sich hierbei um ein translatorisches Vorgehen, bei dem von einer linguistisch-semiotischen Grundlage ausgehend Symbole entmachtet werden. Zu dieser diskursiven Macht der Sprache schreibt Bhabha: „Erst wenn wir die Gewalt (*violence*) des poetischen Zeichens innerhalb der Gefahr politischer Grenzverletzung ansiedeln, können wir die ganze Macht der Sprache verstehen“ (id., 88). Diese von Fellous vorgenommene Dekodierung ist der Inbegriff hybrider Prozesse nach Bhabha:

„Hybridität ist der Name für diese De-platzierung des Wertes vom Symbol zum Zeichen, die zur Aufspaltung des dominanten Diskurses entlang der Achse seines Vermögens führt [...]. Hybridität repräsentiert [...] eine beunruhigende Infragestellung der Bilder und Präsenzformen der Autorität“ (id., 168).

Ähnlich wie mit dem Protektoratsbegriff verfährt Fellous auch mit anderen Machtzeichen. Im folgenden Beispiel handelt es sich um ein patriarchal-sexistisch konnotiertes Symbol. Als junges Mädchen begegnet sie auf dem Schulweg den perversen Blicken gieriger Männer. Sie kommt erstmals mit der androzentrischen Haltung in Berührung, als sie das unanständige Wort *Zabour* beim Vorbeigehen als lüsternes Murmeln vernimmt. Hierbei handelt es sich in der Umgangssprache um eine sexistisch-obszöne Bezeichnung des weiblichen Geschlechts.

« Surtout ce mot poignard qu'ils répétaient toujours, à voix rauque presque un râle, *zabour*. Ils venaient, ils lançaient le mot au visage et ils disparaissaient. *Zabour*. Nous, on restait immobiles et nues. Un seul mot qui nous avait déshabillées, on ne comprenait pas comment c'était possible. Ce chuchotement était à la fois un cri, une injure, une gifle et un baiser. On voulait fuir, crier, frapper, on restait muettes. C'était un acte, pas du langage. Il aurait pu être un prénom, un nom de ville, une fleur, un verbe, mais on voyait bien qu'il était interdit et dangereux puisqu'il faisait fuir celui qui venait de le prononcer, [...] » (Fellous 2001, 176).

Sie beschreibt eingehend den panischen und lähmenden Effekt dieser Äußerung, die nicht nur den Adressaten, sondern auch den Sprecher selbst affiziert. Damit pointiert sie erneut den performativen Aspekt der Sprache und die Machtverhältnisse, die durch die Kodierung obszöner Inhalte in sprachliche Elemente entstehen. Sie beginnt dieses repressive Zeichen translatorisch zu verunsichern, indem sie es mit multiplen Attributen (üb)ersetzt: „un cri, une injure, une gifle, un baiser“. Das gewaltsame Symbol wird durch die Übersetzung in ein polyvalentes Zeichen umgewandelt und neutralisiert. Wie bei der Dekodierung des Protektoratsbegriffs demonstriert sie auch hier die Willkür sprachlicher Bezeichnungen und wie diese erst durch kultursemiotische Kodierungsvorgänge zu Symbolen der Dominanz werden. „Il aurait pu être un prénom, un nom de ville, une fleur [...]“. Demzufolge hätte das obszöne Zeichen ebenso ein Vornamen, ein Stadtname oder eine beliebig andere Bedeutung haben können. Dass es sich bei dieser Translation durchweg um eine Bedeutungsentleerung handelt, geht aus der folgenden Frage hervor, die sie sich unmittelbar im Anschluss stellt:

« Où se loge exactement la violence d'un mot ? Qu'est-ce que c'est un corps quand il n'a pas de nom, qu'est-ce que c'est un objet si un mot ne le désigne pas, qu'est-ce que c'est le sexe d'un homme si on l'a jamais vu, qu'est-ce que c'est le sexe d'une femme quand on est encore petite fille [...] » (id., 177).

Fellous beschreibt hier die Sprache als machtbehaftetes Areal. Erst durch Bezeichnungen werden Inhalte und Konzepte gestiftet. Hieraus lässt sich ableiten, dass sie auch Sexualität und männliche oder weibliche Identität als sprachliche Konstrukte definiert.

Die Translation als Metaebene, die sich zwischen zwei Sprachen und damit jenseits sprachlich-semiotischer Zuschreibungen befindet, gilt als Befreiung aus dieser sprachlichen Gewalt (Struve 2013, 131–133). In ihrem Roman verweist Fellous immer wieder auf diese prälinguistische Metaebene als befreiende Position, wie etwa im folgenden Beispiel:

« [...] comme le monde a l'air tranquille quand on le voit d'ici, avant sa naissance, avant d'apprendre les mots qui sauront discerner l'horreur, la beauté, la folie la guerre, la passion » (Fellous 2001, 165).

Diesen Vorgang translatorischer Dekodierung, den die Erzählerin als „exercice philosophique“ (id., 177) beschreibt, wird sie von nun an auch an anderen Gegenständen und Bezeichnungen anwenden, wie im Folgenden am Beispiel eines national begehrten Sodagetränks:

« [...] si j' effaçais le mot Boga et si je regardais de nouveau la bouteille, je ne la reconnaissais plus, elle devenait pierre, ou coquillage ou statue ou vase. Je regardais de la même

façon ma robe, mon bracelet, le bougeoir, la tasse à café [...] j'avais le tournis, le monde était un rébus » (ibid.).

Hier spricht sie von Schwindel und Benommenheit und stellt einen deutlichen Bezug zwischen dieser wiederkehrenden Metapher der Verwirrung und der translatorischen Entwirrung von Sprache her, durch die sie die Welt in ein *rébus*, ein willkürliches Bilderrätsel, verwandelt. Die translatorische Dekodierung und Dezentrierung linguisitischer Autorität mündet hier in ein willkürliches Flotieren und Zirkulieren sprachlicher Zeichen. Zu dieser grenzüberschreitenden Wirkung der Übersetzung schreibt Bhabha:

„Im rastlosen Streben nach kultureller Übersetzung treiben hybride Orte der Bedeutung eine spaltende Öffnung in die Sprache der Kultur [...]. Dieses disjunktive Spiel von Symbol und Zeichen läßt Interdisziplinarität zu einem Beispiel für den Grenzcharakter der Übersetzung werden [...]“ (2000, 243).

Im Zuge dieser kritischen Reflektion über Sprache und Macht entthront die Erzählerin die naturalisierte Machtsymbolik, indem sie diese als Produkt semiotischer Kodierungsvorgänge beschreibt. Ähnlich wie sie das Objektivitätspostulat des kolonialen Historismus dekonstruiert, verfährt sie auch hier entsprechend mit der linguistischen Autorität, in dem sie sprachliche (Um)deutungshoheiten zur Disposition stellt.

4. Fazit

Bhabha spricht der Grenze ihren deterministischen Charakter ab und beschreibt sie mit der Metapher des Treppenhauses als Raum des Übergangs „ohne eine übernommene oder verordnete Hierarchie“ (2000, 5). Die Relation zwischen Zentrum und Peripherie definiert sich damit nicht mehr als binäre Opposition, sondern als polyvalenter Raum, in dem hybridisierende Vorgänge stattfinden.

Der autoritäre Diskurs versucht seine Existenz durch Grenzen und Praktiken der Exklusion zu legitimieren, jedoch erweist sich die Hybridität als inhärenter Bestandteil dieses Selben (Struve 2013, 99). Im Roman äußert sich dieses Prinzip in der Simultanität hegemonialer und subalternen Elemente. Durch das Schweigen der Medina scheint die subalterne Stimme auf den ersten Blick durch die hegemoniale Perspektive der Kolonialstadt verdrängt. Die Tatsache jedoch, dass die Handlung im kolonialen Zentrum stattfindet, enthüllt einen zentralen Aspekt des subversiven Schreibens. Die Kolonialstadt und die Pariser Metropole werden auf diese Weise zum Raum, in dem der identitäre Konflikt und der koloniale Zwist ausgetragen werden. Der narrative Akt wird zu einem Schwellenraum, in dem der Dualismus zwischen kolonialer Macht und kolo-

nialer Inferiorität aufgehoben wird. Durch die Akzentuierung der diskursiven Dimension von Geschichte setzt sich die Autorin über die Diskrepanz zwischen empirischen und fiktiven Narrativen hinweg. Dies äußert sich jedoch nicht in Form einer harmonisierenden Aufhebung binärer Oppositionen, sondern in einer ambivalenten Inszenierung der Differenz. Fellous' Auseinandersetzung mit der Vergangenheit artikuliert sich nicht etwa in Form einer linearen Wiedergabe, sondern in einem von Brüchen und Diskontinuitäten markierten Erzählen.

Analog zur Einverleibung des kolonialen Raumes findet auch eine Einverleibung der kolonialen Sprache statt. Die Erzählerin setzt sich im Rahmen einer kritischen Reflektion mit der Sprache und den darin kodierten Herrschaftsstrukturen auseinander. Ähnlich wie bei der Geschichtsschreibung wird die koloniale Symbolik mit Blick auf den performativen Charakter der Sprache entkräftet. Sprachliche Machtsymbole werden transformiert und mit beliebigen Attributen (üb)ersetzt. Durch diese translatorischen Prozesse wird die Arbitrarität sprachlich-semiotischer Ordnungen sichtbar.

Das postkoloniale Schreiben manifestiert sich hier als narrative Translation beziehungsweise als translatorische Narration, in jedem Fall aber als Grenzraum, in dem hybridisierende und grenzüberschreitende Vorgänge permanent stattfinden.

Bibliografie

Primärliteratur

Fellous, Colette (2001): *Avenue de France*, Barcelona, Gallimard.

Sekundärliteratur

Arend, Elisabeth (1998): „*Translated men – récits de traduction*. Abdelkebir Khatibi und die Literaturgeschichtsschreibung der Maghrebliteratur im Zeichen des Postkolonialismus“, in Arend, Elisabeth/Kirsch, Fritz P. (edd.): *Der erwiderte Blick: Literarische Begegnungen und Konfrontationen zwischen den Ländern des Maghreb, Frankreich und Okzitanien*, Würzburg, Königshausen & Neumann [Studien zur Literatur und Geschichte des Maghreb, vol. 3, 161–181.

Bhabha, Homi K. (2000): *Die Verortung der Kultur*, dt. Übersetzung von Michael Schiffmann (et al.), vol. 5, Tübingen, Stauffenburg.

- Djoufack, Patrice (2010): *Entortung hybride Sprache und Identitätsbildung. Zur Erfindung von Sprache und Identität bei Franz Kafka, Elias Canetti und Paul Celan*, Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.
- Gronemann, Claudia (1999): „Die Sprache als Protagonistin: Erinnern und Vergessen in der *écriture métissée* postkolonialer Autobiographien des Maghreb“, in: Brohm, Heike/Eberle, Claudia et al. (edd.): *Erinnern – Gedächtnis – Vergessen. Beiträge zum 15. Nachwuchskolloquium der Romanistik Düsseldorf*, 9.–12.6.1999, Bonn, Romanistischer Verlag, 179–188.
- Hein-Khatib, Simone (1998): *Sprachmigration und literarische Kreativität. Erfahrungen mehrsprachiger Schriftstellerinnen und Schriftsteller bei ihren sprachlichen Grenzüberschreitungen*, Frankfurt a. M., Peter Lang.
- Reckwitz, Andres (2006): *Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne*, Weilerswist, Velbrück Wissenschaft.
- Rentzsch, Stefanie (2010): *Hybrides Erzählen. Text-Bild-Kombinationen bei Jean Le Gac und Sophie Calle*, München, Wilhelm Fink.
- Ruhe, Cornelia (2004): *La cite des poètes. Interkulturalität und urbaner Raum*, Würzburg, Königshausen & Neumann.
- Ruhe, Doris (1998): „Der autobiographische Blick. Mouloud Feraoun und die *génération beure*“, in: Arend, Elisabeth/Kirsch, Fritz P. (edd.): *Der erwiderte Blick: Literarische Begegnungen und Konfrontationen zwischen den Ländern des Maghreb, Frankreich und Okzitanien*, Studien zur Literatur und Geschichte des Maghreb, vol. 3, Würzburg, Königshausen & Neumann, 117–137.
- Struve, Karen (2013): *Zur Aktualität von Homi K. Bhabha. Einleitung in sein Werk*, Wiesbaden, Springer VS.
- Toro, Alfonso de (2009): „La pensée hybride, culture des diasporas et culture planétaire. Le Maghreb“ in : Toro, Alfonso de/Bonn, Charles et al. (edd.): *Le Maghreb writes back: figures de l'hybridité dans la culture et la littérature maghrébine*, Passagen: transdisziplinäre Kulturperspektive, vol. 8, Hildesheim et al., Olms, 69–122.

Die Autorinnen und Autoren dieses Bandes

Bettina Book studierte an der Ludwig-Maximilians-Universität München Romanistik, Amerikanische Kulturgeschichte und Ethnologie und schloss ihr Studium mit dem Magister Artium ab. Sie forscht und lehrt am Romanischen Seminar der Universität Mannheim, wo sie auch promovierte. Der Titel ihrer Dissertation lautet: „Mi ta bisa – mi ta skirbi? – Komplexe Satzstrukturen einer Kreolsprache im Ausbau. Satzverknüpfungstechniken des Papiamentu auf Curaçao“. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Kreolsprachen, Syntax sowie Mündlichkeit und Schriftlichkeit.

Sarah Bürk studierte Französisch und Spanisch an der KU Eichstätt-Ingolstadt und der Universidad de Vigo von 2007 bis 2013. Sie schloss das Studium mit der Ersten Staatsprüfung für das Lehramt an Gymnasien und einem MA ab. Thema der Masterarbeit war „*Al borde del futuro*. Zur Modellierung des Proximativs im Spanischen“. Sie ist derzeit Mitarbeiterin im Bereich Romanische Sprachwissenschaft an der KU und entwickelt ihr Promotionsvorhaben im Rahmen des Promotionsprogramms der Class of Language an der LMU München. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich der historischen Semantik und Pragmatik sowie der Phonetik und Syntax der modernen romanischen Sprachen.

Debora Francione ist Doktorandin an der Ludwig Maximilian Universität in München und arbeitet in ihrer Dissertation zum Thema: *Authentizität und Existenz bei Pier Paolo Pasolini. Ein Vergleich zu ausgewählten Werken Franz Kafkas und Simone Weils*. Sie hat ihr Magisterstudium an der Universität „Orientale“ in Neapel mit der Magisterarbeit: *Senso dell'esistenza e problema dell'essere: spunti di riflessione nel pensiero contemporaneo (Sinn der Existenz und Problem des Seins: Reflexionspunkte in dem zeitgenössischen Denken)* abgeschlossen. Sie ist Mitglied in der Studentischen Forschergruppe im Rahmen des *Pasolini Wörterbuchs*: <http://www.pasolinialphabet.com/>. Außerdem arbeitet sie als wissenschaftliche Hilfskraft im DFG geförderten Projekt *Metropolititalia*, (Ludwig-Maximilians-Universität München) sowie in der studentischen Forschergruppe an der Universität zu Köln im Rahmen des Kleist-Handbuchs bei Dr. Ingo Breuer.

Alba Nalleli García Agüero hat ein Lizentiat in Italienischer Sprache und Literatur der Universidad Nacional Autónoma de México und einen MA in

Spanischer Sprache und Literatur der Universität Bern, wo sie gegenwärtig Doktorandin in Spanischer Sprachwissenschaft ist. Ihre Dissertation absolviert sie im Rahmen des vom Schweizerischen Nationalfonds finanzierten Forschungsprojekts „Conceptualizing Mexican Identity in Schoolbooks and Narratives: A Critical Socio-Cognitive Approach“. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen in der kognitiven Linguistik, Pragmatik, Kritischen Diskursanalyse und Fremdsprachendidaktik.

Evelyn Hertenberger studierte Frankoromanistik, Germanistik und Hispanistik an den Universitäten Jena, Bonn und Paris-Sorbonne. Sie schloss das Studium mit dem Master of Arts im Jahre 2014 ab. Von 2011 bis 2014 war sie wissenschaftliche Hilfskraft in Jena, Heidelberg, Bonn und Paris IV. Seit 2015 arbeitet sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Spanische, Lateinamerikanische und Französische Literaturwissenschaft an der FSU Jena (Lehrstuhl Frau Prof. Dr. Claudia Hammerschmidt). Ihr derzeitiger Forschungsschwerpunkt liegt auf der patagonischen Literatur.

Sandra Issel-Dombert studierte Romanistik, Germanistik und Erziehungswissenschaften an den Universitäten Kassel und Paris-Sorbonne (IV). Seit 2011 ist sie wissenschaftliche Mitarbeiterin für romanische Sprachwissenschaft bei Prof. Dr. Angela Schrott (Universität Kassel) und promoviert zu den *cahiers de doléances*. Sie publizierte zu historischer Phraseologie, Politolinguistik, Orthographie und zur Unternehmenskommunikation im Web 2.0. Für ihren Aufsatz „«Nous multiplierons les chansons, les concerts, les spectacles». L'argumentation de François Hollande face aux attaques terroristes du 13 novembre“ (zusammen mit Aline Wieders-Lohéac) wurde sie 2017 mit dem Reinhard-Kiesler-Preis ausgezeichnet. Seit 2015 arbeitet sie am Projekt Frasledia (Universität de València) mit.

Kerstin Kloster studierte Französisch und Mathematik an der Johannes Gutenberg-Universität sowie *études littéraires* an der Université du Québec à Montréal. Seit April 2013 arbeitet sie als Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Romanischen Seminar in Mainz. Im Rahmen ihrer Dissertation beschäftigt sie sich mit Erinnerungsformen im zeitgenössischen haitianischen Roman. Sie ist Mitglied des Deutsch-Französischen Doktorandenkollegs der JGU und der Université de Bourgogne. 2013/14 erhielt sie das Forschungsstipendium Jean-Cléo Godin des CRILCG/Université de Montréal. Publ.: zusammen mit Dumontet, Danielle/Porra, Véronique/Schüller, Thorsten (2015) (ed.): *Les lieux d'oubli de la francophonie*, Hildesheim, Olms.

Christian Koch studierte Französisch, Spanisch und Italienisch auf Lehramt an der Universität Kiel. Anschließend arbeitete er als Lehrbeauftragter für romanische Linguistik in Kiel und als DAAD-Sprachassistent in Ecuador. Von 2012 bis 2014 absolvierte er das Referendariat in Kiel und ging anschließend an die Universität Siegen, wo er seit 2014 als wissenschaftlicher Mitarbeiter für angewandte Sprachwissenschaft beschäftigt ist. Zudem ist er seit 2015 als Lehrkraft für besondere Aufgaben in der romanisch Fachdidaktisch an der Universität Duisburg-Essen beschäftigt. Zurzeit arbeitet er an einer Dissertation zum romanischen Sprachfamilienpolyglottismus.

Melina Riegel studierte im Bachelor Romanische Philologie (Spanisch, Französisch, Katalanisch) und Biologie in Münster (Westf.), Salamanca und Besançon. Im Anschluss an ihren Master in Romanistik in Freiburg (i. Br.) und Barcelona promoviert sie seit September 2015 an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg zum Thema des Sports in der spanisch-sprachigen Literatur des 20. und 21. Jh.s.

Julia Sánchez-Rodríguez studierte Audiovisuelle Kommunikation an der Universität Sevilla und absolvierte den binationalen Masterstudiengang Interkulturelle Europa Studien an der Universität Regensburg und Madrid. Nachdem sie an verschiedenen wissenschaftlichen Projekten in Regensburg teilgenommen hat, arbeitet sie an Ihrer Promotion mit dem Titel: „Der 15-M als historischer Bruch der politischen Kultur Spaniens. Eine Analyse transversaler Diskurse in Dokumentarfilmen zum 15-M“. Das Ziel der Arbeit ist die Grundlagerecherche bezüglich des kulturellen Einflusses von Dokumentarfilmen auf kulturelle Bewegungen wie der 15-M Bewegung.

Corina Schmauser (geb. Leithner) studierte 2002–2008 Italo- und Galloromanische Philologie sowie Klassische Archäologie an der FAU Erlangen-Nürnberg. 2011–2013 war sie Wissenschaftliche Mitarbeiterin für Italienische und Französische Sprachwissenschaft an der Uni Passau und anschließend als Lehrkraft für besondere Aufgaben und Lehrbeauftragte in der Romanistik Erlangen sowie als freiberufliche Sprachtrainerin tätig. Nach einer Weiterbildung zur zertifizierten Social Media PR-Managerin arbeitet sie seit Juli 2015 bei einem Industrieunternehmen in Würzburg (Teamassistentin mit Übersetzungen). Thema ihrer Dissertation sind „*I vizi del favellare*“: *Barbarismus und Solözismus in italienischen Grammatiken der Frühen Neuzeit*.

Michael Schmitz absolvierte ein Studium der Romanischen Philologie (Französisch) und Japanologie (Linguistik) an der Ruhr-Universität Bochum mit Auslandsaufenthalten in Frankreich (Praktikum) und Japan (FSJ). Seit 2014 arbeitet

er als studentische Hilfskraft am Lehrstuhl von Prof. Dr. Gerald Bernhard. Seine Forschungsschwerpunkte sind Semantik, Kognitions- und psycholinguistik der Verarbeitung von Konkreta und Abstrakta, Grammatikalisierungs- und Lexikalisierungstheorie.

Kai Schöpe studierte Latein, Italienisch und Philosophie an der Humboldt-Universität zu Berlin sowie an der Università degli Studi di Siena. Seit 2011 arbeitete er als studentische Hilfskraft im Unterprojekt „Übersetzung der Antike“ des Berliner SFB 644 „Transformationen der Antike“, dem er als kooptiertes Mitglied angehört. Von Oktober 2012 bis September 2015 war er Promotionsstipendiat der Friedrich Schlegel Graduiertenschule für literaturwissenschaftliche Studien (Freie Universität Berlin). Die dort entstandene Arbeit erscheint bei de Gruyter unter dem Titel „Disjunktion und Diskrepanz. Italienische und Französische *Aeneis*-Travestien des 17. Jh.s als burleske Antiketransformationen“.

Emanuele Ventura studierte Klassische und Italienische Philologie an der Università Sapienza in Rom. Seit November 2013 ist er Doktorand an der Università per Stranieri di Siena mit dem Forschungsprojekt: *La lingua medica medievale nei Volgarizzamenti della Chirurgia Magna di Bruno da Longobucco*. Zu seinen bisherigen Publikationen gehören unter anderem „Latinismi e grecismi nella prosa di Vincenzo Gioberti“ (2014; in: *Studi di lessicografia italiana XXXI*, 267–300) und „Il Rapimento di Proserpina di Claudiano tradotto da Marcantonio Cinuzzi: sperimentalismo e questione linguistica a Siena tra Cinquecento e Seicento“ (2015; in: *La lingua italiana XI*, 67–92).

Anna I. Wörsdörfer studierte von 2005 bis 2011 Romanistik, Germanistik, Geschichte und Komparatistik (Magister) in Gießen und Besançon. Bis April 2016 war sie als Wissenschaftliche Mitarbeiterin im DFG-Projekt „Literarische Mittelalterbilder im Frankreich des 18. Jh.s“ tätig und promovierte mit einer Dissertation gleichen Titels. Zurzeit arbeitet sie als Postdoc-Stipendiatin an ihrem Habilitationsprojekt. Ihre Arbeitsschwerpunkte liegen auf Mittelalterrezeption, Erinnerungskulturen und *femme fatale*. Für ihren Aufsatz „Vom ‘bon sauvage’ zum französischen Ritter *par excellence*. Die ‘Matière de Bretagne’ als Streitobjekt konkurrierender Erinnerungskulturen in Jean-Pierre Claris de Florian’s Mittelalternovelle *Bliombéris* (1784)“ (in: *promptus – Würzburger Beiträge zur Romanistik 1*) wurde sie 2017 mit dem Reinhard-Kiesler-Preis ausgezeichnet. Publ.: (2012): „Auf Spurensuche im Mittelalter. Erkenntnismodelle im postmodernen Mittelalter-Kriminalroman am Beispiel von Sophie Cassagnes-Brouquets *Un Mystère en Brocéliande* (2004)“, in: *Romanistische Zeitschrift für*

Literaturgeschichte 36, 371–396; (2014): „Fortschrittskult vs. Sehnsucht nach der guten alten Zeit. Zeitbewusstsein und Geschichtsmodelle im 18. Jh. bei Voltaire und de Fontanes“, in: *Germanisch-Romanische Monatsschrift* 64, 429–445.

Hiba Zamzami studierte an der Universität Bonn Romanistik und Germanistik mit der Sprachenkombination Spanisch und Französisch. Sie absolviert zurzeit an der Universität Zürich einen interdisziplinären Master in Kulturanalyse, Gender Studies sowie allgemeiner und vergleichender Literaturwissenschaft. Neben dem Studium arbeitet sie als freie Übersetzerin und Redakteurin. Ihre Interessenschwerpunkte sind Identitäts-, Gender- sowie postkoloniale Theorien. Ihr besonderes Interesse gilt der interdisziplinären Abhandlung von Fragen rund um Subjekt, Macht und Sprache.

Forum Junge Romanistik

In der Akademischen Verlagsgemeinschaft München erschienen:

Band 22

Beate Kern, Jennifer Roger, Stefan Serafin,
Anna Charlotte Thode (edd.)

(Un-)Sichtbarkeiten

Beiträge zum XXXI. Forum Junge Romanistik in Rostock

(5.–7. März 2015)

Akademische Verlagsgemeinschaft München, 2017

ISBN: 978-3-95477-057-1

Band 23

Julien Bobineau, Julius Goldmann, Stefanie Goldschmitt, Robert
Hesselbach, Gabriella-Maria Lambrecht (edd.)

Zentrum und Peripherie

Beiträge zum 32. Forum Junge Romanistik in Würzburg

(16.–19. März 2016)

Akademische Verlagsgemeinschaft München, 2018

ISBN: 978-3-95477-082-3

